This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

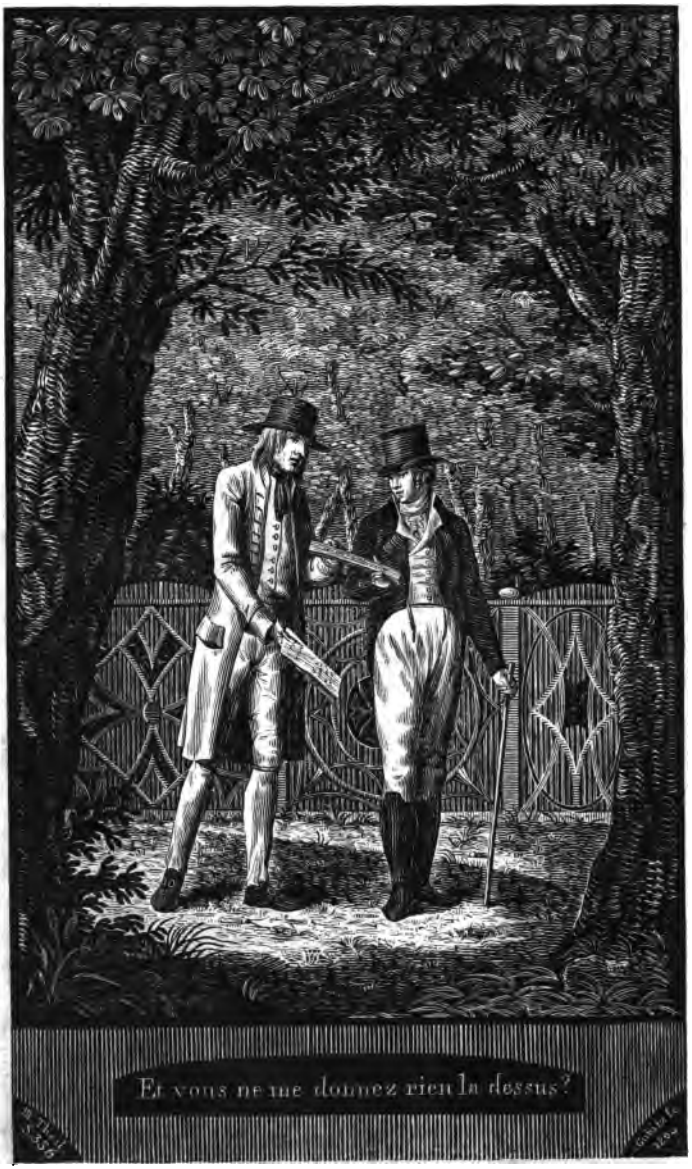
FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. III B. 126

Ernst Moritz Arndts

Reisen.

Dritter Theil.


Et vous ne me donnez rien là dessus?

Ernst Moritz Arndts

Reisen

durch einen Theil

Teutschlands, Ungarns, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799.

Dritter Theil.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Holzschnitt von Gubitz.

Leipzig 1804.
bey Heinrich Gräff.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Abreise von Genua nach Nizza,
den 20sten März.

Meines Bleibens war endlich nicht länger hier, und ich sehnte mich auch bei den bösen kriegerischen Aussichten herzlich von Italien weg. Für die Seereise waren wieder die alten Gründe. Um 22 Uhr war unsre Ladung fertig — denn ich muß doch einmal die Lust haben, die Stunden italiänisch zu zählen — und wir segelten mit günstigem Winde ab und freuten uns der westlichen Bucht hinter dem Fanale, des reitzenden Sestri und der fortlaufenden Küsten, die aber allmälig immer rauher und öder werden, und nur einzelne freundliche Stellen zeigen. Dies war die letzte Freude des Landes: denn bald hatten wir nur die Sterne der Nacht über und die Wellen des Meeres unter uns. Unsre Ladung war eine der lustigsten und gemischtesten, und ich hatte sie eben darum gewählt, obgleich ich mit dem Courier, der denselben Tag nach Nizza abging, schneller, bequemer und wohlfeiler hätte reisen können. Die Hauptladung machten 48 Galeerensklaven, oder zu den Galeeren Verdammte, mit einer Eskorte von 15 Gens-d'armes und einigen Officieren. Außer diesen waren mehrere Soldaten und Officiere, Jäger, Freiwillige, Officierweiber und einige Kaufleute, ferner ein Paar desertirte östreichische Officiere, die böse Dinge gemacht hatten und nun nach Frankreich gingen. Alle, außer den ersten, für

welche das Schiff bedungen war, waren als Passagiere darauf. Die Galeriens waren alle Soldaten und zwar wegen mancherlei Verbrechen und Vergehungen auf längere und kürzere Zeit verurtheilt. Die übrigen, sowohl Officiere als Soldaten, gingen immer als Kameraden mit ihnen um, und so machten wir andern Passagiere es nach und konnten es ohne Grausen thun, da hier französischer Ton war und nicht jene teutsche Steifheit, die andern gleich ihren Zustand auf die Stirn mahlt, und einem, der Ketten an den Füßen hat, auch sogleich Ketten ans Gemüth legt. Der Teutsche kann nur immer Eines Zustandes in Einer Zeit genießen, worein er sich gleichsam hineinfrißt, wie die Maus in den holländischen Käse; die Leichtigkeit des Franzosen läßt ihn in einem kleinen Zeitraum durch viele laufen. Der Gedanke ferner, daß viele dieser Armen für Vergehungen büßen sollen, die auf der Wage der Menschlichkeit sehr leicht wiegen, nicht aber so auf der Wage des Gesetzes und der Subordination; der Gedanke, daß Jugend und Krieg in Uebereilungen stürzen, die das Gesetz und die Ordnung strenger strafen, die aber der Mensch menschlich beweinen und richten muß, machte diese Gemeinschaft gar nicht unnatürlich. Es war größtentheils junges Blut und manche mit dem ersten Flaum am Kinn; ja die meisten Gesichter waren noch eine glatte Tafel und erregten also doppeltes Bedauren. Doch gab es einige halsbrechende und desperate und ein Paar des Galgens würdige. Von allen aber war mir keines widerlicher und abscheulicher, als das eines Teutschen. Ein langer Kerl mit krausem Mohrenhaar und dünnem Sprossenbart, länglicht gespaltenen Augen, die tief und halbgeschlossen unter der spitzen Stirn lagen. So viel Tücke und Luchsartigkeit und verschlossene Feigheit habe ich selbst in Genua kaum gesehen. Ich sah ihn weder lachen noch sprechen, doch sagte er zu einem der desertirten Kroatenofficiere das für mich häßlich tönende Wort: ich bin ein

Teutscher, ein Nassauer hinter Frankfurt her. Vor allen der liebste war mir ein Touloner, der sich mit seinen Ketten immer zu uns hielt, ein schöner stattlicher Mann mit einer Lustigkeit und Jovialität, die alles um ihn belebte und ihn die Ketten nicht fühlen ließ. Auch kann er am Herzen keine hängen haben; sein Verbrechen ist, trunknen Muthes gegen einen Officier ausgeschlagen zu haben. Er hatte Geld und Wein und Früchte vollauf und traktirte alle Welt und bot selbst unsern Damen an, denen er sich durch die Fesseln nicht untergestellt glaubte. Gleich sein Eintritt machte mir ihn merkwürdig: citoyens, ces fers ne m'incomodent pas, rief er, le seul qui me fait de la peine est d'entendre les lâches Italiens crier: ecco i ladri francesi! Er sang und scherzte in Einem Athem.

Diese Sklaven, die Gensd'armes, Officiere und Passagiere, alles lag und saß unter einander auf dem Verdecke und im Schiffsraum. Selbst die französischen Weiber konnten sich darein finden und unterhielten sich ohne Anstoß mit diesen braven Burschen, (braves garçons) wie sie nur genannt wurden, so wie sie in allen natürlichen Dingen keinen Anstoß kennen. Eine von ihnen offenbarte sich durch ihre Schüchternheit und Schaam gleich als eine pauvre Allemande, obgleich sie gut französisch sprach. Ich hütete mich immer, meine Teutschheit an den Tag zu legen und wickelte mich steif in meine Schwedenhaut ein; denn die Franzosen achten die Teutschen jetzt nicht. O, mögte man rufen: exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Diese war von den Weibern die jüngste und liebenswürdigste und unstreitig die gebildetste, nahe bey Strasburg am Rhein gebohren und schön, wie die Rheinländerinnen pflegen. Sanftheit und Zartheit sprach aus allen ihren Zügen; zwei kleine Kinder, ein liebes Mägdlein von vier Jahren und einen saugenden Knaben hatte sie mit sich. Sie reiset, wie die andern Officiersfrauen, auf öffentliche Kosten und muß sich also schon so eine Einfrach-

tung gefallen lassen, obgleich die Reise zu Wagen von Genua nach Nizza gleichfalls gefährlich und wegen der Berge und schlimmen Straßen oft unmöglich ist. Sie ist das Weib eines Dragonermajors, den sie im Anfange des Krieges geheirathet hat, und der jetzt mit einigen andern Blessirten aus Aegypten in Marseille angekommen ist, sich von seinen Wunden heilen zu lassen, und dahin sein Weib zu sich berufen hat. Sie hat mich unbeschreiblich gejammert; denn sie litt auf der Fahrt außerordentlich; nicht bloß das Meer, sondern alles machte ihr Angst, und wahrlich, unsre Gesellschaft war wohl für wenige Weiberseelen gemacht. Außer ihr war da eine andere Officiersfrau, eine reine Französin, ein beherztes, muntres Weib, mit einem hübschen Knaben, den sie wohlgefällig mit den Worten vorwies: mon mari a bien scu faire un bon garçon. Sie ängstete und genirte nichts, obgleich sie dem Seeübel nicht entging. Neben ihr war die dritte in der Ordnung mit einer großen Nase und einem häßlichen Gesicht, launisch und beißig wie die Häßlichen meistens; sie war meine unliebe Nachbarin. Zwei andere Weiber, eine Fabrikantenfrau aus Lyon und eine ähnlichen Schlages aus dem teutschen Lothringen, saßen in ihrem eignen Zauberzirkel einander gegenüber, und unterhielten die Gesellschaft durch ein beständiges Zanken und Keifen, wobei die Teutsche oft zum allgemeinen Spaß mit teutschen Schimpfwörtern einfiel, so daß ich fast in meinem Leben nichts so drolligtes gesehen, noch mehr gelacht habe. Sie waren erstlich die besten Freundinnen, aber die Hunde, die sie statt aller Gesellschaft bei sich hatten, zerfielen mit einander und gaben nachher von Zeit zu Zeit das Signal zu neuen Ausfällen. Sie hießen sehr ominös Margarethe und Marie. Die Lyonerin gab von der Marie eine Genealogie bis auf den Urgroßvater, der ein Landsmann vom genfer Bürger Rousseau war, und küßte sie dann herzlich. Auf meine Frage, ob sie keine Kinder hätte, sagte

ſie, mit einigem Behagen das kleine Thier an die Bruſt drückend: celle-ci eſt mon unique enfant; je crois, que je n'aimerois jamais tant un autre — O Menſchenherz, wie kannſt du dich verwöhnen? Dieſe beiden Weiber gehörten eigentlich nicht zu den Menſchen des Schiffes; ſie ſtimmten nie mit ein. Doch der widerlichſte aller war mir ein franzöſiſcher Kaufmann, ein egoiſtiſches Thier, ein ſolcher Phlegmatiker, daß eine Welt hätte neben ihm zu Grunde gehen können, und er hätte nicht aufgeſchaut, wenn es ihn nur nicht berührt hätte. Er hatte auch keinen Funken franzöſiſcher Artigkeit, belächelte alles mit Selbſtgefälligkeit und ließ ſich die Dienſte und Sachen andrer Leute doch ganz wohl gefallen. Officiere und Soldaten waren Eins mit den Galeerenſklaven. Man lachte, man trank und ſang, und ein Lied der Armen war mir äußerſt rührend, eine Klage über ihren Zuſtand, die ſie mit einer ſchönen Melodie ſangen. Bei den Worten: Nous, privés des droits civiles, à vous, citoyens, un ſpectacle ſerons traten mir die Thränen in die Augen. Sie ſelbſt aber waren meiſtens luſtig und ſchwatzten über die Möglichkeit, daß ein engliſcher Kaper kommen und ſie von Toulon retten könnte, indem ſie lachend zu den Officieren ſagten: eh, citoyens, alors vous auriés le pis. Aber jene erwiederten, die Engländer würden ſie gleich am erſten beſten Landungsplatze wieder abliefern, wie ſie es mit jenen gemacht hätten, die man in England ans Land ſetzte.

So kam unter mancherlei Spaß und Geſchwätz die Mitternacht und mit ihr ein raſender Sturm. Alles ward nun in den Raum hinabgetrieben, damit die Schiffsleute arbeiten konnten. Das Waſſer ſchlug in die Luken des Verdecks und auch dieſe verſchloß man und zündete uns ein trübes Lichtlein an. Eine böſe Nacht begann. Die Menge Menſchen machte es heiß zum Erſticken und die remards fingen an; ſo nennt man nemlich die Wirkungen des Seeübels. Das Heulen des Sturms, das Lärmen

der Schiffer, das Krachen der Rippen des Schiffs, das Wimmern und Jammern der Weiber, das Schreien der Kinder und die Todtenstille alles Gesanges und aller Rede, die eben noch so munter waren, das trübe Dämmern des Lichts und der Gestank der Füchse, das alles konnte einem den Kopf wohl verwirren. Die Meisten machten Füchse, einige beteten, andre fluchten, andre klirrten mit ihren Ketten; die Weiber schrieen: nous sommes perdues; die Galeriens: il vaudroit mieux mourir par la sabre, que par la mer maudite; vom Schiffer hörten wir die vernehmlichen Worte: se tocchiamo la terra, tutt' e finito. Ich, als ein halber Seehund, hatte vielleicht die wenigste Furcht, und mich tröstete der Gedanke, daß die meisten von uns keine Heiligen waren und also keine Furcht sei, was Schlimmes zu befahren, ein Gedanke, der mir zugleich ein Lächeln abnöthigte, obgleich mein Ohr hörte, wie die Planken bei jedem andringenden Wasser krachten. Das ärgste war unsre physische beklommene Lage und nur durch zerschnittene Citronen, worein ich Mund und Nase drückte, rettete ich mich bei den ekelhaften Scenen umher vor der Seekrankheit.

So kam der Morgen und mit ihm eine gänzliche Windstille. Man öffnete die Luken und die gelben und grünen Gesichter erschienen nun größtentheils auf dem Verdecke und freuten sich der Morgensonne; aber Lebenslust und Freude waren dahin; alles war für heute still und sehnte sich nach Ruhe. Ich unterhielt mich einige Zeit mit den Officieren über die Teutschen und Italiäner, und das Resultat war: Der Teutsche ist brav und mitleidig, aber seine Officiere taugen nicht viel; aber der Italiäner ist feige und schurkisch allenthalben und nur gut für den Dolch und die Nacht. So haßt sich dies Volk und man will ihm die Freiheit einimpfen? Die Heerden von Delphinen, die in großen Haufen nahe am Schiffe vorüberspran-gen, gaben uns einige Stunden eine frohe Unterhaltung;

es wurden selbst mehrere Schüsse auf sie gethan, welche aber nichts ausrichteten. Wir waren bei Tagesanbruch gegen San Remo, dem niedlichsten Städtchen der ganzen Küste von Genua bis Nizza, wo wir ein Stündchen aussliegen, und uns an der Landluft und den Früchten des Landes erfrischten. Dies ist fast der schönste Garten Hesperiens, den ich gesehen habe. Am Meere ist die Küste flach und sandig und in diesem Sande wachsen schon eine Menge orientalischer Palmen, nicht bloß zur Zierde, sondern ihre Früchte werden auch reif. So steigt die schöne Bucht hinter dem freundlichen Städtchen immer in Hügeln bis zu grauen Bergen empor, die erst noch Oelbäume und Kastanien und in weiter Ferne ihre beschneiten Gipfel zeigen. Der untere Theil ist nur Ein blühender und duftender Garten der Hesperiden, ein einziger grüner Wald von Orangen und Citronen, unter denen viele Mandelbäume, Pfirsiche und Feigen sich mit wechselndem Laube zeigten. Wir hatten in diesen Gärten, wo die Weiber und Mädchen zum Theil auf und unter den Bäumen mit dem Pflükken der Früchte beschäftigt waren, vielen Spaß, und stiegen, jeder mit einer Ladung Orangen, die zum Theil für ein freundliches Wort geschenkt waren, jubelnd wieder zu Schiffe, indem jene uns noch lange nachwinkten und schrieen. Es versteht sich, daß diesmal die Gefesselten nicht von der Gesellschaft waren. Dieses San Remo ist für die Südfrüchte der erste Platz in der ganzen Republik. Gegen neun Uhr kam ein Wind auf, der uns aber gerade entgegen und also schlimmer, als die Windstille, war. So mußten wir den ganzen Tag hin und her bugsiren (bordeggiare, traverser) und kamen nur gegen sechs Uhr des Abends vor Manton, das wir schon am Morgen ganz nahe sahen. Wir hatten gegen Mittag, damit auf dieser kurzen Fahrt nichts an Abentheuern und Gefahren fehlen sollte, noch eine Probe von Aufruhr. Die Gefesselten hatten wider Befehl zum Theil Wein mit sich, oder es ward

ihnen auch aus dem gemeinschaftlichen Vorrath und von den Passagieren gereicht. So war es gekommen, daß einige von ihnen allzuviel von diesem edlen Safte genossen hatten. Zuerst merkte man es nur an einigen lauten Stimmen; aber endlich fingen sie an, sich unter einander zu raufen und zu zausen und mehrere hatten sich von ihren Beinketten losgemacht. Die Officiere suchten sie in Güte zu besänftigen, aber alles umsonst; sie bellten wider und schimpften. Nun ward zu den Waffen kommandirt; die Gendarmes schnallten ihre Säbel um und machten ihre Gewehre in Ordnung, während jene Stücken Holz und Stangen der Schiffer faßten. Hierein schallten die Ketten und Flüche der Gefesselten und das Winseln und Jammern der Weiber, die nichts weniger, als ein förmliches Gefecht erwarteten und den Himmel für sich und ihre Kinder anriefen. Aber es ward so schlimm nicht. Man trieb die Widerspenstigen unten in den Raum mit einigen Kolbenstößen, die andern gingen gutwillig und bald war alles vergessen und die alte Stille und Gemeinschaft unter der Gesellschaft wieder hergestellt. Die Soldaten baten die Officiere, nichts daraus zu machen: Wir sind ja alle Franzosen und diese hier unsere alten Kameraden; es wäre eine Schande, wenn man erzählte, daß Franzosen sich unter einander geschlagen hätten. Der Schlaf und die Ermattung bemächtigten sich endlich der Feuer- und Weinköpfe und der zweite Abend und die zweite Nacht waren traurig und stumm.

Die Küste von San Remo bis Manton hat meistens einen schmalen Streifen eines flachen Ufers und abwechselnd liebliche Oelpflanzungen und Hügel mit Orangen- und Citronenwäldern, unter denen die rothen Pfirsich- und Aprikosen- und die weißen Pflaumen- und Kirschenblüthen hervorschimmerten. Höher hinauf sind die Berge kahl und traurig und am höchsten hinaus mit Schnee bedeckt. Alte Gemäuer und Thürme aus den längst verschollenen Ritter-

zeiten nicken sehr häufig von den Höhen und Hügeln herab und stehen im finstern Gegenschein gegen die Wohnungen im Thale und am Meer, die mit schimmernden Fenstern und Ziegeldächern einen gar freundlichen Anblick gewährten. Besonders schön aber ist das Thal und die Bucht von Manton und hat alles, was dem Auge und Herzen einen hesperischen und idalischen Frühling reizend und zauberisch machen kann. Auch die Palmen stehen hier reichlich, die ich bei San Remo bewunderte und die hie und da spärlich an der ganzen Küste erscheinen. Eine Meile etwa vorher ist die Gränze der ligurischen und französischen Republik und beginnt das Departement des Alpes maritimes, deren Hauptort Nizza ist. Umsonst war meine Freude, hier aussteigen und unter den Citronenwäldern spazieren zu können. Wir wollten in der That erst anlegen wegen des schlechten Windes, aber der Kommandant wehrte uns, ans Land zu kommen wegen strenger Quarantänebefehle, die er vorschützte; aber, wie unsre Officiere fluchten, aus Knickerei, weil er sie sonst hätte traktiren müssen. So lagen wir bis über die Mitternacht vor Anker und segelten dann mit einem bessern Winde um die Küsten von Monaco und Villa franca in den Hafen von Nizza ein, nachdem wir zu einer Fahrt, die man oft in 12 bis 15 Stunden macht, über 36 gebraucht hatten.

Um 7 Uhr des Morgens ward alles munter und lebendig. Wir stiegen aus und gingen nach der Municipalität, um unsre Pässe vistren zu lassen, und so ein jeder nach seinem Gefallen weiter zu reisen. Alles war frohes Muthes, und selbst meine Elsässische Landsmännin lachte hier zum ersten Mal. Alle wurden auch froh entlassen, ich aber empfing ein widerliches Verdammungsurtheil, welches mir erst sehr unleidlich in die Ohren klang, nachher mir aber nicht leid gewesen ist. Man sagte mir, ich könne nach einem neuen Gesetze als Fremder nicht weiter in Frankreich reisen, bis man meine Pässe an den Polizeiminister

in Paris geschickt, und von ihm die Resolution erhalten habe, ob ich meine Reise fortsetzen dürfe. Das könne leicht einen Monat währen. Ich hätte also nun die Wahl, ob ich in dieser Hoffnung hier warten, oder wieder nach Italien umkehren wolle. Ich wählte das Erste, erhielt eine Sicherheitskarte, die von 10 zu 10 Tagen unterschrieben ward, und mußte so vier Dekaden hier leben, ehe ich einen neuen Paß von unserm schwedischen Gesandten, dem Baron Stael von Holstein, aus Paris erhielt, der vom damaligen Polizeiminister Duval unterzeichnet war. Die Nothwendigkeit hat ihren Trost und man lernt sie auf Reisen ehren. Ich faßte mich, miethete mir ein Zimmerchen und lebte in Nizza in einer Jahrszeit, worin oft viele hundert Engländer sich unter diesem heitern Himmel und an dieser freundlichen Natur erlabt und vom Todschießen gerettet haben. Ich wohnte in einem schönen Hause auf einer Höhe zwischen der Stadt und dem Hafen, wenn man vom Corso kömmt, unter dem Felsen der alten Citadelle und über den Klippen des Meers, welches gleich unter meinem Fenster braust, aus welchem ich die ganze schöne Bucht bis an den Var, und fern im Norden die Schneealpen der Provence und Savoyens sehe.

Nizza die Stadt und die Gegend umher, nebst einigen Zufälligkeiten und Anhängseln.

Ich werde hier so recht meinem Genius folgen, und alles so hinwerfen, wie es grade folgt in meinem Kopfe, oder in der Zeit. Der fatale Aufenthalt hier, der mir zuerst so schlimm däuchte, ward mir nach und nach, wenn nicht lieber, doch lehrreicher, und besonders die kriegerischen Begebenheiten in Italien brachten manches hieher, was mich gleichsam mitten in das Getümmel der Schlach-

ten und in den Geist des bürgerlichen und militärischen Verwaltungssystems setzte, wovon ich sonst schwerlich einen rechten Begriff bekommen hätte. So läßt Gott den Seinen alles zum Besten dienen.

Ich machte sogleich den Tag meiner Ankunft, den 22. März, einen Spaziergang in dem schönen Thale, um mein verzagtes Gemüth zu trösten, und muß mir die Freude machen, nur durch einen Fingerzeig den Leser wissen zu lassen, in welcher Natur und unter welchem Himmel man hier lebt, besonders in einem Frühling, dessen Winter ein so strenger gewesen ist. Es ist hier jetzt, wie bei uns um Johannis. Die Wiesen sind hoch mit Gras und Klee bewachsen und von Bienen umsummt, aber leider von wenigen Lerchen besungen; dafür machen Frösche und Laubfrösche Musik, Gerste und Weitzen stehen ellenhoch; Bohnen und Erbsen duften in Feldern und Gärten; sie haben Mannshöhe und stehen in voller Blüthe. Die Oelbäume haben noch ihre ganze Frische, und die Orangen und Limonen beugen ihre grünen Bäume unter ihrem Golde nieder. Die Feigenbäume schlagen aus. Allenthalben sieht man die rothblühenden Pfirsiche und Aprikosen in Gärten und im Freien und die weißblüthigen Pflaumen und Birnen. Die Mandelbäume tragen die Blüthe noch in der Knospe und bilden die schönsten Alleen an Wasserbächen und Steigen, indem sie wie die babylonischen Weiden, ihr grünes Haar herabhängen lassen. Die Ulmen und Maulbeerbäume am Corso und an größern Wegen werfen schon Schatten unter ihren Zweigen. Kohl und Artischoken und Zwiebeln und Salate prangen in vollem Glanze und alle Gärten sind voll Lust und alle Fluren und Pfade voll fröhlicher und singender Menschen. So genießt sich hier der Lenz, dem nichts fehlt, als Vogelgesang; denn ferne sieht man auch die Berge der Provence und die Fantasie macht leicht den Flug zu dem petrarkischen Avignon.

Den 24. März. Schon um 7 Uhr des Morgens zog mich der Donner der Kanonen ans Fenster und bald brannte man auch die drei ab, die auf der Klippe unter meinem Fenster stehen und das Meer vor dem Hafen bestreichen. Ich wußte indessen nicht, was das alles bedeute, doch ließ mich die Lebendigkeit der Menschen und die Festlichkeit der Kleider nicht auf etwas Alltägliches schließen, und ich machte mich also gegen eilf Uhr, wo das Lärmen und Trommeln von der Stadt her immer lauter ward, aus meiner Einsamkeit und kam denn auch grade zu rechter Stunde an, um ein sehr ehrwürdiges und angenehmes Volksfest zu sehen. Es war nemlich diesen Morgen für die Volksrepräsentation die erste, oder weite, Wahl gewesen und für diese hatte man die Stücke abgebrannt und war nun unter dem Gewehr. Eben kam der Vorderzug die schöne Allee entlang auf mich zu. Voran marschirte die erste Abtheilung der hiesigen Truppen, die Officiere zur Seite, vor sich die flatternde Fahne der hiesigen Nationalgarde mit den Insignien der Freiheit, um welche die Söhne Tubals mit Trommeln und Pfeifen sich lustig hören ließen. Die Mitte hielten die Nationalgarden, ein schöner langer Zug, lauter Wahlmänner aus der Stadt und vom Lande, zum Theil in Uniform, zum Theil in ihrer bürgerlichen und bäuristhen Kleidung, jeder sein Gewehr auf dem Rücken und die Zierde des Mannes an der Seite, wie seinen ruhigen Blick in der Miene. Ich nenne den Zug schön, weil er schöne Gefühle erregte und aus freien und frohen Menschen bestand, die ohne Trotz und Uebermuth im Bewußtseyn ihres Glückes still einhergingen. Vor jeder Abtheilung wehte eine Fahne. Dann folgten die Magistrate und die Municipalität mit den Insignien ihrer Würde und der dreifarbigen Schärpe über der Schulter; ihnen voran traten vier Jünglinge mit den Fascen und einer ihrer Mitte trug das Gesetzbuch mit der Aufschrift: Constitution de l'an III. Hinter ihnen gingen die

heute gewählten, welche den letzten und engern Ausschuß, oder die Deputirten zur Versammlung erwählen, alle in Schwarz gekleidet und mit schwarzen Federbüschen auf den Hüten. Ihr guten Väter der Stadt und der ländlichen Hütten, verzeiht mir, wenn ich bei dem Gedanken lachte, wie dieser und jener sich unter den Pariserm und in der Versammlung als Deputirter ausnehmen würde; ich schämte mich gleich hinterdrein, bedenkend, daß jeder sich wohl ausnimmt, der ein Mensch seyn darf und die heiligen Pflichten und Rechte von Tausenden in seiner Person fühlt und darstellt. Den langen Zug schloß endlich eine zweite Abtheilung Militärs, und so ging er unter dem Jubel des Volks vollgedrängten Thüren und Fenstern vorbei mitten durch die Stadt bis zum Place d'Egalité, wo man Halt machte und die beliebten kriegerischen und republikanischen Hymnen anstimmte. Dann gingen die Municipalität, die Gewählten, die Officiere und Nationalgarden und jeder andre, der wollte, in die Domkirche, wo man alles für den heutigen Tag eingerichtet hatte. Eine feierliche Musik empfing die Eintretenden. Der Altar war in den des Vaterlandes und der Freiheit verwandelt, über ihm hingen die Fahnen der Republik und die Freiheitsmütze, und zur Seite auf Kartons die Grundgesetze des Staates; zu den Füßen des Altars stand die Bildsäule der Freiheit und trat das Ungeziefer, welches vergebens sie zu verderben sucht, und streute aus flammenden Becken Weihrauch, wohlgefälliger, als der, welchen die Priester anzünden, nicht wissend wem. Um diese heilige Göttin versammelten sich in tiefer Stille die Gewählten und die Municipalität. Mehrere Mitglieder der letztern hielten Reden an die Gewählten und an das Volk, worin sie beide ihrer Freiheit und Pflicht erinnerten und vorzüglich die ersten aufforderten, nach bestem Wollen und Wissen zu kiesen. Diese Reden wurden mit einem Vive la Republique! und mit donnernder Musik und Waffengeklirr vom Platz her unterbro-

chen, und endlich mit dem Gesange patriotischer Hymnen beschlossen. Der letzte Vers war aus der Marseiller Hymne: amour sacré de la patrie; ein lautes Vive! und Klatschen erscholl und jubelnd goß sich die Menge auf den Platz aus. Ich folgte still und traurend nach, denn was half mir mein lautes Vive? Auf dem Platze ordnete und stellte sich alles schnell wieder, die kriegerischen Märsche erschallten unter dem frohen Zuruf des Volks, und man marschirte den alten Weg zurück. Der Tag war ein festlicher; keine Arbeit und Mühseeligkeit, sondern Freude und Liebe. Der schöne Frühling schien sich seiner Kinder zu freuen, die Alten spazierten und schmauseten, die Kinder sangen einzelne Worte aus den Hymnen und tanzten, mit Blumen und Bändern geschmückt, die Buben exercirten auf den Wiesen vor der Stadt, fochten mit Stöcken und warfen papierne Freiheitsmützen in die Luft; selbst der Abend scholl von Gesängen aus den Häusern und auf den Gassen und Spaziergängen; Jungfrauen und Jünglinge tanzten noch um 10 Uhr unter den Ulmen des Corso. O, sei auch alles Täuschung, so ist das doch kein Spielwerk, was alle Kräfte des Menschen erhöht, und ihn kühner und edler macht. „Wer frei seyn will, kann es allenthalben seyn; denn es ist Werk des Gemüthes“ so ruft man uns tröstend zu: aber, ihr Guten, sagt mir ein wenig, woher nehme ich den Flug und Schwung, woher die Kühnheit und Gewalt des Freien, wenn alles Aeußere nur Gängelei und Gemeinheit zeigt? Der physische Mensch, der durch den Leib lebt, bedarf ewig des Aeußern und Sinnlichen, um das Innere und Uebersinnliche aus seinem Traum zu wecken und das Feuerelement zu entwickeln. Was mich den physischen Menschen ganz fühlen läßt, das ruft auch den moralischen aus seinem Schlummer.

Auch ein alter Fuchs läßt zuweilen Haar, sagt ein Sprichwort, welches sich auch an mir bestätigt. Ich habe alles, wie ich es im ersten Anschauen und Gefühl gefaßt

hatte, redlich wiedergegeben, und will nun zum Spaß einige Gloſſen über mich ſelbſt machen. Was ich fühlte, bleibt wahr, auch was ich ſah, bleibt es größtentheils; aber mit dem, was dahinter liegt, verhält es ſich etwas anders. Nach 14 Tagen erſt ward meinem ſüßen Wahn der Staar geſtochen, und zu meiner Beſchämung will ich auch dieſe Staarſtechung ehrlich erzählen und ſagen, was hinter dieſem ſchönen Schattenſpiel ſteckte. Zufällig las ich einige Affichen an der Ecke eines Platzes, die lange dort angeklebt ſeyn mogten, worin die Wahlmänner aufgefodert würden, ſich ja fleißig einzufinden und die gute Sache der Freiheit zu befördern, indem man zugleich andeutete, ſie mögten ſich durch die von Uebelgeſinnten verbreiteten Gerüchte nicht abſchrecken laſſen, als werde man gewaltſame Mittel, Drohungen und Einkerkerungen gebrauchen, um diejenigen zu Deputirten zu bekommen, welchen die Regierung die meiſte Zuneigung gegen ſich zutraue, Mittel, die in ſtürmiſchen Zeiten wohl angewandt wären. Dies machte mich aufmerkſam, und ich ſprach darüber mit einigen Offizieren und Bürgern, mit welchen ich ſchon die Bekanntſchaft einiger Wochen gemacht hatte. Sie lachten auf meine Frage: ob dergleichen hier wohl möglich ſey? „Möglich, fragt Ihr, Bürger? es iſt auch wirklich. Solche Dinge ſind wir Franzoſen nun einmal gewohnt, ſo mitzumachen. Wir ſind die Schauſpieler für die Regierung, und es geht uns, wie denen auf dem Theater, die, wann ſie einige Stunden großmüthig als Könige und Fürſten begnadigt und ausgetheilt haben, nach abgeworfenem Kleide daheim kaum finden, womit ſie den erſten Hunger und Durſt ſtillen. Ihr glaubt nicht, was hiebei für Menſchlichkeiten vorgehen. Alles ſteckt voll von Spionen, Anzettlern, Geldausbietern, die mit Worten und Schmeicheleien, mit Beſtechungen und Drohungen es ſo gut zu machen wiſſen, daß die Regierung gewöhnlich ihren Zweck erreicht, lauter Schaafsköpfe, oder Schurken, wie ſie, zu

Repräsentanten zu bekommen. Glaubt ihr, man könne doch dem redlichen und freien Bürger nicht beikommen, so irrt ihr euch. Da sitzen ihnen die Ausgeschickten und Helfershelfer auf dem Nacken, lauren auf die kleinste Vergehung gegen die zahllosen Gesetze und Dekrete, die sie nicht einmal alle kennen, suchen ihnen alle Vortheile einer Stelle und Bedienung abzuschneiden, kurz, machen sie so mürbe, daß sie wenigstens schweigen. So gewinnt man die Guten durch Furcht, die Schlechten durch Geld und Gleichheit der Gesinnung. Ja selbst eingekerkert hat man aus der Stadt und vom Lande mehrere Wahlmänner, die etwa ein freies Wort hatten fliegen lassen; aus denen macht man Meuter und Aristokraten. Jeder weiß, warum man sie gesetzt hat; aber jeder und sie selbst, wann sie los kommen, hüten sich wohl, es zu sagen." Ich schämte mich, nicht, daß ich mich geirrt hatte, sondern daß der Mensch so ein schlechtes Thier seyn und mit dem Schönsten und Heiligsten spielen kann.

Die Stadt ꝛc.: Die Stadt liegt länglicht von Osten nach Westen, und hat nördlich einen Bergstrom und südlich einen Berg mit der Citadelle, zwischen welche sie eingeklemmt ist und sich in Form eines Zugnetzsackes weiter und breiter nach der westlichen Meerseite ausbreitet. Auch so ist ihre Länge nicht beträchtlich und läßt sich vom Place de la Republique bis ans westliche Ende bequem in 10 Minuten durchmessen. Ihre Mitte, das heißt, alles, was zwischen den beiden großen Plätzen liegt, ist unbeschreiblich häßlich. Die Gassen sind nach Genueser Art, und die nach dem Berge hin so höckerig und hügelig und eng, daß man ganz genuesisch auf- und absteigen muß, und sie nur für die Passage eines Eseleins mit seinem Doppelsack gemacht scheinen. Wie es zur Zeit des Sirius in diesen Löchern dampfen muß, das läßt sich denken. Die Häuser sind meistens drei, vier Stock hoch, aber nicht nett genuesisch, sondern schmutzig, obgleich sie das Ziegeldach voraus haben.

ben. Man sieht häufig einen Auswuchs an ihnen, selbst an den schönern, der ihnen wahrlich nicht zur Zierde gereicht, eine Art Abtritte, oder Tauben- und Käsehäuser, welche, in der Luft schwebend, am dritten, vierten Stock angebracht sind, und zuweilen als Balken, öfter zu allerlei Hausbequemlichkeiten, zum Aushängen und Trocknen der Wäsche und dergleichen, oft auch zu unedlerm Gebrauche dienen. Sie sind gewöhnlich in der Mitte offen, und haben an den zugebauten Enden kleine Brillen zum Ausgucken. Das Pflaster der Gassen ist von kleinen spitzen Steinen, welche äußerst scharf und spitz empor stehen und sie für den Fußgänger sehr unleidlich machen, und weil die Stadt niedrig liegt, und die wenigsten von ihnen einen Sonnenstrahl haben, so sind sie bei dem kleinsten Staubregen sogleich kothig und bleiben es noch nachher. Besser, als dieser häßliche innere Häuserklumpen sind die Außenseiten, d. h. die westliche am Corso und Meere, und die östliche an der Straße ins Piemont, so wie ein Theil der nördlichen Außenseite an dem Bergstrom. Da giebt es schöne große Häuser, viele von stattlicher Länge, und die meisten vier, fünf Stock hoch, welche diesen Enden ein sehr gefälliges Ansehen geben. Zuerst am Ostende ist der schöne Platz de la Republique, welcher die Stadt hier schließt, ein so schönes und geräumiges Quadrat, als sich nur eine der größten und prächtigsten Städte wünschen mögte. Er ist rund umher bebaut, und seine Anlage reicht nicht über 30 Jahre hinaus. Die Gebäude haben fast alle Loggien unten im ersten Stock, wo Casini für die Kehlen und Magen, Kaffehäuser, Höckereien, Weinschenken, auch Buden und Galanteriekrämer sind. Auf diesem Platze prangt auch der erste Freiheitsbaum, der todte und dreifarbige, mit der Mütze; die andern Plätze haben nur kleinere lebendige mit Zweigen und Blättern. Ein vormals schönes Thor, welches zusammenbröckeln wird, wenn man ihm nicht bald hilft, führt ins Piemont. Am westlichen

Ende hat man zuerst, wo es hübsch wird, den Place d Egalité mit seinen zuführenden Straßen; er ist um die Hälfte kleiner, als der Platz der Republik, aber auch so noch ein ganz feiner. Hier ist die Kaserne und das Postamt, und zu einer Seite das stehende Lazareth, und zum andern das Gemeindshaus mit schönen Straßen. Dies ist der Platz der öffentlichen Versammlungen und der bürgerlichen und militärischen Aufzüge, so wie der täglichen Parade. Nordwestlich laufen noch einige kurze Gassen, die breit und hübsch sind, bis ans Meer hinan. Westlich ist nun der sogenannte Cours oder Corso unweit dieses Platzes, etwa 300 Schritt lang, mit schönen Ulmen umpflanzt; die lebendigste und niedlichste Promenade der Stadt, die aber darum doch selten recht lebhaft ist. Links hat sie die Stadt und rechts das Meer, welches ihr aber verbaut ist. Es läuft nemlich von ihrem Anfang bis über ihre doppelte Länge hinaus eine Art Bollwerk, oder Esplanade am Meere hin, etwa 24 Fuß hoch. Diese hat unten an der Promenade hübsche Casini zu Kaffehäusern, Billards, und zu kleinen Buden von Galanteriehändlern und Krämern für die Magen und Kehlen. Mit der Promenade des Cours hören diese auf und geben größern Platz, die noch die doppelte Länge am Meer hin bis zu meiner Felsenwohnung hinauf wohnen. Diese Esplanade ist oben flach und mit Leimen und Steinen gepflastert. Man steigt aus der Allee seitwärts eine Treppe und zu beiden Enden hinauf, und hat hier einen feinen Spaziergang und eine reizende Aussicht auf das anspühlende und entfernte Meer, so wie unter sich den Cours mit seinen Menschen und Menschlichkeiten. Zu ihren beiden Enden sind Bastionen mit Kanonen bepflanzt gegen die plötzlichen Anfälle von Kapern und Korsaren. Nordwestlich läuft sie in einen Wall aus, welcher nördlich längs der Stadt und dem Bergstrom bis zur Place de la Republique fortgeht, anfangs mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist, und nachher noch kleine freund-

liche Gärtchen am Strom unter sich hat. Auch dieser Wall giebt eine ganz hübsche Promenade. Der Bergstrom, der gewöhnlich in einem dünnen Faden fließt, aber bei starkem Regen keck genug ist, scheidet die Stadt von der nördlichen Landschaft ab, mit welcher sie durch eine Brücke verbunden ist, die aus der Mitte der Stadt über ihn führt. Er ist jenseits der ganzen nordwestlichen Länge nach bebaut, und diese Straße läuft, immer in einer Entfernung von etwa 500 Schritt vom Meer, als eine hübsche Straße mit manchen sehr schönen Häusern über eine starke Viertelmeile fort an dem Wege, der zu dem Var und nach Frankreich führt. Auch an der Straße ins Piemont und zur Seite giebt es draußen noch manche feine Häuser, die aber zerstreuter liegen.

Jener südliche Berg über der Stadt macht eine Art Festung, welche vormals sehr stark gewesen ist, jetzt aber meistens mit den Ruinen alter Gemäuer und Thürme nur noch da liegt und einige Kanonen nebst 20 Mann zur Wache hat. Im Nordosten hängt er ziemlich abhängig über der Stadt, aber seine südöstlichen Seiten sind schroff und abgerissen; diese Seiten sind noch durch einige Bastionen vertheidigt. Seine rauhen Füße sind rund umher, wo es das Gestein nur erlaubte, noch mit Bäumen und kleinen Küchengärten eingefaßt. Im Norden über der Stadt hat er zugleich den Gottesacker am Mittelberge, wohin die Städter ihre Todten im Schweiß ihrer Stirne hinauf tragen müssen. Ich wohne gerade unter seinem südöstlichen schrofften Ende, welches immer Miene macht, mich nebst meinem Hause in das Meer mit hinabzurollen, von dem ich aber 20 Schritte entfernt bin. Dieser Berg mit den Trümmern seines alten Schlosses tritt freilich ein wenig unangenehm zwischen die Stadt und den Hafen, bis zu welchem sie sich sonst wohl ausgebreitet hätte und nicht so mit ihren engen Gäßchen duken dürfte, wenn er nicht wäre. Um ihn herum führen zwei Wege zum Hafen, der

eine über den Corso oder die Esplanade am Meere hin, der andre von dem Platze der Republik grader und näher. Dieser letzte bildet eine zweite und schöne Maulbeerbaumallee. Er ist aber nicht so lebhaft, als der erste, welcher mehr aus dem Centrum der Stadt kommt. Dieser erste, sobald die Esplanade und die Stadt zu Ende ist, führt schroff und eng um den überhängenden Felsenberg herum und ist durchaus ein künstlicher. Dicke gewölbte Spunden und gemauerte Lehnen sichern ihn gegen das Meer, wo ungeheure Felsenkugeln und Pyramiden und ausgewitterte Höhlen als Brustwehren vorliegen, wo auch bei dem stillsten Wetter ossianisch in mein Ohr die andringenden Wogen brüllen. Der Berg hängt steil über; erst lehnen sich noch einige Häuser an ihn, dann tritt er so nah über das Meer, daß nur für kleine Wagen ein Weg bleibt. Jetzt indessen haut und sprengt man fleißig an ihm, um den Weg zu erweitern. Dieser Weg vom Hafen bis in die Mitte der Stadt läßt sich indeß auch in einer Viertelstunde machen.

Das Meer macht zwischen dem Ausflusse des Var, der alten Gränze Frankreichs und der Landspitze des Leuchtthurms von Villa franca eine weite Bucht ins Land hinein, in deren innerster Tiefe Nizza liegt. Nahe bei der Stadt südöstlich war wieder eine kleine Bucht, etwa wie die abgeschnittene Mündung eines kleinen Flusses ins Land hineingehend. Diese hat man zu den beiden offenen Seiten mit einem kleinen Molo eingeschlossen und daraus den Hafen für die Stadt gemacht. Wann die Schiffe herein sind, so liegen sie zwischen Bergen südlich und nördlich und zwischen dem Molo westlich, wie in einem Sack. Der Hafen ist klein, indessen auch so jetzt leer, und man sieht fast nichts, als kleinere und selten mittlere ligurische und französische Fahrzeuge, die an den Küsten hinfahren und bei der Annäherung eines Korsaren unter die Kanonen irgend einer Bastion oder einer kleinen Bucht flüchten kön-

nen. Der Molo ist ein tüchtiges Werk zwischen 30 und 40 Jahr alt und bedarf, wie vieles hier, einer helfenden Hand, wenn er nicht heillos zerbröckeln soll. Als ein geräumiger Hafen dient der Stadt der von Villa franca, der nur eine kleine halbe Meile entfernt ist. Hier um den Hafen läuft auch noch ein Ring ganz hübscher Gebäude, und einige kleinere barackenartige für die Bedürfnisse des Matrosenschwarms zur Seite, gehen nach hinten hinaus. Hier findet man das Hauptzollamt, die Expedition für die Seesachen, und einige stattliche Gasthöfe und Kaffehäuser. Und diese, so wie die schönen Häuser der Stadt, tragen sichtbar die Zeichen des Verfalls und der schnellen Verwesung an sich, die nicht ausbleiben wird, wenn der Friede nicht bald alles wieder ins alte Gleis bringt, worin es indessen doch nie ganz wieder kommen wird.

Hier scheint mir der Ort, von der Entstehung dieser eleganteren Theile der Stadt ein Wörtchen zu sagen. Größtentheils sind sie englischen Ursprungs und jenes Volk, das jetzt das Schrecken des Meeres ist, war einst der Liebling des hiesigen Volks, als die Grafschaft Nizza noch zu Piemont gehörte; ja sie sind es noch bei vielen, welche die alten Fleischtöpfe Aegyptens mit der schwarzen Suppe der Sparter, die die Freiheit gebietet, nicht vertauschen wollen und insgeheim noch die alten Götzen anbeten. Viele Engländer nemlich, um dem todtschießigen Nebel und Kohlendampfe ihres Vaterlandes zu entgehen, fanden es gar bequem, hier längs der Küste bis nach Toulon hin fünf, sechs Monate des Jahres zu leben, nemlich von dem herbstlichen bis zum Anfang des Sommers. Manche alte und junge Sünder vermehrten diese Anzahl der Fremden, um hier leichter Uebel auszutheilen und auszuschwitzen, welche sie nicht durch Arbeit, noch Tugend erworben hatten. Und wahrlich dieses milde Klima mit seinen lauen Wintern und heitern und langen Frühlingen, mit seiner reinen Luft und seinen köstlichen Früchten war nicht übel dazu gewählt.

Man rechnet, daß hier oft mehr als funfzig Familien und viele Einzelne englisches Geld ausgestreut haben, und nun seit dem Anfange des Krieges fehlen. Auch viele reiche Familien von Piemont pflegten sich hier sonst eine Zeit lang aufzuhalten. Für diese baute man die großen und schönen Häuser an der Meerseite und den großen Plätzen, auch manche außer der Stadt unter den hesperischen Gärten. Sie stehen nun meistens leer und manche zeigen schon die Spuren eines schnellen Verfalls. Bei andern sieht man Thüren und Fenster vernagelt und mit Papier verkleistert; ja manche außerhalb der Stadt zeigen schon eingefallene Decken und zerbröckelnde Treppen; denn Lust und Geld zum Ausbessern fehlt, da man nicht weiß, was man damit machen soll, besonders da niemand ist, der einziehen könnte.

Ueberall giebt die Stadt einen sehr todten Anblick. Fabriken fehlen, obgleich man hier etwas Seide verarbeitet. Viele hauen die Maulbeerbäume um, weil die Seide weder roh, noch verarbeitet Käufer findet. Der Handel schränkt sich fast allein auf ein wenig Küstenschifffahrt ein, weil auch die Neutralen selten sind. Dabei sind alle fremde und einheimische Artikel sehr theuer, und die Ausgaben bei den kriegerischen Umständen natürlich mannigfaltig. Livorno ist nicht wohlfeil, aber alle feinere Gewürze und Luxusartikel sind hier über das Doppelte theurer, vielleicht aber auch, weil kein Absatz ist und höchstens die durchziehenden Truppen von Zeit zu Zeit einiges Geld einbringen, die man denn natürlich gehörig rupft. Das Land umher scheint die Fülle an Kraut und Obst für Menschen und Vieh zu tragen und der Esser sind doch so unmäßig viele nicht, dennoch hält auch das einen guten Preis.

Der Gegend um Nizza sollte ich wohl mehr als allem andern eine schöne und preisende Beschreibung weihen, wenn sie es bedürfte. Sie hat mir manche Stunde meines Exils versüßt, und manchen frohen Abend und freundlichen Mor-

gen noch frohter und freundlicher gemacht. Südlich von der Stadt hinter dem Hafen steigt gleich ein hohes Gebirg empor, das in den Osten hinein läuft und den oben benannten Bergstrom in seinem tiefsten Grunde hat. Sein Fuß unten hat höchstens 600 bis 700 Schritt, wo er am breitesten ist, an manchen Stellen aber nur 50 bis 100. Seine Mitte bedecken Oel- und Feigenbäume und einige Wallnüsse und Sorben; oben ist er rauh und kahl. Im Norden und Westen hingegen laufen in der Entfernung von einer Viertel- halben und dreiviertel Meile niedrigere Berge und Hügel fort, die längs der Küste über dem Var hinaus endlich in Dämmerung verschwinden. Diese haben im Norden hohe und graue Berge hinter sich, die kahl und öde wie eine Wüste über dem Paradiese emporstehen und deren höhere und entferntere Spitzen mit ihren Schneefalten, von der sinkenden Sonne beschienen, mir oft eine kleine Idee und eine große Sehnsucht der helvetischen Gletscher gaben, die ich bei der jetzigen Lage der Dinge im lieben Europa wohl nie sehen werde. Diese Hügel und Berge sind es, was man eigentlich die Umgebungen der Stadt nennen kann. Sie sind mit Thälern anmuthig gekrümmt und durchschnitten und mit Falten und Gründen in ihnen selbst vermannigfaltigt. Auch hier hat man wieder den Florentiner Anblick eines Gartens und zwar eines noch südlichern und hesperischern Gartens, und so ist auch die ganze Bebauung und Bewirthschaftung der kleinen Grundstücke, und die Häuser stehen eben so einzeln und nett, wie auf den Hügeln um Florenz, wenn gleich nicht so dicht. Für jene prächtigen Villen hat man höchstens einige hübsche und bescheidene Landhäuschen und für die vielen Klöster ein Paar östlich über dem Bach, die sehr romantisch liegen und die nun bald mit ihren Ruinen Vielen noch einen romantischeren Anblick gewähren werden. Der Hauptbaum dieser Hügel und Berge ist der Oelbaum, der in der ganzen Gegend sehr lustig wächst und als einer

der ersten Ertraggeber des Ländchens anzusehen ist, weil die Stadt davon ein Ansehnliches ausführt, welches den übrigen Oelen der Provence gleich geschätzt wird. Sein Anbau ist derselbe mit dem toskanischen und liguriſchen bis hoch zu den Bergen hinauf, so weit nur ein wenig Erde für seine Wurzel zu finden ist, welche man durch gegen gezogene Mauern vor dem Abspühlen sichert. Dieser Baum steht auch in den Gründen, wo er üppiger und stärker wächst, aber bekanntlich schlechtere Früchte trägt, als auf recht klippigen und sonnenverbrannten Bergen. Man gräbt ihm am Gebirg an der höheren Seite häufig Gruben vor, um das wohlthätige Regenwasser für seine Wurzeln aufzufangen. Tiefer unter ihm kommen die Feigen-, Pfirsiche-, Aprikosen-, Pflaumen- und Mandelbäume nebst Kirschen in groſser Menge, die auch häufig in den Gründen und Thälern stehen. Bloß dem Grunde und den Wiesen und Thälern eigentlich zu gehören scheinen die Maulbeerbäume, die an Wichtigkeit wohl den zweiten und dritten Platz einnehmen. Man sieht sie allenthalben auch an den Straßen, Gräben und Bächen und sie werden jetzt schon zum Theil gestreift. Man gewinnt ein Beträchtliches an Seide, doch giebt es hier nur elende Fabriken darin und die meiste geht roh nach Lyon, Turin und andern Orten; jetzt geht sie aber gar nicht und Bäume und Würmer lohnen kaum die Pflege. Man köpft diese Bäume häufig, wie ich es auch in der Mark und im Magdeburgiſchen gesehen habe, weil die jungen Zweige reichere und zartere Blätter geben und dieser weiße Maulbeerbaum nicht zu den blätterreichen gehört. Endlich Kinder der Thäler und Gärten sind die schönsten Bäume dieser lieblichen Landschaft, die Orangen und Limonen. Sie wollen durchaus wäſſeriges und niedriges, aber warmes Land, kommen an den Hügeln und Bergseiten nur klein und strupſig fort und tragen dort kleine und schlechte Früchte. Zum Theil stehen sie frei in kleinen grünen Gruppen um die

Wohnungen, aber die meisten sind doch noch in Mauern eingeschlossen, nicht sowohl, um sie gegen Wind und rauhe Luft, als gegen kecke Springer und Pflücker zu sichern. Denn sie bedürfen selbst hier noch der alten Drachen; dies sieht man an den Mauern, deren Rücken häufig mit Scherben und Stücken zerstoßener Gläser und Bouteillen gespickt sind. Ihre schönste Zeit ist im März und geht mit dem April zu Ende, obgleich man noch jetzt (in den letzten Tagen des Aprils) viele Gärten mit ihrem Golde schimmern sieht. Es ist ein wunderschöner Anblick, so im Anfange des Märzes, wo alle andere Bäume und Gewächse nur erst im Sprossen, Grünen und Blühen sind, diese im vollen Glanz ihrer schönen Früchte zu sehen. Jetzt stehen sie in der Blüthe für die Herbstesärndte, welche nie so ergiebig ist, als die des Frühlings. Sie haben doch hier auch durch den Winter gelitten und sind theurer, als gewöhnlich. Doch kauft man die schönste und größte Orange um einen Sol und die mittlern um zinen halben; der bittern Orangen (Pomeranzen) hat man um einen Sol drei, vier, und zwei, drei der besten Citronen. Zu den seltneren Bäumen gehören Mandeln und Palmen, die man, vorzüglich die letztern, nicht so häufig und mehr zur Zierde, als zum Gebrauche siehet. Dagegen findet man Birn- und Aepfelbäume viel häufiger, als im Toskanischen, und Kirschen in ungeheurer Menge. Reben trifft man hie und da an Bäumen gezogen und in den Feldern in kleineren Reihen an Stäben. Sie sind aber nicht häufig und das Erdreich ist ihnen offenbar zu leicht und ungünstig. Die Trauben dienen bloß als Frucht und einige werden zu einem schlechten Wein ausgepreßt, da man den bessern aus dem Languedoc so wohlfeil und so gut hat. Von andern Bäumen sieht man an Bächen die Pappel und Espe und Weide, seltener Ulmen und an Häusern und Gärten die babylonische Weide, die mit ihren lang wehenden Locken hier unbeschreiblich schön steht.

Unter diesen Bäumen und in ihren Zwischenräumen, so weit es die Beschaffenheit des Bodens erlaubt, sieht man nun wieder nach toskanischer Art Korn aller Gattung, Weitzen, Rocken, Gerste, Spelt, Hafer und junggesäeten Hanf, aber noch mehr, als in Toskana, sogenannte Gartengewächse in großen Reihen und Beeten, Bohnen, Erbsen, Kohl, Salate, Zwiebeln, Knoblauch, Lauch, Artischocken, Rüben, Spinat, Spargel, und wie die Menge der Gräser für die Menschenkehlen heißt. Schon im März kann man frische Erbsen und Bohnen essen. Man wundert sich anfangs, wo so viel Kraut und Grün bleibt; aber diese Verwunderung hört bald auf, wenn man sieht, daß die Meisten hier Grasesser sind, womit sie bei'm Wein und Brod und guten Früchten wohl auskommen können; denn das Fleisch ist hier eine sehr theure und seltene Speise. Die Bearbeitung geschieht meistens mit Harke und Spaten, mit dem ligurischen umgekehrten, der eine halbe Hacke ist; und also ganz auf Gartenart; und jeder Fußbreit Land muß hier zwei, drei Mal im Jahr seinen Ertrag geben oben und unten. Jedes Gras, jedes Blatt, jeder Koth auf der Gasse wird in Körben und Kiepen gesammelt und als köstliche Waare zusammengehalten. In den Thälern sieht man noch die reichsten und blumigsten Wiesen, allenthalben mit Bächen und rinnenden Wassern durchschnitten, die schon im März ihre Schaaren Schmetterlinge, aber leider keinen Gesang haben; denn täglich treten mehr Jäger, als hier Federn sind, mit Hunden umher, und kein Gesangvögelchen ist so klein, das nicht im Nothfalle dem hungrigen Magen dienen müßte; ja man kann sie hier von allen Klassen vom Zaunkönig bis zum Auerhahn auf dem Markte feil tragen sehen. So lieblich nun dieser Garten Hesperiens, so ein Eden er auch in gewissen Gemüthslagen ist, so sehr fühlt doch der Nordländer gewöhnlich den Abstand von seinen erhabenen Hainen und Bäumen. Man kann hier keine Vergleichung machen. In gewissen Zeiten

mögte ich wohl solche Gärten haben, aber für immer lobe ich Teutschlands Parke und Gärten und Felder vor allen denen in Italien; der Italiäner wird unsre Felder und Büsche nur eine Wüste schelten. Jeder hat Recht; so stark ist die Liebe und der Haß der Jugend und Gewöhnung.

Villafranca. Das Ufer von Nizza bis an den Var in seinem ganzen Busen ist flach und niedrig und ohne die natürlichen Felsendämme; aber schon auf dem Wege nach dem Hafen gleich unter dem Festungsberge wird es felsigt und schroff und läuft so dem Hafen vorbei, hinter welchem sich südlich gleich ein hohes und kahles Felsengebirg erhebt. Dieses kahle Gebirg scheidet Nizza von Villafranca, das etwa eine gute Viertelmeile von hier entferne liegt, durch das Klettern über den Berg aber beinahe zu drei Viertelmeilen wird. Doch! wäre es jedem Fremden unverzeihlich, diesen nackten Berg nicht erstiegen und Villafranca nicht besucht zu haben, weil er in der That dann das Reitzendste und Schönste der ganzen Gegend und die schönste und weiteste Aussicht über das Land und das Meer nicht genossen hätte. Man steigt hinter Nizza mehrere Fußsteige hinauf, alle gäh und mühevoll; aber der interessanteste ist über die Klippen längs dem Meer; er erfordert aber einen guten Kletterer und einen festen Kopf, sonst kann man leicht einen halsbrechenden Sturz machen. Oben sind mehrere Bastionen mit Kanonen und kleinen Wachhäusern, welche die Küste decken. Zwischen den Felsen wachsen Myrthen, Thymus, Rasmarin, Reseda und andere wohlriechende Kräuter und Sträuche in Menge wild. Ich empfand ein nordländisches Mitleid, die Soldaten oben ihre Bohnen und Eyer mit einem großen Stoß Myrthen kochen zu sehen. Auf der höchsten Spitze steht ein altes verfallenes Gemäuer und gegenüber weiter nach Osten grade über Villafranca, ein andres altes Kastell noch mit seinen Ringmauern erhalten und mit Kanonen bepflanzt; es muß sehr fest seyn, weil es auf der

höchsten Spitze dieser Bergreihe liegt und nicht leicht zu beschießen ist, auch die Felsen keine rechte Laufgräben leiden. Oben unter den Felsen und ihren Sträuchen und Stauden sieht man einsam einige Hirten mit ihren Schaafen und Ziegen klettern und einige Arme der Stadt und des Landes das Gestripp und Reisig des Berges zu kleinen Bündeln zusammenhacken. Hinter diesem Berg tritt das Meer wie ein Schlauch vorn eng und im Grunde weiter in Gestalt eines Flaschenkürbisses ein und hat hinter sich einen ähnlichen niedrigern Berg, der als eine Halbinsel den Schlauch gegen Süden am großen offenen Mittelmeer schließt. Die Stadt liegt am diesseitigen Ende des Schlauches und das Gebirg hängt mit seinen Nebeln und Wolken ihr dicht über dem Kopf und läßt bloß einigen mageren Oelbäumen Platz. Sie selbst liegt in zwei, drei Gassen, etwas stattlicher, als Lerici, oder Porto a Venere an dem Meerbusen hin mit einigen alten Thürmen und Basteien und einigen hübschen Häusern am Molo, der gleichsam den innern und kleinen Hafen bildet, denn sonst kann man den ganzen Schlauch, besonders seinen Boden als einen sichern Hafen betrachten. So ist Villafranca für Nizza, von dem es eine kleine halbe Meile zu Wasser entfernt ist, ein zweiter Hafen. Das Oertchen ist an sich unbedeutend und klein. Am Ende der gegenüber liegenden Landzunge, die diesen Busen gegen Süden schließt, steht ein hoher und ansehnlicher Leuchtthurm, der den Schiffen für beide Städte, Villafranca und Nizza, zum Zeichen dient. Diese Landzunge zwischen zwei Meeren liegt unbeschreiblich schön und erregte in mir eine recht ossianische Sehnsucht nach seinen schottischen Bergen und Hügeln, und wenn ich irgendwo wohnen mögte in dieser Gegend, so wäre es auf ihrem grünen Ende gegen Villafranca. Das Meerende am Leuchtthurm ist kahl und öde mit schroffen und schwarzen Felsen und Felsenhöhlen, worin die Wogen fürchterlich donnern; diese Spitze ist auch die höchste.

Sie senkt sich sanft ab zum festen Lande hin und macht endlich ein schmales Thal zwischen dem Villafranciſchen Waſſerſchlauch und dem jenſeitigen Meere, das Thal meiner Sehnſucht, welches von oben ſo niedrig ſcheint, als müſſe das Meer alle Tage durchbrechen. Dieſes iſt rings mit Bäumen aller Art und mit Korn und Früchten beſäet und hat über ſich hinaus die Ausſicht in eine entferntere ſchöne Bucht näher nach Monaco hin. Schmal engt es ſich endlich ein, wo es ans feſte Land ſtößt und läuft am Ufer als ein ſchöner halbmondiger Streifen bis nach Villafranca; an ſeiner Bucht iſt eine Baſtion, welche den Buſen vom Boden an durchſchießt. Was dieſe himmliſche Gegend mit den Durchſichten von zwei, drei Meeren im Abendglanz, mit den hohen öſtlichen Bergen über Villafranca hinaus im Dunſtgewande der Nebel und der fernen Schneeſchimmer für eine magiſche Begeiſterung und ſüße Sehnſucht erregt, das faßt keine Beſchreibung, und fühlt nur der, welcher Villafranca hoch auf dem Kopfe ſieht und ſich ſelbſt und die Welt mit allen ihren Gebrechen und Verbrechen im großen und erhabenen Gefühl unter die Füße tritt. Lieblicher und anmuthiger ſind ihm dann beim Rückſteigen die ſchönen nördlichen und weſtlichen Wieſen und Hügel und die ſtillere und flachere Meeresbucht hinter Nizza, wo die Fiſcher noch im erſten Abendglanz mit dem Rauſchen der Netze und Böte und dem Toſen der Weiber und Buben ans Land ſtoßen. Dieſer Fiſchfang, den ich tagtäglich unter meinen Augen ſich auf dem Meere bewegen ſehe, will eben nicht viel ſagen. Außer Lachs und einer Art Seeforellen und wenigen Aalen, die aber nicht zum alltäglichen Fang gehören, iſt das Andere meiſtens nur kleiner und unſchmackhafter Gattung.

Mancherlei. Ueber die hieſige politiſche Stimmung etwas zu ſagen, mögte ſo leicht nicht ſeyn. Nizza gehörte ſonſt zu Piemont und ward von dem König von Sardinien bei dem erſten Vertrag mit Buonaparte 1796 mit

Savoyen an Frankreich abgetreten. Ich habe von einer andern Seite von dem Angespannten und Drückenden der alten Regierung gesagt, welches freilich durch den Krieg noch wachsen mußte. Nizza indessen gehörte durch seinen Handel und durch manche Vorrechte, die es als Seestadt hatte, immer zu den glücklichsten Städten Piemonts, welches überall durch Industrie zu ersetzen suchte, was der Hof durch das System eines übertriebenen Aufwands nahm. Im Ganzen scheint man hier mit der neuen Ordnung nicht unzufrieden, wenn man vom kleinen Volke redet, welches das Land bewohnt und der Erde was abzwingt. Der Städter klagt sehr und er hat Ursache, und das Interesse hindert viele, gute Patrioten zu seyn. Man hatte hier sonst einen ansehnlichen Handel, aber der ist so gut, als vernichtet. Selten kommen einige Neutrale und das Meiste schränkt sich auf die genuesischen und französischen Küstenfahrer ein, die kein Leben in den Ort bringen können. Ueberdies ist Nizza mehr, als ein andrer Ort, mit Durchmärschen großer Truppencorps belästigt, die aus oder nach Italien marschiren, und oft zwei, drei Tage hier Rasttag halten nach dem beschwerlichen Gebirgsmarsch. Buonapartes ägyptischer Kriegszug kostet der Stadt ihre meisten Schiffe, die noch nicht wieder ersetzt sind. Die Engländer sind auch durch den Krieg hier fortgejagt: lauter Dinge; die viele arm und noch mehrere mißmuthig gemacht haben. Was ich in einer süßen Freiheitsschwärmerei bald nach meiner Ankunft hier zu sehen glaubte, ist nicht hier; aber doch sind die meisten im Volke Republikaner, obgleich sie im Aeußern doch wohl ein bischen renommiren; denn darnach zu urtheilen, müßte in Nizza der reinste Geist des Demokratismus herrschen, so ist alles überfranzösirt und selbst überdemokratisirt. Die Franzosen lachen und nennen die Nizzaer doch noch halbe Italiäner, weil sie ihnen das Leben hier theuer machen, welches in der That bei allem scheinbaren Ueberfluß in manchen Punk-

ten theurer ist, als in Genua. Der republikanische Schein spuckt auch an allen Straßenecken mehr, als ich es irgendwo gefunden. Man hat hier eine isle des Sansculottides, des frères d'armes, eine rue franciade, la raison, la morale.

In Rücksicht des öffentlichen Gottesdienstes macht es hier ein jeder beinahe, wie es ihm gefällt. Die affektirte Strenge, die man näher der Hauptstadt walten läßt, um ein eben so lächerliches, als unpolitisches Gesetz aufrecht zu erhalten, hat hier viel von ihrer Kraft verloren. Die Feier des altchristlichen Sonntages ist ungestört in ihrem Besitze, obgleich gute Republikaner auch die Dekadentage halten, und alle angestellte Personen, oder die einmal angestellt seyn wollen, sie halten müssen. Doch habe ich hier nie eine Glocke ungewöhnlich ziehen hören, weil das in einer eroberten Provinz wohl schärfer beahndet werden müßte, als im Innern, da die Glocke oft zu so manchen Aufruhren und blutigen Händeln hat das Signal geben müssen. Ein Republikanisches sieht man wenigstens auch hier, daß das Frommseyn immer mehr aus der Mode kömmt, und man nicht die Hälfte der Kirchen nöthig hat, welche die frömmern Väter noch wohl zu füllen pflegten. Manche sind daher auch hier vermiethet, z. B. die an dem Gleichheitsplatz wird bei öffentlichen Festen und Aufzügen als ein Heiligthum der Göttin Freiheit gebraucht, und eine andre größere in der Mitte der Stadt nehmen Spitäler ein, deren hier einige hundert zum Sprengen und Kurren von Steinen und bei der Ausbesserung des Mols gebraucht werden.

Auch eine Centralschule ist hier in der Vorstadt jenseits des Baches an der Brücke, welche mehrere Filiale hat. Ihr Aeußeres sowohl, als Inneres, entspricht sehr wenig der Idee, die man sich nach der Beschreibung gewöhnlich von solchen Dingen macht. Das steht auf dem Papiere leicht schön da, in der Ausführung schwer. Ich

habe mir oft den Spaß gemacht, hinein zu gehen, und dem Unterricht beizuwohnen, welches jeder Bürger konnte. Die Lehrer klagten, daß ihre Besoldung sehr karg einlaufe, daß keine andre Aufmunterung da sei, als durch Dekrete. Das ist unter den Waffen natürlich. In der That aber verdienten die Schlucker, die hier das gefährliche Geschäft, Kinder zu unterweisen, übernommen hatten, gar nichts. Die reine Moral, die reine Politik, die reine Religion und Gott weiß was sonst noch Reines und Unreines, soll von solchen Ungeweihten gelehrt werden, und wird nur zum Uebermaaß rein gelehrt. Zur Probe einiges: Was ist ein freier Staat? Wo alle Bürger Souverains sind. Was ist ein freier Mann? Der die Tyrannen verabscheut. Was ist die Tugend? Ein guter Republikaner zu seyn. Mit solchen Kraftsentenzen, die nur durch die Drehung und Deutelei wahr werden, behilft man sich. Es ließe sich überall in jedem Staate vieles über das Unmenschliche und Hellose sagen, die Jugend vor der Zeit in die Religion und Verfassung ihres Landes einzuführen. Der Mensch sollte so lange als möglich Mensch seyn, ehe man ihn mit Gewalt lehrte, was ein Gott und ein Bürger für ein Ding sind. Waren die Völker der alten Welt nicht weiser, als wir, wenn sie (freilich aus andern Gründen) Kinder und Knaben von solchen Sachen ausschlossen?

Die Menschen sind meistens ein mittlerer und rüstiger Schlag, und die Männer fast alle sehr muskulös und brav gewachsen, so daß ich hier nicht wenige mir zu finden getraute, die ohne Furcht vor einem Bildhauer als Modell stehen könnten. Spricht man dagegen von der Gesichtsbildung, so fallen sie sehr ab, und schöne Gesichter sieht man selten. Diese brauchen die Männer auch so sehr nicht, und sie haben dafür, einige junge trotzige Freiheitssöhne ausgenommen, einen sehr starken Ausdruck von Leutseligkeit, und Gefälligkeit, und eine Offenheit, welche wohl die vergängliche Schminke der Schönheit aufwiegen. Bei dem

dem Geschlecht dagegen, wo Zartheit und Schönheit denn doch, was man auch sagen mag, keine so gleichgültige Dinge sind, findet man weniger seine Rechnung, wenn man die fremden Schönheiten, die vom Zufall leben, abrechnet. Zwar habe ich einige schneeroſige und feingebildete Gestalten gesehen, aber die meisten sind kleine runde Purzelchen, und manche selbst plump und formlos, und fast alle mit zu starken Gesichtszügen und mit reichlicher Sonne gezeichnet, was den Männern nur ein braveres Ansehen giebt, aber diesen bunten und wechselnden Regenbogen des Himmels die letzte Lieblichkeit raubet, die sie sonst noch haben würden.

Weil aber die Schale am Menschen höchstens nur als das zweite und dritte anzusehen ist und ihn der Kern drinnen eigentlich zu dem macht, was er gelten kann, so will ich hievon abspringen und mit Wohlgefallen gestehen, daß ich hier unter Menschen lebe. Man merkt hier schon viel Französisches, was nun seit der Besitznahme durch den Franzosen noch mehr gewachsen ist und wachsen wird, aber doch guckt der Italiäner häufig noch durch, welchen der Franzose in der übergroßen Freundlichkeit und Verschmitztheit sieht, die manchem anklebt, und weswegen er diese Nizzaer Bastarde schimpft. In der That ist Karakter und Sprache ein Bastard der beiden angränzenden Nationen, die hier in einander fließen. Für beide hat es zwar nicht die besten Folgen, am wenigsten aber für die Sprache, die hier in beiden Zungen abscheulich und im gemeinsten Dialekt unausstehlich ist. Mir war indessen unter diesen Menschen nach meiner Küstenreise zum ersten Mal wieder menschlich ums Herz. Mir scheint bei etwas italiänischer List doch eine gewisse Gutmüthigkeit und Offenheit allen Klassen, und Alten eigen zu seyn, sie schwatzen und lachen gern, fragen und unterhalten sich gern mit einem Ausländer, ohne grade was anderes von ihm zu wollen, und so sind sie auch unter einander mit einer Frohherzigkeit und

Lebendigkeit, die einem wahres Vergnügen macht. Eben so muß ich alle öffentliche militärische und bürgerliche Beamten rühmen, mit welchen ich zu thun gehabt habe. Immer bereitwillig und höflich und dabei doch gut bürgerlich, ohne neugierig oder zudringlich zu seyn, habe ich nie eine öffentliche Stube mit dem unangenehmen Gefühl verlassen, welches einem im steifen und formalen Vaterlande nur zu oft mitgegeben wird.

Ein ganz andrer Schlag, als der Bürger, sind die Bauern. Diese sind offenbar weit mehr Italiäner, als Franzosen. Ihr Dialekt, von welchem ich kaum etwas verstehe, hat auch weit mehr Italiänisches. Ihre Miene hat etwas Finsteres und Tückisches, und ihre ganze Haltung etwas so Schweres, daß ich kaum sehe, wie diese je mit den Franzosen so einträchtig werden wollen. Auch rühmt sie kein Mensch, er sei fremd oder einheimisch. Bis hieher läuft von den Bewohnern der gebirgigten Küste immer noch das Gerücht der Räuberei und Spitzbüberei, welches durch tägliche Beraubungen und Mordthaten in den Bergen seine Bestätigung erhält. Das Geschlecht der Barbets, die mit den Miquelets in den Pyrenäen Brüder sind, beginnt hier. Diese sind das Schrecken der Reisenden, noch mehr der Soldaten, wenn sie auf Rückzügen hier passiren müssen.

Die Vergnügungen der kleinen Stadt, der man doch an 20000 Menschen giebt, sind nicht ausgezeichnet, da Theater und größere Belustigungen fehlen. An festlichen Tägen, auch wohl oft an Arbeitstagen, geht man zu den schönen Gärten und Landhäuschen spazieren, und die Stadt gießt sich wie ein Strom aus und vertheilt sich auf verschiedenen Wegen; den Abend hat man den niedlichen Corso und die Esplanade, die aber selten so besucht sind, als sie es verdienen. Die Männer haben ihre Billards und Kaffehäuser, die in großer Menge und fast nie leer sind: ein Geschmack, der immer mehr wächst, je weiter man nach

dem Süden hinauf reiset. An teutsche häusliche Geselligkeit muß man auch hier nicht denken, sondern alles lebt am dritten Orte zusammen so froh, als es nur kann. Die Spielsucht ist hier, wie fast in ganz Italien, vorzüglich aber am Küstenlande, ungeheuer, und geht von dem Ersten, der sein Pharao, trente et quarante, sein Schach oder Damenbrett spielt, bis zu dem Kleinsten hinunter, der sich am Klingpfennigspiel (il battimuro) ergötzt. In jedem Wein- und Schenkhause hört man bei den Karten mit Händen und Füßen pochen, und wo nur irgend eine glatte und freie Ecke an den Straßen innerhalb und ausserhalb der Stadt und auf den Plätzen ist, da sieht man das Kugelspiel, (la boule, la boccia) welches als ein Volksspiel für Gewandheit, Arm und Auge seinen Nutzen hat. Es kömmt dabei darauf an, der ausgeworfenen Kugel am nächsten zu kommen, und diejenigen, welche ihr zunächst liegen, aus ihrer Stelle zu treiben mit einer solchen Mäßigung der Stärke, daß die eigene sich darüber nicht zu weit verlaufe. Auch das Ballspiel übt man fleißig mit den Händen und mit der Rakette, alles um Geld, seien es auch nur halbe Sols. Die Knaben, denen oft die Kugeln fehlen, spielen mit runden Steinen, wo sie alles durch den Wurf regieren. Dies Spielwesen geht selbst auf alte Grauköpfe und Mütterchen aus, und oft habe ich zu meiner Verwunderung an festlichen Abenden so einer Gevatterschaft zugesehen. Sie sitzen in den Thüren ihrer dunkeln Löcher, ja nicht selten auf offenen Straßen, schließen, wie Hexen ihren Zauberkreis, einen Ring, brauchen den Schooß oder eine ausgespreitete Schürze zum Tisch und trumpfen und pochen lustig vor allen Leuten. Etwas Allerliebstes, das ich auf dem Corso und vor den Thoren oft mit innigem Vergnügen gesehen habe, ist ein Ringeltanz der weiblichen und männlichen Jugend, worin sich auch wohl Erwachsene mischen. Er besteht im Rundfliegen und Gesang, zuweilen mit einigen Verflechtungen

und inneren Neckzirkeln und kleineren Ringen, und sperrt oft die Gassen und Promenaden an festlichen Tagen. Alles zeigt selbst in dieser magern Kriegszeit den fröhlichen Geist des Volks, und wenn irgend freie Tage sind, sieht man ungeheure Klumpen von Gevattern und Gevatterinnen beisammen, was in einem Lande leicht ist, wo man mit offenen Thüren zu leben und alles zu verhandeln pflegt, auch der Winter sie nicht verschließt. Der interessanteste Fleck aber in der Stadt, wo man das italische Leben des niedrigen Haufens, besonders der Weiber, recht bewundern kann, ist am kleinen Fischmarkt am Eingange in den Corso, wenn man vom Hafen her kömmt. Da ist es ganz so, wie ich es bei Florenz erwähnt habe, und das Klima zeigt seinen herrschenden Einfluß und seine Schaamlosigkeit. Dahin wandert alles ärmere und kleinere Gesindel aus seinen engen Gassen und seinen dumpfigen und kümmerlichen Stübchen aus mit seinem Geräthe und seiner Tagesarbeit. Man spinnt, man haspelt, man flickt und läßt sich Schuh und Strümpfe flicken, während man baarfuß dabei sitzet; man fängt sich einander christlich die Läuse ab, hat seine Kinder in Körben und auf Kissen liegen und begeht unter freiem Himmel so viele kleine Menschlichkeiten, die nur Gewohnheit und Klima entschuldigen können. Alles was man zur Leibesnothdurft gebraucht, ist umher. Nie ist der Markt ohne kleine Fische, die man sogleich braten lassen kann; nie hört der Kohlendampf auf, über welchem kleine Kuchen und Stücklein Fleisch geschmort werden; nie werden die Buden des Hökers, woraus ein Stücklein Käse, ein Ei und einige Händevoll Schminkbohnen feil sind, verschlossen.

Das Klima ist wohl eines der schönsten. Der Frühling ist lang, der Sommer durch die See- und Bergluft gemäßigt; den Winter kennt man nicht, selbst der diesjährige hat in diese schönen Thäler keinen Schnee herabgebracht: Früchte und Kräuter und Gräser gehen nie aus.

Aber dieses Klima ist eben so eines der gesundesten; das wußten die Engländer wohl. Man sieht eine ungewöhnliche Lebendigkeit und Frische bei dem Alter, und viele Weißköpfe treten mit rosigen Wangen und raschen Schritten einher.

Die Tracht des Bauers ist, wie ich sie im übrigen Italien gesehen habe, eine Jacke mit einem Stück von Mantel bei schlimmen Wetter; doch fangen hier meistens schon die langen Hosen an, welche von der geringern Klasse fast durchgängig getragen werden. Die Jacke tragen selbst anständige Männer häufig, besonders aber Jünglinge. Die gemeinen Weiber zeichnen sich nur durch ihren Kopf aus; denn an seinem Kopfe hat ein Weib immer mehr zu thun, als an allen seinen andern Theilen zusammen; vielleicht weil sie mit allen Theilen mehr thut, als mit ihm. Gewöhnlich hängt ihr Haar hinten etwas aufgeschlagen in einem Netze, welches gewöhnlich feuriger Purpurfarbe ist; um den Kopf schlingen sie ungezipfelt ein weißes Tuch; oben auf dem Kopf sieht man ein Zirkelband, worin man die Haare eingezwungen hat; oft ist auch das ganze Haupt in einem Furienschlangenbunde der Flechten zusammengetrillt; der Strohhut, welchen sie tragen, ist ganz hübsch geflochten mit einem niedrigen Kopf und weitem Rande.

Vieh sieht man fast nichts, als Maulthiere und Esel mit Packsatteln, selten Pferde, und nie habe ich ein Ochsengespann ziehen sehen, wie im übrigen Italien. Rindvieh ist in diesem schönen Bergthal überall wenig; denn die höheren Berge geben kaum den Schaafen kümmerliche Nahrung und sind keine Schweitzeralpen; Ziegen aber klettern in Menge im Gebirge.

Die Wendung der italiänischen Angelegenheiten, welche während meines Aufenthalts in Nizza durch die berühmte Schlacht bei Verona für die Franzosen so schlimm ward, veranlaßte auch hier mancherlei Neues. Die Stadt ward sogleich in den Belagerungsstand erklärt, d. h. alles

ward unter strengere Aufsicht genommen, rund umher wurden Pikets ausgestellt und alle Thore und Zugänge der Stadt bei Tage und Nacht mit Soldaten und Nationalgarden besetzt, damit nichts Verdächtiges und Unerlaubtes sich durchschleichen könnte. Denn es riß nun eine fürchterliche Desertion ein, und täglich fing man deren auf, die auf mancherlei Wegen ins Vaterland zurückkehren wollten. Für mich hatte diese Erklärung der Stadt in den Belagerungsstand weiter keine unangenehme Folgen, als daß ich meine Sicherheitskarte öfter zeichnen lassen mußte.

Militär lag hier bei meiner Ankunft ziemlich vieles, aber bei'm Anfang der französischen Unfälle in Italien, ward es meist weggezogen. Ich habe es schon bei mehrern Gelegenheiten gesagt, und es freut mich, daß ich es noch einmal sagen kann, daß es unter den Soldaten der Republik mir immer sehr gut gefallen habe. Da herrschte eine gewisse Freiheit und Offenheit, die sich sogleich Vertrauen erwarb, ein richtiges Urtheil, das weniger durch Rücksichten des Interesse verschroben ward, eine Artigkeit, die mit so viel Menschlichkeit versetzt war, daß sie mehr als Artigkeit heißen konnte. Da konnte man lebendige Männer in jener ruhigen Kraft sehen, die allein den Mann macht. Da war keine Affektation, kein äußeres Spiel mit der Freiheit; sie sahen die Dinge, durch deren härteste Schule ein Theil von ihnen gegangen war, schon viel klarer und ungefärbter, als andere, und schalten und lobten nicht bloß nach dem Lüftchen, das gerade von Paris her wehte. Ueber solche Dinge ward überall wenig von ihnen verhandelt. Wofür und worin einer viel thun muß, davon spricht er nicht gern. Diese Soldaten sind in Nizza meine liebste und meiste Gesellschaft gewesen, und durch sie bin ich zuerst in den französischen Karakter eingeweiht, der mich auch nicht getäuscht hat. Nizza ward, nachdem man den verwickelten Knoten langer Unterhandlungen wieder mit dem Schwerte durchgehaut hatte, wegen des Hin- und

Hermarschirens aus und nach Italien ein äußerst interessanter Aufenthalt, so wie durch die mancherlei Gerüchte, die, oft wie ein Wind entstanden, eben so schnell wieder verstummten. Es ward zu einem Ausrüstungsorte und zu einer Art Waffenplatz gemacht, von wo die Maroden und Blessirten aus Italien nach Frankreich, und die Frischen und Konskribirten aus Frankreich nach Italien gingen. Es war zugleich der Landungsort mancher, die vor dem Glücke der Oesterreicher mit ihren Schätzen, oder mit ihrem Leben in ein sicheres Land flohen. Von diesem allen bekam ich oft ein so lebendiges Bild, als wohnte ich nur einige Stunden vom Kampfplatze, und zugleich von manchen Dingen, welche mir einige Aufschlüsse über den Geist der französischen Soldaten und über das Verwaltungssystem bei den Bundsgenossen und bei den Truppen gaben. Davon noch einige kleine Notizen, und dann will ich von dem lieben Orte meines Exils, welcher nachher das Grab so vieler wackerer Männer werden sollte, auf immer Abschied nehmen.

Konskribirte aus dem Innern Frankreichs kamen hier wöchentlich zu Hunderten und Tausenden an, von einzelnen Officieren und Unterofficieren, oft auch von kleinen Corps geführt, wenn man ihnen nicht traute, daß sie gern und gutwillig nach Italien gehen würden, welches die Franzosen nur als ihr Grab verabscheuen. Dieser Haufe, bei dem keine Wahl, sondern die Nothwendigkeit des Gesetzes Statt gefunden hatte, war so bunt und sonderbar, als möglich. Ernster aber war der Gedanke, der sich bei manchen von ihnen aufdrang, daß sie vielleicht das letzte Habe, so wie die letzte Stütze armer Aeltern mitgenommen hatten, um sie ihnen nie wieder zu bringen. Wenige waren montirt und bewaffnet, sondern jeder ging in der Tracht seines Landes und seines Glückes und keine Kittel sah man neben Kleidern aus dem feinsten Tuche und Lyoner seidne Pantalons neben Baarfüßen. Alles

aber doch französisch und brüderlich unter einander, und so waren auch die Officiere. Diese zeichneten sich auch im Aeußeren von ihren Kameraden oft durch nichts weiter aus, als durch die Achselbänder und gingen baarfuß in Schuhen, ihren Ranzen auf den Schultern und ihren Ueberrock ausgezogen. So muß der Officier auch seyn, wenn der Soldat brav werden und bleiben soll. Nie habe ich bei diesen Haufen Officiere zu Pferde, oder Wagen gesehen. Wo der Konskribirte blieb, da blieben auch sie und erlaubten es kaum, daß andre sie von ihnen auszeichneten. So viel Freude dies mir auch gewährte, so war doch vieles, was einen Menschen traurig machen konnte. Zum Theil waren die Bürschen von 17, 18 Jahren offenbar noch nicht rüstig genug, das Schwert schwingen und das Gewehr mit Ehren tragen zu können; andere hatte die Natur vom Anfang an zu klein und winzig zugeschnitten. Indessen der Geist macht alles und die Franzosen haben bis jetzt gezeigt, daß sie jedem seine Stelle zu geben wissen. Schlimmer sah es in andern Rücksichten für diese jungen Bürger aus, die man so laut und so gewaltig zu Helden und Vertheidigern des Vaterlandes aufrief. Sie klagten, daß sie oft an Orten ankämen, wo fast gar nicht für sie gesorgt sei, so daß sie nicht einmal ein Lager unter Obdach fänden, wenn man sie auch nicht satt gemacht hätte. Sie klagten, daß die Monturen, Strümpfe und Schuhe so eingerichtet seien, daß nicht einmal ein Schreiber und Schneider, geschweige ein Soldat, sie einige Monate hinter dem Ofen sitzend tragen könne, ohne daß sie abgerissen seien. Sie klagten, daß manche von ihnen durch Befehle und Gegenbefehle und durch verkehrte Marschrouten hätten 200 Meilen auf dem Wege nach Nizza machen müssen, welchen sie sonst mit 50 Meilen hätten ausmessen können; lauter Klagen, die andre redliche Männer mit Kopfschütteln bejahten. Bei allem dem war es eine Freude, wie sie doch gewöhnlich lustig und frohes Mu-

thes hinzogen und sangen und hüpften, als ginge es zu einem Tanz.

Einen ganz andern Anblick gewährten mehrere Regimenter, oder besser Stücken von Regimentern, die nach Frankreich zu ihrem Depot gingen, um sich wieder zu ergänzen. Diese waren wahrhaftig nicht gemacht, ihnen zu ihrer Reise über die Alpen Lust zu machen. Noch weniger waren es die Tausende von Blessirten, die hier zum Theil ins große militärische Lazareth kamen, zum Theil nur Rast hielten und nach Frankreich gingen, um sich für neue Schlachten heilen zu lassen. Infanteristen marschirten keine während meiner Anwesenheit zurück, aber desto mehr zerhackte Korps von Kavallerie, aller Farben und Nationen; bei einem dieser Korps war eine Menge Pohlen und Schwarzer und Mulatten, die mehr Gründe haben, als irgend andre, für die eroberte Freiheit zu streiten. Viele dieser Reiter waren schon unterwegs in den kahlen Bergen zu Infanteristen geworden; so ging es hier fort und selbst die, welche auf den Plätzen und dem Corso hier nur etwa einen halben Tag rasteten, ließen oft einige Dutzende krepirter Pferde zurück, auf deren Keulen man zum Theil die Zeichen ungrischer und böhmischer Gestüte und also auch die Zeichen eines bessern und glücklichern Führers, des Buonaparte, sah. Schlecht wie die Pferde sahen auch die Menschen aus und viele gingen ohne Rock und mit hälben, oder gar keinen Stiefeln, während einige das Reiterkostum ganz abgeworfen und das eines leichten Fußgängers angenommen hatten. Die meisten Offiziere trugen Kopf und Arme umwunden, und waren zum Theil noch blutig, eine Ehre für ihre Tapferkeit. Nicht über die Oesterreicher fluchten sie übrigens, sondern über Scherer, ihren Oberbefehlshaber und über alles was zur Verwaltung und Verpflegung der Armee gehört, über die Kommissäre, Lieferanten und Proviantmeister, welche sie die Ursache alles Unglücks nannten.

streiche; aber damit war es auch vorbei. Als aber mehrere Trümmer der Armee hier ankamen und bei ihren Wunden und zerrissenen Monturen und Schuhen schwuren, an allem dem Unheil sei dieses Geschmeiß Schuld, welches so herrlich mit seinem Raub ins Vaterland einziehe und gleichsam über die Schmach beider Nationen triumphire; als der Bürger selbst sich an ihnen bis zum Ingrimm satt gesehen hatte; als endlich von Moreau Befehl erging, solche Passagiere ein wenig genauer zu untersuchen und die Verdächtigen wieder herausgeben zu lassen, was sie mit Unrecht an sich gerafft hätten, da wandte sich das Blatt. Sie kamen nun unter kleinen und unbemerkbaren Gestalten und Rollen und wußten auch so meistens zu entwischen. Einige indessen faßte man doch hart an und kniff ihnen etwas von den italiänischen Goldstücken ab. Einen sah ich selbst etwas unlieblich in Empfang nehmen. Er kam nebst zwei feinen Weibern und vielem Gepäck auf Maulthieren über die Berge von Monaco und traf zugleich mit mir, der im Felde herumspaziert hatte, bei der Barriere am Platz der Republik ein. Man ruft Halt! Er reicht seinen Paß, der auf einen Kaufmann von Genua lautet. Aber der Unterofficier, der dort die Wache hat, kennt ihn als einen Lieferanten und verräth ihn nachher bei der Municipalität. Man hat ihm 15000 Zechinen, die er baar bei sich führte, abgesucht. Wo er geblieben sei, wußte niemand. Die schönste seiner Begleiterinnen hatte unser Kommandant Puget, (er hat nachher an der liguriſchen Küste als Befehlshaber tapfer mit den Aufrührern gefochten,) ein hübscher Mann, sich zu Gemüth geführt, und ich sah ihn schon den folgenden Tag mit ihr spazieren. So wechseln die Güter und die Herren.

Die einzigen Flüchtlinge, die nächst den armen Soldaten mich jammerten, waren mehrere italiänische Familien, welche dem Sturm bei Zeiten zu entfliehen suchten. Das sind Unglückliche, die Mitleid verdienen; denn ließ

ihnen die Zeit wohl eine Wahl? Doppelt unglücklich sind sie, weil die meisten Franzosen sie hassen, sie scheel ansehen und ihnen nachfluchen: ce sont des lâches, qui aiment mieux fuir, que combattre pour leur patrie. . . .

Reise von Nizza nach Marseille,

den 3ten Mai 1799.

Endlich nach einer langen Quarantaine, die ich hier hatte halten müssen, reisete ich den 3. Mai ab des Nachts um 2 Uhr. Ich nebst zwei Officieren der Marine ging mit dem Kourier der Nationaldepeschen und außerdem waren noch drei Wagen, mit Officieren der italiänischen Armee, mit einigen Weibern und Kaufleuten beladen, so daß wir in allem wohl an 30 Mann ausmachen mogten. Die erste Fahrt im Dunkeln ging durch bekannte und oft durchwanderte Gegenden bis an den Var-Strom, der vormals die Gränze zwischen Frankreich und Italien machte. Als wir über die Brücke St. Laurent jenseits des Var gefahren waren grade bei der Tagesdämmerung, stiegen wir aus und marschirten gerüstet durch die Hohlwege und das Gesträuch der Anhöhen, weil die Gegend oft durch Räuber feindselig und unsicher gemacht ist. Als es tagte, setzte sich alles wieder, Nachtigallen und Lerchen begrüßten den Morgen und unser Weg ging durch fruchtbares und wohlbebautes Hügelland, mit Korn, Oel- und Feigenbäumen bedeckt. Gegen fünf Uhr fuhren wir Antibes vorbei, einem freundlichen und netten Seestädtchen mit einem Hafen und Fort, die aber beide sehr verlassen da standen. Von hier ging es durch eine freundliche Ebene auf Cannes zu. Wiesen und Felder und Weiden sah ich nach kurzer Zeit im schönsten Grün des Frühlings lustig wechseln, Heerden weideten in kleinen Feldbüschen, aus welchen Nachtigallen schlugen — denn die Provence ist seit Petrarka und Laura

das Land der Nachtigallen — und Rebenstöcke schlangen sich hie und da italiänisch um die Bäume, oder waren auch in einer langen Reihe an Stäben gezogen, mit Korn und Sämereien in der Mitte. Bei Cannes gewährt das Meer mit seinen grünen und buschigten Inseln, Skt. Marguerite und Skt. Honorat, einen gar freundlichen und lieben Anblick. Mir war, als wünschte ich mir Flossen, um hinüber zu einer ruhigen Einsiedelei zu schwimmen. Aber das Schicksal und die Zeit versagten beides, Flossen und Boot. Cannes liegt an dem Meere hin wie eine einzige lange Gasse mit einem alten Thurm und Schlosse auf der Höhe, nett und heiter anzusehen, wie weiter unten Joigny an der Yonne. Hier ward die ganze Reisekaravane nun erst recht am Tageslichte zusammengebracht und konnte nähere Bekanntschaft bei einem muntern Frühstück machen. Die Officiere erzählten von ihren Fährlichkeiten bei der Flucht aus Mailand und dem Marsch durch das Piemontesische und Genuesische, wo die versteckten Bauern mehrere Officiere und Gemeine getödtet und verwundet hatten. Diese kehrten nun zum Theil als Ueberflüßige bei gefangenen und zusammengehauenen Regimentern, zum Theil als Boten von ihrer Botschaft nach Italien zurück, wie z. B. meine beiden Kameraden. Einige hatten sich auch Geld mit hübschen Italiänerinnen erheirathet und gingen, es in Frankreich zu verzehren. So war unter den Weibern eine allerliebste Mailänderin, die ein Franzose nach Toulon nahm. Der lustigste und fidelste der Gesellschaft indessen war der älteste meiner Gesellen, ein Kapitän von der Flotte, Clement Dufresne. Er lachte und sang in Einem fort und war dann wieder eben so sprachfertig. Strapazen hatten sein Haar bei 32 Jahren schon schimmlich gemacht; denn mehr als einmal hatte er die beiden Indien gesehen und zweimal in diesem Kriege die englischen Gefängnisse, in deren letzten er 18 Monate gesessen hat. Auch seine jetzige Reise ist kein Glück. Er war vor kurzem mit De-

peschen von Paris nach Mailand und Neapel geschickt. In Mailand kömmt er den Abend vor dem Einmarsch der Oesterreicher an, muß den Morgen flüchten, seinen Koffer im Stich lassen und über 6 Miglien seinen Mantelsack tragen, bis er zu mehrern Wagen mit französischen und italiänischen Flüchtlingen stößt. Dieser Mann schimpfte fürchterlich über das sardanapalische Geschlepp der jetzigen französischen Armee, über die Lieferanten, Kommissaire und Gauner, welche den ehelichen französischen Namen stinkend machen, über die Menge der Weiber, die zu vielen Tausenden dem Heere folgen; dies letzte schloß er lachend mit den Worten: c'est le foible du François, de ne pouvoir offenser une femme.

Von Cannes ging nun der Weg allmälig bergan, bis man an den Wald von Estrelles kömmt. Hier machten wir Halt, jeder stieg aus und waffnete sich mit Säbel und Pistolen, weil in diesem Walde alle Tage fast Plünderungen und alle Wochen Mordthaten vorfallen. Kaum waren wir 500 Schritte gewandert, so kamen ein Paar Eselein mit Säcken, denen weit hinten der Führer folgte. Hier versah sich die kurzsichtige Furcht eines unsrer Officiere an den langen Ohren und schrie: oh Messieurs voilà des coquins à fusils. Wir lachten lange über die possierlichen Flintenläufe und fanden überall unsre Bewaffnung unnöthig; denn die ganze Straße durch dieses Holz war mit Konskribirten bedeckt, die uns truppweise zu hunderten vorbei defilirten. Uebrigens ist es ein Paß recht für Räuber gemacht, wie für die Eber und Wölfe, welche letztere hier gegen den Winter von den höhern Alpen herabkommen. Die Wege sind jetzt über alle Beschreibung scheußlich; und obgleich wir alle zu Fuße waren, konnten doch die Gauls oft den Wagen nicht durch die Steine schleppen, die vormals einen Straßendamm machten und jetzt in einzelnen Klumpen da liegen. Uebrigens ist dies ein lustiger und romantischer Pfad. Ungeheure Felsklumpen hängen

mit alten Tannen herab, Bäche rieseln über den Weg und Bergströme brausen durch die tiefen Thäler und Schluchte, die auch ihre Nachtigallen haben; Abgründe laufen steil vom Fuße des Wanderers hinab und wechseln mit grünen Felsenwänden, vom Wasser durchströmt und Epheu umgrünt. So kamen wir durch diese große und schauerliche Natur an das Oertchen Estrelles, eine rechte Alpenwirthschaft. Sanft läuft zu dem Gütchen der Berg hinab, oben mit Luzerner und Korn und unten mit schön gewässerten Wiesen, in welchen einzelne Kühe graseten. Oben an seiner sanftern Spitze liegt die kleine Wirthschaft, dicht von hohen Ulmen umschattet, und hoch über ihr links ist wieder fürchterliches Felsengebirg mit einzelnen alten Bäumen und Sträuchen. Wir machten hier Nachmittags um 2 Uhr lustige und frohe Tafel und hatten guten Schmaus und treffliche Erdbeeren zum Nachessen. Wir gingen indessen immer noch gerüstet fort und in muntern Gesprächen bis zum Ausgange des Waldes in die Ebne von Frejus. Ich hatte indessen allerlei Revolutionsgespräche mit meinem Kourier, der Maurer, Protestant, Demokrat und Gott weiß, was noch alles mehr, aber im Ganzen doch ein gescheuter Kerl war. Auch er behauptete mit vielen teutschen Journalisten und Almanachisten, die Freimäurer und Illuminaten hätten die Revolution gemacht. Als wenn eine Revolution sich so leicht machte. Lachen mußte ich, als er mir erzählte, ein Platz in Marseille heiße nach dem Teufel Marat Champ de Marathon; indessen solche kleine Schnitzer kann man täglich von der Unbekümmertheit der Franzosen hören und in Büchern lesen.

Von Estrelles senkt sich der Weg immer abwärts und zeigt endlich den Anblick des Meeres mit allen Landbuchten, den schönsten und letzten auf diesem Wege; denn bei Cannes hat man bei aller Lieblichkeit der Ufer und der Inseln doch die Höhe des Standpunktes nicht. So kamen wir in das kleine räuchrige Frejus hinab, das darum doch

ein

ein liebliches Oertchen ist, denn eine reichere und lustigere Natur, als seine Umgebungen, kann sich die üppigste Fantasie kaum denken. Diesseits hatten wir die alten ehrwürdigen Arkaden eines römischen Wasserleiters, die einzeln im Felde da standen, wie das Bild der Vergänglichkeit unter der Blüthe, indem Roggen und Weizen in vollen Aehren umher wogten und Maulbeerbäume mit ihrem breiten Laube um die alten Steine säuselten. Jenseits im Südwest sind Wiesen und Gärten mit Feigen, Kirschen, Mandeln und Obstbäumen und mit allen Gewächsen der Küche und der Nase reichlich versehen; Reben winden sich fast um jeden Baum mit ihren blühenden Armen. Die Kirschbäume sind jetzt roth und Erdbeeren duften hinter den Hecken. Ich dachte hier an den alten Fleury, den der Ehrgeiz aus diesem reitzendsten Fleck des Erdbodens hinaustrieb, um seine letzten Lebensjahre in den Ungewittern des stürmischen Hofes zu vergrämen.

Unsre Begleitung fuhr hier voraus. Wir konnten anfangs keinen Postillion kriegen und wackelten und warteten, bis endlich, da keiner zu haben war, der Kourier selbst dieses Amt übernehmen mußte. So ging uns die Sonne unter und unsre Gesellschaft war schon weit voraus. Dufresne jubilirte, als er unsre drei Pferde sahe, besonders eines von ungeheurer Größe, welches in die Mitte gespannt ward und die Bäumke des Fuhrwerks tragen mußte. Wir fuhren nun aus Leibeskräften bergan auf dem abscheulichsten Wege und alles mußte schreien und schlagen, damit die drei Gaule unter der Leitung des unerfahrnen Kouriers nur vorwärts gingen; denn wenn sie einmal im Stillstehen waren, so kostete es Mühe, sie wieder ins Gehen zu bringen. Da zu unserm Elend ging nun auf einer holprigen Stelle der mittelste Gaul mit dem Kourier kopfüber und die ganze Last des Wagens mit den Bäumen lag auf ihm. Wir Viere suchten ihm aufzuhelfen, umsonst; keine Axt noch andres Geräth, die Kette zu

sprengen, die die Wagenbäume hielt, und das kolossalische Roß ersticken wollte, welches stöhnend, die Zunge lang ausstreckte. Das war ein Fluchen und Schreien, worin des Kouriers klägliche Ausrufungen: il se tue, il se tue! klangen. Endlich ward ein Pferd von den andern beiden abgespannt und Dufresne sprengte nach dem nächsten Dorfe, um Menschen herbeizuhohlen. Wir andern drei hielten keuchend die Bäume empor, damit das hohe Thier nicht krepirte, und sahen aus von Schmutz und Schweiß wie die Missethäter. Endlich kamen nach einer halben Stunde die Dörflinge mit Dufresne, wir hoben Wagen und Thier wieder auf und so ward mit tausend Spaß über unser stattliches Roß in das Dorf eingefahren. Auch da mußten wir wenigstens eine Viertelstunde peitschen, ehe wir bergan kamen, und nun ward die Sache recht methodisch bis zur nächsten Station le Muy durchgeführt. Dufresne setzte sich auf den Schreckensrosstaunte und arbeitete echt französisch mit Peitsche, Händen und Füßen, daß die Thiere nicht aus dem Trab kamen; denn sonst wäre es um uns geschehen gewesen; ein einziges Halt, und wir konnten die Nacht halten bleiben und uns am Ende noch von Spitzbuben ausplündern lassen. Wir andern liefen nun mit Stöcken treufleißig durch Dick und Dünn bei dem Wagen her, halfen schieben, sobald ein schlimmes Geleise kam und wir fürchten mußten, stecken zu bleiben, peitschten und schrien mit, und so kamen wir glücklich um eilf Uhr zu le Muy, wo unsre andre Wagen schon um neun angelangt waren. Der arme Dufresne fand sich am Hintern und an den Fingern geschunden, wir andern alle so beschmutzt, daß wir sogleich zur Pumpe mußten. Unsre Gesellen lagen zum Theil schon auf dem Ohre und ruhten ein wenig. Uns schmeckten Wein und Braten herrlich, und dann führte die freundliche Wirthin mit ihren muntern Töchtern uns in den Rosengarten, worüber der Mond schien, und Nachtigallen hinten im Gehäge sangen. Hier

war alles Laufen, aller Aerger vergessen. Wir waren in einem recht petrarkischen Winkel und ich durch den Mond und die Nacht, vielleicht auch durch den Wein etwas petrarkisch gestimmt. So saß ich ein halbes Stündchen unter den hohen Rosenbüschen und Dufresne trillerte mit den Dirnen Ariettchen, die im provenzalischen Munde, der ein Gemisch vom Italiänischen und Französischen ist, allerliebst klangen. Diese Mundart hat außerordentlich viel Weiches und Mildes und alles Gurgelnde und Schnarrende der französischen verklingt in ihr. In dem Munde des gemeinsten Schlages Menschen ist es aber für den Fremdling ein patois, wovon er nicht viel mehr versteht, als der Baier, wenn man ihn plötzlich nach Mecklenburg und Pommern in eine Bauerschenke brächte.

Wir hielten in le Muy lange Rast, und erst um Eins Uhr ging es nun wieder mit unsrer alten Gesellschaft fort, unter der Eskorte von vier Gensd'armes durch diese unsichere Gegend. So unfruchtbar, haidigt und steinig der Weg meistens von Frejus bis le Muy ist, so lieblich ist er hier bis hinter Vidaubau; Ebne mit schönen Feldern, dem kleinen Fluß Argens, Wiesen, Büschen, Mandelwäldern, dem leuchtenden Mond und Nachtigallen. So ging es sachte fort, bis der Weg hinter Vidaubau sich wieder in Berge verwandelte. Wir hatten leider unsre alten Paßpferde, weil die in Vidaubau eben erst angekommen und abgefahren waren. Da gab es neue Noth. Es war schlechterdings unmöglich, bergan zu kommen. Wir peitschten eine Viertelstunde und schickten dann den Kourier unmuthig nach Vidaubau zurück, ein neues Vorspann zu holen. Die Sonne ging auf. Dufresne und sein Kamerad wikkelte sich in seinen Mantel im Wagen, ich legte mich auf einen Stein und schlief ein. Es war der dämmernde Morgen und Lerchen sangen mein Schlaflied. Da erwachte ich plötzlich von einem Knall, springe erschrocken auf, und finde mich unter einem Haufen tosender und lärmender

Menschen. Einer tritt mich Sinnlosen an, und spricht: „Bürger, ich habe euch mit meinem Gewehr aufgeweckt. Wie könnt ihr hier schlafen? Ein Schurke könnte euch und eure Kameraden im Wagen abwürgen und alles plündern.“ Ich dankte ihm, doch mit einer kleinen Einwendung gegen den Flintenschuß über meinem Ohre, und schlenderte einige hundert Schritte mit dem Haufen, der etwa aus 500 Konskribirten bestand, fort und ging dann zurück. Die armen, aber frohen Schelme marschiren nun auf Nizza, um die italiänische Armee zu verstärken. Sie waren zum Theil bewafnet und montirt, zum Theil in ihren Jacken und Bauerkitteln, mit einigen alten Officieren und Soldaten an der Spitze. Singend und tanzend wanderten sie zum Theil baarfuß, zum Theil auf einem zerrissenen Strumpfe, oder noch schlimmer baarfuß auf zerrissenen Schuhen. O es ist doch ein schönes Ding um die Nothwendigkeit! Ihr Gesetz ist oft leichter, als alle Wahl, weil es alle Wahl abschneidet, und so als das heiligste Gesetz dem Gemüthe zur Freiheit wird.

Der Schuß und dies Bild des Menschenlebens hatte mich munter gemacht, die Sonne ging freundlich auf; ich ließ meine Seeleute schlafen, ging als Wächter um den Wagen, und freute mich des lebendigen Morgens und der Nachtigallen, die als ächt provenzalische Stimmen aus dem Weinlaube sangen. Endlich hörte ich den Kourier mit zwei erbärmlichen Gaulen heranklappern. Wir hatten zwei Stunden durch dieses Anhalten verloren und unsre Begleiter auf immer. Ich weckte die beiden drinnen. Wir hatten nun 5 Thiere vor unserm kleinen Wagen, und krüppelten uns mit diesen elendiglich und mit tausend Noth den Berg hinan, wo uns noch einmal ein vorbereitender Fuhrmann ziehen helfen mußte. So kamen wir gegen 10 Uhr nach le Luc, einem kahlen Orte, wo gefrühstückt wurde. Von hier ging es nun nach Brignolles, 5 Lieues von le Luc, wo der Weg nicht völlig so steil, aber doch

auch allenthalben ausgerissen und ausgefahren war. Von le Luc bekamen wir 4 Gensd'armes mit, weil diese Straße selbst bei hellem Tage oft von Räubern angefallen worden ist. Wir drei waren auch auf den Füßen, und marschirten mit Säbeln und Pistolen gerüstet zu Fuße fort, weil der abscheuliche Weg uns die Eingeweide zu zersprengen drohte. Bis le Luc ist bergigtes und hügligtes Land mit schlechtem Korn, mittelmäßigem Weinbau, aber vielen Oel- und Feigenbäumen. Hinter le Luc ist derselbe Karakter der Landschaft, doch scheint sie noch unfruchtbarer zu werden. Man sieht viele kahle Berge, magre Haide und unlustiges Eichengestripp, kleine Weinberge und elendes Korn, woran sich einzelne Gütchen anlehnen. Wir gingen vom Durst geplagt in eines dergleichen ein, um Milch zu trinken. Eine braune Bäuerin kam uns mit zwei hübschen Bübchen entgegen. Dufresne fragte sie: comment avez vous fait, commère, de faire de si beaux enfans? sie antwortete kurz: Monsieur, avec vous je ne les aurois pas fait. Er klopfte ihr und mir zugleich auf die Schulter und rief: voici la françoise! und süßer tranken wir die Milch, herzten die Knaben und gingen fürbaß. Zuweilen giebt es auf diesem öden Wege doch ganz lustige Einschnitte. So liegt auf dem halben Wege zwischen le Luc und Brignolles der Flecken Flassans in einem äußerst romantischen Thale mit grünen Wiesen und einem raschen, freudigen Bergstrome. Droben im Osten liegen hohe Weinberge und alte Schlossestrümmer aus den Zeiten der Chevalerie und der Troubadours.

Um Ein Uhr hielten wir zu Brignolles unser Mittagsmahl. Hier hatten wir einen muntern und witzigen Tischgesellen, einen Kommissarius der Neapolitanischen Armee, der sich mit seinen Effekten bei Zeiten ins Vaterland machte. Er hatte Lust, mit uns zu reisen, und ward endlich mit dem Kourier und uns eins, obgleich uns übrigens sein dicker Wanst bei der schmählichen Hitze nicht besonders

anstand, und bei der Erbärmlichkeit unsrer Thiere; seine Artigkeit und sein Witz siegte. Kaum waren wir aber eine Stunde fortgetrottet, so schrie er hinten im Wagen; j'etouffe, j'etouffe! und lag schnappend da, wie ein Fisch außer dem Wasser. Wir sprengten ihm Orangensaft auf die Lippen, und er erhohlte sich zu unserm Unglück. Denn nun setzte er sich auf die vordere Bank, und legte seinen breiten Speckrücken wie eine dunstige Wolke vor uns andere hin, und brachte uns seinem Zustande nahe. So kamen wir um fünf Uhr nach St. Maximin, wo es allerlei Scenen gab. Erstlich ward uns glücklicher Weise der Dicke abtrünnig. Man erzählte uns, wie hier der letzte Kourier auf dem Wege von Aix mit allen seinen Passagieren rein ausgeplündert, und ein Gensd'armes erschossen sei; wie man bei le Luc am hellen Tage einen Kaufmann um seine Erbschaft von 25000 Franken gebracht habe, die er habe von Vienne heimbringen wollen. Dies schreckte den Dicken, und trotz unsers Spottes ließ er seinen Koffer mit dem ungerechten Mammon Italiens abschnallen, um morgen am hellen Tage die Fahrt nach Aix zu machen. Wir fürchteten nichts, hatten auch so schwer nicht geladen. Indessen entspann sich eine andre ernsthaftere Geschichte. Dufresne kam mit den Gensd'armes in Streit, die uns eskortiren sollten, diese wurden äußerst grob, besonders über die Verzögerung des Kouriers, der noch vieles umher zu laufen hatte. Das Volk auf dem Platze fiel den Gensd'arms bei, und schrie entsetzlich. Man ging dem Kourier zu Leibe, und machte ihm das Recht streitig, Passagiere zu führen. Diese seien gewöhnlich Schuld, daß die Kouriere angegriffen, und die Depeschen des Volks geplündert würden. Ja ein gewaltiger Hals, der auf dem nächtigsten Körper unter allen stand, sagte es nicht leise: „Es wäre besser, hier drei oder fünf Schurken (scelerats) zu erwürgen, als das Leben jener ehrlichen Leute auszusetzen.“ Jetzt wollte man die Koffer und Gepäcke, die der Kourier

führte, nach der Munizipalität schleppen und untersuchen, ob sie auch über die Größe und das Gewicht enthielten. Da gab er klein bei und wir mit ihm, um nicht lange Händel zu haben, und jene blieben die Lacher und Sieger. Wir waren froh, ungeschlagen fortzukommen, und diese Noth machte uns vor den Halsabschneidern im Walde, den wir zu passiren hatten, weniger bange.

Hier ist es Zeit, im Allgemeinen ein Wort von den Provenzalen zu sagen, worunter ich alles verstanden haben will, was ich von Menschen seit Nizza bis hinter Avignon gesehen habe. Diese Provenzalen gehören mit zu den stärksten und schönsten Körpern, die man sehen kann. Alles ist Nerve und Muskel, und der Körper hat die Rundung und Wölbung, die man nur bei den Kalabresen und einigen andern Italiänern findet. Die Augen, wie die ganze Gestalt, brennen von Feuer und Leben, und haben die französische Gerade heit, die man leider bei dem Italiäner nicht immer findet. Unter den Weibern habe ich so reizende und zugleich kühne Gestalten gesehen, als ich sie im mittlern und nördlichen Frankreich selten fand. Eine Laura indessen war nirgends, nirgends nur eine Bildung, die jene Sanftheit und Stille unter diesem heißen und wohllüstigen Himmel hätte ahnden lassen. Alles, Mann und Weib, trägt bloß den Ausdruck des hervorbringenden und kräftigen Lebens. Dieser heftige und aufbrausende Karakter hat sich in diesen letzten Revolutionsjahren auch kühn und auszeichnend genug offenbart, und bei der Gesetzlosigkeit ist alles Gesetzlose und Wilde hier schneidender und greller ans Licht gekommen; so daß jetzt die Provence nächst den westlichen Departemens wegen Räubereien und Plünderungen am meisten verrufen ist. Diese Berge der Provence längst der See sind bis an die Rhone gleichsam eine Fortsetzung der Kette des Apennin, der die Genueser am Meer einengt. Das hiesige Volk trägt vieles von dem Karakter des Liguriers, ist eben so berufen wegen seiner

Treuloſigkeit und Raubſucht, eben ſo heftig in Feindſchaften, abgerechnet, was die franzöſiſchen Sitten verbeſſert haben. Man vergeſſe aber nicht, daß unter dieſen Gemüthern der edle Mann es drei- und vierfach vor andern ſeyn müſſe. Denn aus gröſter Stärke wird nur gröſte Güte. Die Sprache ſelbſt giebt hier den Mittelcharakter zwiſchen dem Franzoſen und Italiäner an.

Wir fuhren von Sct. Maximin nur um den Abend ab, ſtiegen am groſſen Walde aus, dem Schrecken der Reiſenden, mit gezückten Waffen, und wanderten ſo durch dies öde, buſchigte und haidigte Land, das ſelbſt, wo es bebaut iſt, einen traurigen Anblick gewährt, und kamen endlich um 10 Uhr zu la grande Puyere an. Der Weg von da iſt eben ſo und wird noch öder und ſteinigter, mit kleinen Weinbergen, ſchlechtem Korn und einzelnen Oelbäumen an den kahlen und verſengten Bergen, die kaum einiges Geſtrüpp zeigen. Wir kamen glücklich durch alle Schrecken der Nacht gegen das Ende des zweiten oder vielmehr am Anfang des dritten Tages zu Aix an und nahmen im Hôtel des quatre nations Quartier.

Aix.

Ich blieb hier nur anderthalb Tage und fuhr den 6. Mai nach Marſeille ab. Hier war ein wahres Revolutionsleben. Niemand, beſonders ein Fremder, ging gern nach Sonnenuntergang aus, ſo war das Plündern und Morden einheimiſch. Noch den Abend vor unſrer Ankunft war um neun Uhr des Abends ein Mann von ſeiner Thür ermordet, als er geſchrieen hatte, da zwei Spitzbuben ihm die Uhr ausziehen wollten. In den Gegenden um die Stadt waren Leute in den Gärten und Feldern oft nein ausgezogen. Zugleich war ein gewaltiges Soldatenleben dieſer Tage hier. Mehr als 3000 Konſkribirte und ein

Husaren- und ein Jägerregiment hielten hier Rast, und so fand ich meine Nizzaer Geschichten der letzten Wochen fast ganz wieder. Dieses alles hatte manche Fremde herbeigezogen, und es war also viel Munterkeit in dem sonst öden Orte. Denn man rechnet, daß die Bevölkerung von 20000 bis auf 10000 eingeschmolzen ist. So sehr hat auch diese Stadt, wie die andern in der Provence, die Partheiwuth mitgenommen. Alle Welt klagt den General Merle als ein Ungeheuer von Grausamkeit an und behauptet, er habe Manche unter dem Schein, sie als Royalisten und Mörder zu verfolgen, unter die Guillottine und die besten Bürger zum Theil in die Eisen gebracht. Er war das vorige Jahr hier Kommandant und alle Welt in Marseille erinnert sich seiner als Perükenmachergesellen, wo er jetzt vor dem Kriminalgericht steht, dem er durch Geld, wie alle klagen, entgehen wird. Die Stadt Aix ist eine der ältesten Städte in Gallien und war schon zu der Römer Zeiten unter dem Namen Aquae Sextiae wegen ihrer Bäder berühmt. Diese Bäder sind auch noch jetzt da, man sieht es ihnen aber an, daß sie wenig frequentirt sind, da man sich alle Tage in Blut badet. Die alte Stadt ist hügligt und ältlich, mit krummen und engen Gassen, und sieht nun, da die Menschen fehlen, noch weit öder aus. Dies ist die ganze nordöstliche Seite, wo mancher Antiquar noch vielleicht einiges für seinen Schnabel fände; denn wer sucht, findet auch leicht. Neuer und niedlicher und offen und frei, wie ein Dorf, ist die südwestliche Seite, worin das nette Quartier von Orbitello und der Corso, oder Cours ist. Dieser Corso ist auch unstreitig das Niedlichste in der ganzen Stadt, und um ihn und auf ihm sammelt sich das meiste Menschengewimmel. Er ist breit und grade, mit hohen Ulmen und Linden bepflanzt, und zu seinen Seiten stehen die schönsten Häuser der Stadt und befinden sich die elegantesten und besuchtesten Kaffés, Restaurateurs und Galanteriehändler, die hier auf italiä-

nisch alle Tage ausstehen. Was von schönen Weibern und Mädchen in der Stadt war, habe ich diese Tage sicher gesehen, denn der Cours war davon bedeckt, um sich den jungen Bürgern zu zeigen, die jenseit der Alpen ihr kostbares Blut fürs Vaterland vergießen wollen. Ich habe hier sowohl, als in Marseille, mehrere Weiber rufen hören: ah les filles de France! qu'elles sont à plaindre! und sie haben Recht; ihnen wird die beste Jugend weggeführt und kömmt theils gar nicht wieder. Ich könnte noch das Rathhaus mit seinen alten Königen von Burgund, meistens von Bourdon gemahlt, den alten Brunnen auf dem Platze und ein Stück eines alten Obelisk beschreiben, wenn man solche Dinge so oft beschreiben könnte. Die Gegend um die Stadt ist noch immer die alte. Man findet wenig Büsche und Getraide, verbrannte Berge und Hügel mit Mandeln, Feigen, Reben und Oelpflanzungen.

Marseille.

Ich habe hier acht sehr angenehme Tage verlebt, die mir durch die Güte des schwedischen Konsuls, Herrn Fölsch, und einiger andrer Häuser, an welche ich von Livorno Empfehlungen hatte, noch angenehmer gemacht wurden. Meine alten Gesellen hatten sich in Aix und hier von mir verloren, doch sollte ich einige in Toulon, einige nachher in Aix wieder sehen. Für Toulon nemlich wurden einige Tage abgebrochen, um die Stadt und die Flotte, die gerade von Brest angekommen war, Hieres und seine Citronenwälder und die Inseln gegenüber, diese lieblichen Inseln, ach! nur von ferne, zu sehen, weil es in den ersten Tagen der Ankunft der Flotte verboten war, von den Küsten zu fahren. Dies waren frohe und elysische Tage, wie die Gegend, dieses Paradies Frankreichs, wo ehedem in den Monaten des Spleens so viele Engländer zu wohnen

pflegten und manche andre Schwächlinge des Nordens, die hier Grillen verjagen und böse Uebel heilen wollten. Doch dieser reitzende Erdfleck ist so oft schon beschrieben, als daß ich ihn noch einmal entweihen sollte. Er gehört zu den wenigen, die so viel Unaussprechliches im Gefühle erwekken, so viele Ahndungen eines alten Daseyns vor diesem Rock aus Thon, so viele Erinnerungen der origenesistischen Präexistenz der Seele geben, daß man bei allen diesen schwellenden Gefühlen und dunkeln Ahndungen selbst nur ein schwebendes und flatterndes Bild des Schönen vor seiner Seele behält. Blüht ihr lieblichen Eilande! und mögen an euren Küsten nie die Schrecken des Krieges donneru, noch die Wehklage des Elends diese liebliche Natur entheiligen! Mögen in deinem freundlichen Hafen, Toulon, nur friedliche Segel einflaggen!

Ich hatte von Marseille ein ganz einziges und eignes Bild, das sich seit dem Julius Cäsar meiner Schuljahre festgesetzt hatte. Ich liebte die alten Phocäer, die aus Tyrannenhaß die schönen Küsten Asiens verließen und neue Sitze suchten, und endlich, von Korsika und Sardinien vertrieben, hier die mächtige Massilia gründeten. Die Stadt ward mir merkwürdig durch den verzweifelten Widerstand, den sie Cäsars siegenden Legionen und Flotten leistete. Sie behauptete auch, als die Republik durch die scheußlichste Sittenverderbniß dem Despotismus der Soldaten und Regenten Preis gegeben war, diese Festigkeit des Karakters und die Alten nennen Massilia mehr als einmal eine der frugalsten und gesittetsten Städte des Reichs, als sie schon lange eine der reichsten gewesen war. Auch in dem neuen Frankreich ist sie immer die zweite, oder dritte Stadt des Reichs mit Lyon und Bourdeaux genannt worden, und diesen Vorzug hat sie und Lyon freilich theuer genug bezahlen müssen.

Man erhält schon, wenn man eine halbe Meile von der Stadt auf den Anhöhen von Aix her auf sie und auf

das Meer hinabsieht, eine große Idee von ihr, und diese wird in der Wirklichkeit nicht betrogen. Die Stadt liegt wie im Halbmond um die Bai herum, deren äußerste Spitze ihren schönen Hafen bildet, so daß man von allen Punkten der Mauer sanft zu dem Hafen hinabsteiget. Ihre äußersten Gegenden sind verfallen, besonders die östliche und nordwestliche Landseite, und nur wann man in die Mitte und näher nach dem Hafen kömmt, findet man das schöne Marseille. Die nördliche Seite über dem Hafen ist eng, hügelig und häßlich, so wie die östliche Mauerseite. Die schönsten Häuser sind von den Allées de Meilhan bis zum Hafen hinunter, und vom Hafen etwa drei, vier Straßen südlich hinaus, und um den Hafen, ferner der Cours und die Straße des Cours und die Straße und der Platz de la Canebierre. Diese Straßen und Häuser gehören zu den schönsten und machen die Stadt zu einer der freundlichsten. In diesem Geschmack sind auch die Gasthäuser und Kaffehäuser, von denen man in diesem Quartiere die besten und besuchtesten findet. Eben sowohl erhalten ist in diesem das Pflaster mit Fliesen zur Seite für die Fußgänger. Einen sicherern Hafen und bequemern, als diesen, muß es aber in der Welt nicht geben. Er läuft in Gestalt eines Flaschenkürbisses, den Hals vorn, in die Stadt hinein und erweitert sich sogleich zu einem zierlichen Oblongum, so wie er weiter eintritt. Am Eingange sind die beiden Forts St. Jean und St. Esprit. Hier legen die Schiffe dicht an die Zollhäuser, kleinere laufen auch noch an der Südseite des Hafens in Kanälen weiter in die Stadt aus und füllen die großen Magazine, ohne Wagen, oder Träger nöthig zu haben. Dieser Hafen, still und sicher, wie eine Kammer, ist leider jetzt auch eben so todt. Wenige Neutrale kommen, weil man auch diese, wie alles klagt, durch die neuen Prisengesetze weggejagt und scheu gemacht hat, und was aus- und einläuft, das ist etwa ein kleiner Kaper und von den leichte-

sten Schiffen, die längs den Küsten fahren. Die ungeheuren Levanteschiffe liegen in großer Anzahl für die Würmer nun schon seit fünf Jahren da und wer weiß, wie lange sie es noch werden. Sie haben das Ansehen von Ruinen und mit ihnen stockt der Reichthum und die Thätigkeit dieser sonst lebendigsten Stadt Frankreichs. Die Nordseite des Hafens ist bei weitem die schönste, sowohl an Häusern, als an Gewimmel und Lebendigkeit der Menschen. Hier ist die Börse, ein stattliches Gebäude, hier das Gemeindehaus, hier die lustigsten Kaffehäuser und eine Promenade, die vom Morgen bis spät in die Nacht dauert. Von andern öffentlichen Gebäuden und Werken läßt sich nun nichts mehr sagen. Die Kirchen sind entweiht und ihre Zierrathen und Kunstwerke verschleppt; ja selbst die Gräber hat man aufgewühlt. Auch sind in diesen für die Handelsstädte und den Reichthum hilflosen Zeiten Orte, wie Marseille, grade am meisten mitgenommen worden. Nicht allein die alten Schiffe, die sonst Gold und Leben in die Adern des Staats brachten, stehen entmastet und entheert da, sondern den neuesten und besten Häusern geht es eben so und fast an allen Thüren und Fensterläden liest man: à louer und à vendre. Wie sollen auch die Menschen bleiben, wenn ihnen alle Mittel zu leben abgeschnitten sind, wenn die Schiffahrt liegt und die Revolutionsstufe die ersten Häuser niedergemäht hat. Wenn man von jetzigen Marseillern ihren Hafen rühmt und die Stadt, so wissen sie nichts, als: „vor der Revolution! o, vor der Revolution! da war Marseille auch etwas! Jetzt sind wir arm und haben über ein Drittheil unsrer Menschen verloren.“ So sehr hat die Guillottine und die Gewerbslosigkeit die Stadt entvölkert. Ich schauderte, als man mir auf der Straße de la Canebierre erzählte, dort seien zur Schreckenszeit 600 Männer und meistens die reichsten unter der Guillottine gefallen. Dafür haben sie nun ein Champ de Marathon und die meisten Kaffe- und Gasthäu-

haben die Namen berühmter Revolutionärs, oder alter Feldherrn und verdienter Gelehrten und Philosophen erhalten, die den Fremden oft in große Verlegenheit setzen, weil die einen im Volk die alten, die andern die neuen Namen vorziehen, manche selbst die neuen nicht einmal kennen und einen auslachen, wenn man nach einem Quai de Barth, oder Rue de Montesquieu fragt.

Die unterste Gegend der Stadt ist, wie gesagt, der Hafen und seine Nähe. Um ihn ist das lebendigste und fröhlichste Menschengewimmel, um ihn das bischen Thätigkeit, was hier noch übrig ist, um ihn geht der ehrbare Schiffer, der stattliche Kaufmann und der spekulirende Gauner, während der Stutzer, jetzt in eine etwas leckere Form umgegossen, und die zierliche Dienerin der demokratischen Venus leicht unter ihnen hinschlüpft. Vom Hafen geht man wenige Schritte hinauf, so hat man den weiten und hellen Corso, von hohen Bäumen umgeben und eine der längsten und schönsten Straßen in Marseille bildend. Auch hier ist es nie leer. In der Mitte, die mit einem eisernen Geländer eingeschlossen ist, spaziert es den ganzen Tag auf und ab und eine lange Reihe von Läden, Tischen, und Bänken mit zierlichen und eßlichen Dingen steht für den Liebhaber zum Verkauf ausgelegt da. Alte Männer und Mütterchen sitzen hier auf Stühlen und sonnen sich am schönen Frühlingsstrahl und Ammen und Wärterinnen tragen hier das junge Leben in Sicherheit vor den Karren und Menschen- und Pferdehufen, und lassen sich, während die Kleinen im Staube wühlen, oder mit etwas spielen, von einem hübschen Husaren oder Grenadier Süßigkeiten sagen, oder zu Süßigkeiten einladen. So ungleichartig zusammengesetzt dieser Anfang und die Mitte des Corso ist, so sehr ist es sein Ende. Dieses ist nemlich ein ordentlicher Markt, wo das Häßlichste und Schönste, was es für die Sinne giebt, zusammen ausgestellt ist. Hier steht an einer Seite der schmuzige und garstige Haufe der

Fischweiber mit ihren Butten und Eimern, dort die Schlächter mit Fleisch auf langen Tischen, welche Fliegen und andre unverschämte Thiere umschwärmen; hier sitzen mit Bauern und Körben andre mit Tauben und Vögeln, die sie für das Auge und für den Magen feil bieten. Mitten unter diesem Schmutz und Gestank steht oft ein Obst- und Fruchtschragen, der das Seinige für Nase und Auge wohlgefällig ausgestreit hat. Dann kommen feine Blumenmädchen, welche eine Menge Blumen in Töpfen und an Stöcken um sich und die Rosen, Veilchen und Nelken, der Provence mit duftenden Erdbeeren in netten Körben neben sich stehen haben. Diese schelten, schreien, rufen und bitten unter einander und wie diese wilden Töne, so treffen Blumen, Fleisch- Fisch- und Obstgerüche wunderseltsam unter einander und machen diesen Obst- Fisch- Kraut- und Blumenmarkt mit seiner lebendigen und todten Welt dem Fremdling äußerst interessant. Ich habe regelmäßig alle Morgen ein halbes Stündchen darauf verwandt und mich königlich ergötzt. So ein Menschenstrudel, sobald er verschlingend wird, ist doch zuweilen dem Menschen das nothwendigste, wie das erhebendste, wenn aus aller der Verwirrung und streitenden Kraft endlich Ordnung als das lösende und bindende hervorgeht.

Nächst dem Corso sind die sogenannten Allées de Meilhan die besuchteste und lebendigste Promenade. Sie sind meist in der Mitte der Stadt und laufen von einem Springbrunnen an der Spitze des keilförmigen Platzes, worauf sie stehen, immer weiter aus einander und werden zuletzt, durch eine Häuserreihe, die sich sehr widerlich in ihre größte Abweichung eindrängt, ganz von einander geschieden, so daß sie einen gleichseitigen Triangel bilden. Schöne Bäume sind umher gepflanzt und nette Häuser gebaut, kleine Kaffehäuschen und Schenken mit Bänken und Ruhesitzen sind an den Seiten zu haben und an Sonn- und Festtagen, dergleichen man im republikanischen Kalen-

der eben so viele hat, als zu den Zeiten der Heiligen, wimmelt es auch hier von feiner Welt.

Die Gegend umher ist freilich nicht so kahl und öde, wie in Aix, doch buschigt und sanft kann man sie nicht nennen. Rund um die Stadt laufen hübsche Gärten, mit den Bäumen, Früchten und Blumen des Süden; wenige Reben und Oelbäume in der Nähe und kahle Berge in der östlichen Ferne. Im Süden ist das Meer, im Nordwest aber eine Kette von Hügeln, die über der Stadt amphitheatralisch mit Weinbergen, Gärten, Landhäusern und Cypressen und Eichen aufsteigen. Vor dem Hafen liegen in der Entfernung einer halben und Viertelmeile mehrere kleine Inseln. Sie sind fast ganz kahl, mit wenigem Buschwerk und einigen Häusern besäet. Doch geben sie von der westlichen Bai der Fischer außerhalb der Stadt immer einen hübschen Ruhepunkt für das über das Meer hinschweifende Auge. Die Marseiller machen in der schönen und heißen Jahrszeit oft kleine Spazierfahrten dahin, um sich die Seeluft einmal kühlen zu lassen und um ihre schöne Stadt vom Meere aus zu sehen; und in der That dieser Anblick ist himmlisch. Die schönste Aussicht auf die Stadt hat man von den niedlichen Landhäusern am Wege nach Aix, wo auch die reichsten Bewohner der Stadt so ein Ruhe- und Freudenplätzchen haben, wo sie von dem Staub der Stadt und dem Zank der Börse sich erhohlen mögen.

Es sind hier zwei Theater, die in diesen Trauerzeiten auch nur wenig besucht werden. Sonst sind oft vier für alle Klassen geöffnet gewesen. Das große Theater, nicht weit vom Hafen und dem Corso, ist recht hübsch, seine Spieler gehören aber nicht zu den Helden der französischen Bühne. Sonst hat Marseille immer mit von den besten Schauspielern Frankreichs ernähren können. Freilich so erbärmlich, wie man sie in Teutschlands Mittelstädten und selbst in den großen alle Tage sieht, findet man deren hier

nicht

nicht leicht; auszeichnend spielte aber niemand, als etwa eine Madame Roussellois, die sowohl durch Gesang, als Aktion die Ariadne auf Naxos trefflich darstellte.

Ich habe von den Bewohnern dieser Stadt zu viel Gutes empfangen, als daß ich es hätte über das Herz bringen können, von ihnen etwas Schlimmes zu sagen, auch wenn es zu sagen gewesen wäre; wie muß es mich nun freuen, viel Gutes und Liebes von ihnen melden zu können! Freilich wird in eine solche Handelsstadt, wie Marseille, von allen Nationen des Abend- und Morgenlandes neues Blut und Geschlecht hineingebracht; aber doch ist eine Volksmenge, die in guten Tagen über hunderttausend Köpfe ausmacht, zu beträchtlich, als daß sie die allgemeine äußere und innere Bildung des Karakters und der Gestalt nicht bestimmen sollte. Eine große Handelsstadt, wo die Spekulationen nicht Knickereien sind, und die Gelder nicht in kleinen Summen einlaufen, giebt einen freien und menschlichen Geist des Gebens und Nehmens und jener Thätigkeit, die bei ihrem weiten Kreise auch Brust und Haupt erweitert. Dies habe ich fast immer gefunden. Da gilt kein Adel, keine Geburt, kein Stern vor der Brust; jeder gilt freilich am meisten, was er werth ist im englischen Sinn, aber er gilt auch, was er als Mensch gelten kann im Leben. Dieses giebt einen liebenswürdigen und fidelen Ton der Allgemeinheit und Zutraulichkeit, die rauhen Ecken schleifen sich genug ab, und werden doch nicht so blank und glatt, daß sie den Augen weh thun, wie es in den Amts- und Würdenverhältnissen nur zu gewöhnlich ist. Ich muß es unverhohlen gestehen, hier und in Lyon habe ich recht liebenswürdige Franzosen gefunden; so eine Lebendigkeit, wie immer, durch die ruhige Thätigkeit gemildert; die Vorurtheile gegen Fremde, die dem Franzosen fast angebohren sind, mehr verwischt durch den Umgang mit gescheuten und ungescheuten Menschen aller Nationen; dagegen tritt aus der französischen Ungezwun-

genheit und Freimüthigkeit eine gewisse Herzlichkeit und Schonung hervor, die ich sehr häufig bemerkt habe. Man lernt hier selbst seinem Witz gebieten, sobald er dem Herzen weh thun würde, obgleich ein französischer Witzbold nie so impertinent ist, als ein teutscher. Mit einem Worte, hier habe ich oft wirkliche Menschen noch in den gebildeten Ständen gesehen, nicht einseitige Maschinen, die krüppelhafter sind durch Eine helle Seite, als der Mann hinter dem Pfluge, der doch wenigstens alle gleich beleuchtet hat, wenn sie es auch noch so wenig sind.

Was nun die äussere Bildung betrifft, so übertrifft auch darin Marseille fast alle Städte Frankreichs, so ich gesehen habe. Es ist ganz der rüstige und stattlich gewölbte Körper des Provenzalen mit dem schönen brennenden Auge und der kühnen Stirne voll Freiheit und Kraft. Man sieht hier nichts von dem Platten und Vetternen, das im nördlichen Frankreich die Menschen noch mehr auszeichnet, als die weit nördlicheren Teutschen und Schweden, nichts von den Spitzköpfen, und wieder von den vielen Orangutangsgesichtern, nichts von den Bocksbeinen, welche bei dem Franzosen so einheimisch sind. Die Weiber sind auch hier natürlich der Maasstab, und wo findet man mehr schöne und reitzende Weiber, wo einen rundern und vollern Wuchs, wo feinere Züge, als in Marseille? Wer die Tummelplätze der Freude und Wohllust nur einige Male besucht hat, kann sich dies nicht abstreiten. Um sie zu sehen, muß man das Theater, die Allées du Meilhan, den Corso und vorzüglich abendlich die Nordseite des Hafens besuchen, wo man alles, was sich vergnügen, oder etwas gewinnen will, ausgegossen findet.

Marseille ist seiner Huren wegen selbst in Italien schon übel berüchtigt, und in Frankreich schilt man sie überall als eine der gefährlichern Städte in diesem Punkte. Dies ist leicht begreiflich. Der starke Karakter des Provenzalen muß im Schlechten natürlich so weit gehen kön-

nen, als im Guten. Diese Heftigkeit, dieses griechische Ungestüm, dieses heißere Blut des heißen Klima macht natürlich auch die Leidenschaften des Blutes gewaltiger und gefährlicher. Marseille ist überdies einer der größten Seehäfen. Was das sagen will, weiß jeder. Es ist noch immer ein reicher Ort, oder wenigstens dauren die Wirkungen des alten Reichthums in den Sitten noch fort. Die Revolution hat nun alle diese Dinge auch mehr an das Tageslicht gebracht, und auch sie sind aus Sklaven Freigemachte geworden, die öffentlich einhergehn. Schon im Theater sieht und fühlt man zuweilen gar etwas von dieser Freiheit. Aber will man sie in ihrem Glanze sehen, so spaziere man des Abends um 9 und 10 Uhr am Hafen, und man weiß weder Augen noch Hände zu lassen, die ersten, daß sie einen nicht ins Netz führen, die zweiten, daß sie von dem vielen Zerren und Drücken nicht abgerissen werden. Das ist ein Bienengesumm von eleganten und fröhlichen Menschen und Menschinnen, und wenn in dieses laute Leben nicht widerliche Nachempfindungen, die freilich der französische Leichtsinn selten fühlt, sich mischten, würde es noch was besseres seyn. Hier hat sich jeder zu hüten, so reitzend, so äußerlich gebildet, so delikat selbst sind diese südlichen Sirenen, die mit ihren Buben und Kupplern umherflattern, oder auch in den Kaffés und unter den Zelten vor denselben schäkernd und Kaffe und Limonade schlürfend sitzen. Uebrigens scheucht diese Klasse nirgends in Frankreich rechtliche Leute, und unter ihnen sind die wohlberüchtigsten Frauen und Jungfrauen, die man äußerlich nicht immer unterscheidet. Auch klagt man, daß der innerliche Unterschied in den letzten Jahren gar sehr gelitten habe. Freilich war Marseille, das alte römische Marseille, seit manchem Tage nicht mehr.

Was nun die untere Klasse betrift, das heißt, alle die, welche mit ihren Händen oder ihrem Rücken um den täglichen Schilling dienen und heute fröhlich verzehren,

was sie gestern mühselig verdient haben, so muß man gestehen, daß dieser Schlag selbst vieles von dem Seeleben und dem Karakter des Seelebens an sich trägt. Grob und grade, dabei ungestüm und auf die Stärke seiner Fäuste und Beine pochend. Diese Menschen, einmal aufgerührt, mußten den Karakter des Südländers in Paris zeigen, zumal wann Henkersknechte und Galeerensklaven an ihrer Spitze standen. Im äußeren Leben der Tabernen und Popinen ist alles noch sehr italiänisch. Solche Dinge bestimmt der Himmel, wie die Kleidung. Der südliche Franzose des geringern Schlages trägt lange weite Hosen aus Tuch, die bis unten auf die Knöchel fallen, dabei Schuhe, worin nicht immer Strümpfe sind, eine Jacke, die er meistens bei sich liegen hat, oder auf dem Arm trägt, und einen runden Hut, oder eine runde tuchene rothe Mütze, das Urbild der fürchterlichen Rothmützen in Paris. Für Regen und Ungewitter dient ihm sein Mantel, wenn er einen bezahlen kann. Mit Wohnung und Hausrath ist er eben so leicht versehen, als der Italiäner dieser Gattung.

Wie diese Stadt durch die Revolution gelitten habe, ist zum Theil angedeutet, der Krieg mit England hat das Uebrige gethan. Die Straße de Canebierre und die Namen eines Barras und Antonelle (der jetzt im Rath der 500 sitzt, von hier deputirt) werden scheußlich in dem Andenken dieser Stadt leben. Die Millionen, die man weggeschleppt hat, der gesperrte Levantehandel, die Muthlosigkeit jedes Reichen, sich auf weite Spekulationen einzulassen in dieser unsichern Zeit, die Gefahr selbst, sein Vermögen nur einigermaßen zu offenbaren, alles dieses hat das lebendigste und reichste Marseille ziemlich todt und öde gemacht. Was ist natürlicher, als daß alles eine gewisse Unbehaglichkeit und Verdrossenheit zeigt, die bei den meisten wohl selbst nicht weiß, was sie will und wen sie anklagen

soll? Frieden, Frieden! schreit der Kaufmann und Fabrikant. Welche Regierung, welches System dazu helfe, das weiß er nicht mehr, so viel hat man ihm versprochen und so wenig gehalten. Es ist eine dumpfe Gleichgültigkeit und Hofnungslosigkeit, die sich zuweilen dadurch Luft macht, daß sie alle Generäle und Regierenden Räuber und Spitzbuben nennt, doch wahrlich dieses nicht öffentlich. Der Pöbel ist immer ein blindes Ungeheuer, das bei hundert Augen alles verwirrt sieht. Er schlägt heute todt, den er gestern anbetete, und kann also kein festes Urtheil haben, noch geben. Dieser ist hier bei dem brennenden und wilden Karakter gefährlich, und deswegen und weil selbst unter den andern Klassen keinesweges dem politischen Frieden zu trauen ist, liegt immer viele Besatzung hier, und die Polizei ist äußerst strenge. Wer nicht Soldat ist, darf bei schwerer Strafe keine Waffen, und statt des Stabes, kaum eine Ruthe führen, und nur Lahmen und Greisen erlaubt man eine Stütze. Eine böse Zeit für die dicken Bäuche! Nach 10 Uhr umzugehen, ist nicht ganz sicher für den Fremden, und ohne Laterne nach diesem Glockenschlage zu gehen, bringt in Verhaft.

Dieser unruhigen Stimmung, und der Menge Fremder, die zu Lande und Meer hier ankommen, ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß man mit Ertheilung der Päße und Sicherheitskarten hier außerordentlich geschoren wird. Selbst, wenn man an Einem Tage kommen und reisen wollte, wäre dieses wegen der Entlegenheit und langsamen Expedition der verschiedenen Instanzen unmöglich. Der meinige mußte hier durch vier laufen. Erstlich unterschrieb man ihn und stempelte ihn auf dem Bureau des relations exterieurs, dann ging er nach dem Gemeindehause, wo er das Siegel der Gemeine und des Kommissärs des Direktoriums erhielt, endlich mußte er vom Kommandanten und unserm schwedischen Konsul noch visirt werden. So

ward ich endlich flott, und fuhr den 14. Mai des Morgens um 5 Uhr mit der Diligence nach Lyon ab.

Reise von Marseille nach Lyon.

Diese Diligencen sind eine sehr bequeme und auch ziemlich sichere Art zu reisen. Es ist eine Art englischer Postkutschen. Drinnen in der Mitte ist ein Kasten mit schönen lichten Fenstern und drei Sitzen zu jedem Ende, der in Federn hängt. Vorne ist im Kabriolet auch noch für zwei Feiste, oder drei Schmale Platz, die etwas unsanfter auf den schlechten Straßen geschüttelt werden, dafür aber wohlfeiler sitzen. Oben endlich auf dem Kasten sitzen oft noch drei, vier, ganz auf englisch und lassen die Beine hängen. Diesen nennt man den Kaiserstz, l'imperiale, (eigentlich heißt die Decke der Kutsche von innen so) und lustig und gefährlich genug ist er, diesen Namen zu verdienen. Hintennach schleppt dann noch ein langer Korb (panier, Schußkelle), worin aber weiter nichts aufgenommen werden darf, als das Gepäck der Reisenden. Diese Diligencen sind jetzt durch die ganze Republik an Unternehmer verpachtet, und wegen der schlechten und unsichern Wege und des hohen Barrieregeldes, das man seit vorigem Weihnachten zahlen muß, viel theurer, als ehedem. Man bezahlt für die teutsche Meile einen Reichsgulden, und hat 60 Pfund frei. Jetzt fährt man die Nacht nicht gern, sondern Sonnenaufgang und Untergang beginnen und beschließen die Reise, und selbst diese Tagesreise wird durch Gend'armes eskortirt. Selbst bei den abscheulichen Wegen geht es rasch vorwärts, und wir machen täglich 12 bis 14 Meilen. Die Stationen sind Eine, höchstens anderthalb teutsche Meilen, und auf 12 bis 15 Personen und weniges Gepäck, haben wir 6, 7 starke Gäule.

Ich traf hier mit zwei rückkehrenden Kaufleuten von Lyon in dem Bureau zusammen, und wanderte die erste halbe Meile von Marseille, die steil bergan geht, zu Fuße. Von der Höhe sagte ich der lieben Stadt noch einmal Lebewohl, sah noch einmal auf das heilige Meer und die Inseln, freute mich seitwärts am Wege der italischen Villen und Gärten, und stieg auf der Höhe mit meinen Gefährten ein. Dieser Weg bis Aix ist etwa 3 kleine teutsche Meilen lang und meist bergigt und kahl, besonders in der Ferne, wo rechts hohe verbrannte Berge liegen. Näher am Wege findet man oft reitzende Landhäuser und kleine Güter mit Wäldchen, Wiesen und Kornfeldern, Reben an Ulmen und Stäben, Oel- Feigen- und Mandelbäume und Alleen von Ulmen, Maulbeeren und Pappeln. Wir pflogen interessante Gespräche. Es waren beide sehr gescheute und humane Leute, die in jüngern Jahren — sie waren Graukopfe — die beiden Indien gesehen hatten, lebendig wie Franzosen, treuherzig wie Lyoner. Wir sprachen den ganzen Weg bis Aix von Geschichten und Anekdoten aus der Revolution und von den Lyoner Auftritten, die ich zu seiner Zeit berühren werde. Einige merkwürdige Geschichten von Gutsbesitzern in der Nachbarschaft von Aix, die der Wagenmeister zum Besten gab, will ich doch erzählen. Ein Marquis, der auf dem Wege nach Marseille drei, vier Güter hatte, sah den Sturm. Er verkaufte seine Güter zum Schein an drei, vier treue Bauren, ging nach Marseille, und lebte fidel mit den Geringsten, ward endlich ein Träger, und hat sich erst voriges Jahr wieder angefunden. Ein andrer, ein Graf, gab alles seinen Bauren, die es noch besitzen, kaufte sich ein kleines Posthaus und fuhr selbst als Postillion, wann es fehlte, „et il mene encore aujourdhui“ setzte man hinzu. Glücklich, wer der Nothwendigkeit gehorcht, oder stark durch sie zu fallen weiß! Unter solchen Gesprächen waren wir um 9 Uhr zu Aix, und da führte der Zufall die alten Bekannten wieder zu-

sammen. Mit einem Bon jour Suedois! sprangen Dufresne und Deschamps, die beiden Seeleute, auf mich ein, bald reichte der alte dicke Kommissär von Skt. Maximin mir die Hand, und noch fanden sich ein Kommandeur von der Flotte und ein hübscher und witziger Kreole vom Seestaat. Lauter lustige Gesellen, und so konnte es an einer frohen Reise bis Lyon nicht fehlen.

Der Weg von Aix gehört zu den desperatesten. Durch kahle und steinigte Hügel und zerfahrene Wege ging es immer auf und ab, und also nicht zu schnell. Ich und der Kommissär machten ein Stündchen früher mit einem besondern Fuhrwerk uns voraus, um links seitweges Salon zu besehen, und dann bei dem Pont National die Diligence zu erwarten. Ich that es gern, weil es mich nichts kostete, und ich doch eben nicht verdrießlich war, die Denkmäler zu sehen, unter denen der berühmte Philosophus und Adept Nostradamus und der tapfre Souffren liegen. Dies gehört mit zu den Raritäten jetzt vorzüglich, wo man soviel Neues zu sehen hat. Ich schwatzte viel mit dem alten Poitevin, so hieß er, und fand einen sehr witzigen und französisch auch gelehrten Alten in ihm. Der Weg ist immer noch bergigt, und mit den alten Bäumen und Früchten bedeckt bis Cannat und Pont National. Besonders sieht man hier viele Mandeln- und Wallnußbäume. Der Ackerbau ist elend, wie der Acker für das Getraide. Zwischen Pont National und Orgon fängt der Weg an eben zu werden, und rechts nach der Durance hin breitet sich ein weites Blachfeld mit Feldern und Büschen und unermeßlichen Wiesen aus, welche den Strom entlang nach Osten fortlaufen. Ferne herüber schimmerten die Schneeberge Savoyens im letzten Sonnenstrahl, und wir machten in Orgon bei guter Zeit Halt, weil zwischen Orgon und Avignon kein bequemes Nachtlager sich findet. Dieses Orgon ist ein sehr lieblicher und romantischer Flecken, der sich freundlich zwischen zwei Berge klemmt, von denen

der südliche gleich über ihm mit den Ruinen eines alten Schlosses liegt, der andre nördlich in der Entfernung von 300 Schritten nicht so hoch und nicht so geziert da steht. Wir wanderten nach diesem nördlichen hinaus, erwartend, daß man uns das Mahl bereite, und beschauten ein Werk, das vor 30 Jahren mit unsäglichen Kosten angefangen, und nun wegen der Revolutionsjahre zum Theil wieder zusammengebröckelt ist. Dieser Berg nemlich läuft mit einer Runde von höhern und niedrigern Hügeln fort, die ein kesselförmiges Thal von mehrern Meilen im Umfang bilden. Dieses Thal war jetzt freilich trocken, es soll aber im Anfang des Frühlings und im Herbst oft ganz mit Wasser bedeckt seyn, und bei heftigen Regen selbst mitten im Sommer durch das Zustürzen der Wasser überschwemmt werden können. Dieses Thal nun bewohnbar, und dem Pfluge und der Hacke den Preis ihrer Mühe sicher zu machen, hatte man angefangen, den Berg, der hier schmal ist, durchzustechen, um das Wasser durch Gräben in die Durance fortleiten zu können. Die Wölbung des Berges war mit ungeheuren Säulen und Mauren gestützt und zur Seite war die Wasserleitung mit gewaltigen Quadern aus Sandstein ausgesetzt, und der Grund erst mit Granitblöken und Feldsteinen festgeworfen, und ein Damm darüber geführt. Beinahe war dies Werk über zwei Drittel fortgeführt, als die Revolution einbrach. Manche von den Materialien sind nun verschleppt, Manches ist durch Frevlerhände geraubt und weggerückt, und so ist das Uebrige nachgefallen. Noch einige Jahre, so ist die Arbeit und der Aufwand vieler Jahre so gut, als vergebens.

Unsere Abendtafel war munter. Alles saß an Einem Tische, der Commandeur mit dem Postillion und Wagenmeister, und machte gemeinschaftliche Zeche. Nach dem Essen ward spaziert. Die Luft war sanft, der Himmel heiter mit seinen Sternen, die Nachtigallen sangen im Thale. Ich fragte nach dem Petrarchischen Vaucluse. Poitevin

rief aus: „o das ist herrlich, wir wollen die Nacht eine Reise dahin machen, es ist ungefähr 3 Lieues von hier, und am Morgen von da nach Avignon reiten, wo wir unsre Diligence wieder finden werden. Ich bin zweimal da gewesen, kenne einige Leute im Orte und will Euer Führer seyn.“ Ich stimmte ein; erst wollten alle mit, endlich blieb nur der junge Kreole uns treu; die andern zogen das Kopfkissen vor und warnten uns vor der feindseligen Nacht, die in Avignons Gegenden es doppelt sei. Wir drei also gingen zum Maire des Orts, bestellten uns drei Maulthiere gegen 12 Uhr und einige Bootsleute uns zu geleiten und über die Durance zu setzen. Wir blieben einstweilen bei ihm, einem gescheuten, treuherzigen Landmann. Er trug Wein auf, und zwei Nichten, die zum Abendbesuch da waren, sangen und thaten freundlich mit uns. So ward es 10 Uhr und unser Maire lud uns ein, für die übrigen zwei Stunden mit ihm auf ein Kommershaus des Ortes zu gehen und so die langsame Zeit zu Ende zu bringen. Wir kamen da in flotte Gesellschaft. An einem langen Tische spielte man Pharao und Trente et quarante, an mehrern andern ward Bier und Wein gezecht und in einem dritten Zimmer tanzte die leichte Jugend nach dem Ton von zwei abscheulichen Pfeiffen. Des alten Poitevin Herz ward hier überlebendig. Er bestellte noch zwei Bouteillen des besten Weins, wobei wir vier uns hinsetzten; so ging es fort mit uns und um 12 Uhr war er bezecht und wir andern nicht nüchtern. Die Mäuler und Leute kamen an; er war nicht mehr von der Stelle zu rühren, sondern fing an, alle Leute zu unserm Tisch einzuladen und wechselnd den vielen Wein durch Kaffeaufgüsse zu dämpfen. Wir andern beiden gaben den Leuten etwas für ihre Mühe und ließen sie und die Mäuler zurückgehen, weil wir es nicht rathsam fanden, ohne den Alten uns der Nacht und fremden Leuten in einer bösen und unbekannten Gegend zu überlassen. Ach! es jammerte

mich doch so sehr um die Quelle von Vaucluse. Die übrigen Stunden der Nacht sah ich dem interessanten Spiel und Tanze zu und setzte mich endlich am Fenster hinter eine Gardine und schlief. Der Kreole that desgleichen. Um drei Uhr weckte man uns mit der Meldung, die Diligence wolle fahren, und nüchtern vom Frieren des Morgens und dem gestrigen Wein gingen wir unmuthig zum Gasthause, wo die andern, die wohl geschlafen hatten, uns mit Lachen empfingen und endlich laut ausbrachen, als Poitevin, von zwei fremden Schultern gestützt, zwischen dem Maire und einem andern einherwankte und vorne ins Kabriolet gebracht ward.

Es war heute ein eben so freundlicher Morgen, als gestern, doch die Luft kälter und frischer. Der Weg läuft noch immer von Orgon an durch eine reizende Ebne fort, die ich vielleicht gar nicht gesehen hätte, hätte nicht ein allgemeines Lärmen mich aufgeschreckt. Poitevin fand, nachdem wir eine halbe Maile gefahren waren, er habe seine Börse mit 200 Louisd'or verloren. Dies erregte denn doch aus dem ersten Lachen allgemeines Bedauren. Man beschloß, anzuhalten und zwei Pferde auszuspannen, mit denen er und der Kreole nach Orgon galoppiren sollten, wenn die Börse dort vielleicht im Wirthshause, oder vom Maire gefunden sei. Alles dies ward bereitet. Er ging nun vor uns her — wir waren alle ausgestiegen — und machte wankelnd und traurig Rückfuß, als er bei einem Stolpern plötzlich und freudig schrie: ah, citoyens, je l'ai retrouvé, je l'ai retrouvé. Wir hinzu und sahen nun, wie er die Börse sich aus dem Schuh holte, wohin sie bei'm Gehen gefallen war, durch die Pantalons. Nun ward ein Spaß und Lachen. Er ward jetzt unsre Eule und konnte mit allem seinem Witze nicht aufkommen. Pot de vin und Papa des limons, ward hinfort sein Name und er setzte das Zechen die ganze Reise fort, so daß wir um ihn fast vor jeder Schenke halten mußten. Die Ge-

gend wird immer reitzender und freundlicher, je näher man der Dürance kommt, vorzüglich wohlthätig aber wird sie dadurch, daß man solange nur öde und verbrannte Berge mit Oel und Wein gesehen hat. Die reichsten Kornfelder und Wiesen, Obstbäume, fruchtbeladen unter den Südfrüchten, rieselnde Bäche, und Erlen- und Eichenwäldchen schmückten diese ersten beiden Stunden. Wir passirten Bonpas mit seiner so schön gelegenen Karthause und kamen von da nach Andiol, wo die Fähre über die Dürance ist. Hier mußten wir lange zögern, ehe Pferde und Wägen eingeschifft wurden. Der Strom geht reißend, wie ein Bergkind, der mächtigen Rhone zu. Jenseits mußten wir noch durch einige seichtere Arme des Flusses fahren, die eine kahle Insel bilden, die man deswegen vielleicht Isle de la Compassion nennt. Wir waren um 8 Uhr zu Avignon, wohin wir den reitzendsten Weg hatten, der sich immer sanft mit der Dürance fortwand. Diese Stadt hat eine wahrhaftig himmlische Lage und eine schöne, reiche und üppige Natur um sich her, die mit ihren hohen Bäumen und duftigen Lauben und mit den Wassern des stattlichsten Stromes Frankreichs der schmeichelnden Luft des südlichen Himmels Kühlung giebt. Fast von allen Städten Frankreichs, die ich gesehen habe, hat diese mit Sens das antikeste Ansehen. Sie hat einen weiten Umfang, den alte hohe Mauren mit italiänischen Zinnen einschließen. Darinnen ist es unhold und öde zugleich. Die besten Straßen, Plätze und Häuser stehen und liegen todt und menschenleer. Wer kennt nicht die Wunden, die dieser Stadt und der Gegend in den letzten Jahren geschlagen sind, und wer hat den avignonschen Jourdan und seine Bande, wer die Eisgrube nicht als ein ungeheures Mährchen gehört, das gar nicht wie eins aus dem 18ten Jahrhunderte klingt? Die Stadt war eben nie lebendig. Die päbstliche und Ludwigische Inquisition der Dragoner trieb aus diesen Gegenden im vorigen Jahrhunderte schon die besten

und thätigsten Einwohner, weil sie nicht an den Pabst glaubten, und seitdem herrschte hier Pfaffengeist und Regiment; allein diese Zeit hat doch noch mehr schlimmes gehabt und diese Gegend zu der übelberüchtigtsten in ganz Frankreich gemacht, was sie noch ist. Ich wandelte mit einem dumpfen Gefühl aller dieser Schreckensscenen durch die Stadt, machte die Runde durch ihre herrlichen Alleen und stand dann sinnend ein halbes Stündchen an der stolzen Rhone, die freudig zum Meere fortstürzt. Noch stehen die Trümmer einer mächtigen Brücke in einzelnen Bogen da, welche ehedem über den Strom führte, und jenseits gewährt die Karthause von Ville neuve auf einem freundlichen Hügel einen schönen Ruhepunkt. Wir pflogen mit einigen ehrlichen Bürgern Gespräche über das alte und neue Wesen dieser Stadt, die einmal den Dreigekrönten in sich hatte, nahmen ein muntres Mittagsmahl ein und fuhren in fürchterlicher Hitze weiter.

Der Weg wird hinter Avignon noch lieblicher, als er es zunächst an der Stadt ist. Man kann sich nichts reicheres denken, als die Felder, die mit dem üppigsten Korn wogen, die Gärten mit allen Aepfeln und Früchten der Hesperiden, die Bäume mit einem ewigen Laube, so grün und lebendig wallt es an hohen Aesten himmelan, die Weinstöcke, die aber schon einige Meilen hinter Aix nicht mehr italische Reihen und Ulmgattinnen sind, sondern an kleinen Stäben nach französischer, teutscher und ungrischer Weise auf einzelnen Feldern und Hügeln gezogen werden, ohne Korn oder Bäume zwischen sich zu haben, wenigstens ist das selten. Und doch findet man in diesem Paradiese so wenige Dörfer und Menschenwohnungen. Wir kamen nach einigen Stunden an den Flecken Sorgues, den der kleine Fluß gleiches Namens durchfließt. Das Land ist noch immer reich und lieblich und der kleine schnelle Strom begegnete uns hinter Sorgues noch mehr als einmal auf unserm Wege. Ich hörte die Nachtigallen und Zeisige aus

seinen Erlen schlagen und dachte an meinen Petrarka und sein Umherwandeln an diesen Gestaden, wo er die Ewiggeliebte in jedem Gegenstande wiedersah. Unser Poitevin trank auf diesem Wege dem heiligen Sänger einmal aus voller Flasche zu, die er in Sorgues gefüllt hatte, und hieß uns munter dasselbe thun.

Der nächste merkwürdige Ort, den wir passirten, ist das Städtlein Orange, von dem großen Helden den Namen geführt haben und wo man noch Trümmer eines weltherrschenden Volkes in und außerhalb der Stadt sieht. Wir wanderten unter diesen Klageliedern der Zeit — denn das sind sie — ein halbes Stündchen herum, staunten die ungeheuren Mauren eines vormals herrlichen Baues an, bewunderten Ruinen von einer Art Triumphbogen, die nun traulich unter Wiesen und Korn einzeln da standen, und stiegen dann wieder ein. Ich teutsches Thier war vielleicht der einzige, den diese Ruinen ernsthaft machten. In dieser Stimmung begegneten uns einige hundert Konskribirte, einige Veteranen und Officiere an der Spitze und Fiedler zur Seite. Tanzend sprangen die meisten mit ihrem Bündel vorwärts, theils baarfuß, oder abgerissen an den Schuhen; manche noch im Kittel allerlei Farbe, manche schon in Montur und bewaffnet, manche statt aller Waffe und alles Ranzens in einem Tuche alles an einem Stabe auf der Schulter tragend. Viele mußten aus dieser Gegend seyn, denn Mütter, Schwestern und Bräute gingen mit Thränen neben ihnen, welche sagten, es sei kein loses Gesindel; das weint nirgends leicht, am wenigsten in Frankreich, wann die Fiedel klingt. Dies gab drinnen ernstes Gespräch und die Officiere und Bürger entbrannten über die schreckliche Unordnung, die in der Verwaltung herrsche. So schlecht wird alles besorgt, so viel Hin- und Hermärsche läßt man diese armen Schelme erst machen, so viele Strapazen und Hunger und Durst ausstehen, daß sie oft schon ihre beste Kraft verloren haben, wann sie zu ihrem

Korps stoßen. Alle schlossen mit dem Resultat: „es wäre besser, hier in Frankreich die Russen todt zu schlagen, als unser bestes Blut über die Alpen zu schicken, woher immer wenige heimkommen.“ So fidelten sich diese auf Orange zu und wir fuhren disputirend weiter.

Der Himmel wird nun schon weniger südlich und auch die Südfrüchte und Bäume verschwinden immer mehr. Man sieht hinter Orange keine Feigen und Oelbäume mehr, dafür aber hört die Landschaft auch auf, so kahl und öde zu seyn und macht laubreichern Bäumen und fettern Kornfeldern Platz. Vor und zu Mondragon findet man mit dem aufsteigenden Wege alte Burgen in ihren Trümmern, hie und da sind Wälder und kleine Berge; so kömmt man zum Pont St. Esprit, der mit seinen Gegenden durch Räuber übel berüchtigt ist, und wo jüngst mehrere Anfälle und Plünderungen vorgefallen sind. Vor la Palud sind herrliche Ebnen mit Feldern, Wiesen und Wald. Der Ackerbau macht bisher eine klägliche Miene, selbst wo guter Boden ist. Die Ackergeräthe sind erbärmlich und das Vieh selten besser, elende Ochsen und oft ein eben so unmosaisches, als lächerliches Gespann von einem Esel und Pferde, oder Maulthier und Ochsen vor Einem Wagen oder Pfluge.

In la Palud hielten wir noch bei Sonnenschein an und bestellten unser Abendmahl. Der witzige Poitevin, der heute aber den alten Rausch immer wieder anfrischte, setzte sich wie ein freier Mann unter freiem Himmel hin, einen Tisch vor sich, den er mit Wein und Bier reichlich beladen ließ. So bacchisch gerüstet begann er lustige Lieder zu singen, ließ Stühle umhersetzen und jeder vorübergehende Bürger, oder Bauer des Städtchens, mußte mit ihm trinken und singen. Als es dunkel ward, war seine Besinnung auch verdunkelt, ein halb Dutzend Flaschen Wein und mehrere Bouteillen Bier hatte er dem schönen Abend zu Ehren ausgeleert und ausleeren lassen, und ward

im Triumph zu Bette gebracht, nachdem wir seine Börse in Sicherheit gebracht hatten. Wir trafen im Gasthofe noch einige feine Bürger und Bürgerinnen, die nach Aix wollten, machten zusammen muntere Tafelgesellschaft, und so legte ich mich bei Zeiten auf das Ohr, um die Nachtreise nach Vaucluse auszuschlafen.

So fingen wir denn den 16. Mai unsre dritte Tagreise mit Sonnenaufgang an. Der Weg geht jetzt immer längs der Rhone, die bald näher, bald ferner, oft auch so nahe rauscht, daß man ihr Tosen hört. Die Gegend von la Palud bis Montelimart ist bergigt und mager, mit einzelnen schlechten Kornfeldern, Maulbeer- und Wallnußbäumen, doch ziemlich vielen Weinbergen, deren Wein viel Feuer, aber wenig Lieblichkeit hat. Um 9 Uhr hielten wir in Montelimart vor einem Kaffehause an und frühstückten und ließen uns von einem wunderschönen Mädchen aufwarten, das freilich noch schöner gewesen seyn würde, wenn es hätte erröthen können. Die Stadt ist eng und unhold und jetzt sehr todt. Im vorigen Jahrhunderte war sie eine der kleinen blühenden Fabrikstädte der Reformirten, dieser thätigsten Bürger Frankreichs. Dies war die rechte Gegend der Dragonaden; mit den Bewohnern entfloh der Wohlstand und soll noch wieder kommen. Hinter Montelimart wird das Land blühender und fruchtbarer und selbst die Rhone romantischer, deren jenseitige Ufer sich erheben. Den Mittag waren wir in Loriol, einem niedlichen Dörfchen. Der Weg von dort bis Valence geht meist durch ebenes und treffliches Land, das aber keinen teutschen Ackerbau hat. Valence ist eine Mittelstadt, der man an 10000 Einwohner giebt, übrigens eng und krumm und holprigt in ihren Gassen, ganz in dem Geschmack von Montelimart und Aix mit ihren alten Häusern. Ist es indessen drinnen unlieblich, so sind die Gegenden und Aussichten draußen so freundlich und elysisch, als sich wenige Städte derselben rühmen können. Gleich im Süden vor

den

den Thoren der Stadt ist ein niedlicher Park mit Alleen und einem Obelisk, worin die feine und schöne Welt spazierte und Ball und Ballon spielte. Die Landschaft senkt sich sanft zur Rhone hinab, deren jenseitiges Ufer mit einem alten Schlosse herrlich herüberschimmert. Das Land ist mehr flach, als hügelig, mit Wiesen und Korn und Bäumen, die meistens Maulbeerbäume zum Seidenbau, oft beschneitelte und gerupfte Eichen, seltener Mandeln und Kastanien sind.

In der Mitte zwischen hier und Tein hatten wir die reißende Isere, einen Sohn der Savoyischen Alpen, der strudelnd der Rhone zueilt. Da sie keine Brücke duldet, so fährt man in einem flachen Bote über. Jenseits trafen wir Bauern am Strom, die Esel mit Reisig beladen hatten und zurück durch einige Pfützen sie trieben. Düfresne und der Kommandeur schwangen sich ächt französisch darauf und wollten uns andern voraus, welche um die Pfützen gingen, unsern Wagen drüben auf dem Trocknen erwartend. Siehe da warf zum großen Spaß aller das eine Langohr den Kommandeur in den Schlamm, daß ihm das Wasser über die Ohren sprützte. Er lachte mit, kleidete sich um und sagte, dies sei nicht das erste Mal, daß er ins Wasser gefallen sei. Von der Isere bis Tein, unserm Nachtquartier, ist das Land eben und flach und blühend und fruchtbar. Man merkt aber hier, daß man sich dem Norden mehr nähert und daß die nordöstlichen Schneeberge der Alpen nicht ferne sind; etwas muß man auch wohl auf den harten Winter rechnen. Noch sind hier keine Erdbeeren, die ich vor vier Wochen schon in Nizza aß, noch keine Kirschen; die Gerste und der Hafer keimen kaum aus dem Boden und über einige Felder zieht selbst der Pflug noch zur Saat.

Hier dünkt es mich recht, einige Worte über den Landbau dieser schönen Provinzen von Aix bis Lyon zu sagen. Man glaubt im Auslande immer, dieser Revolu-

tionskrieg mit allem seinem Gefolge habe dem Pfluge seine Menschen genommen und dieser wichtigste Theil der Staatswirthschaft liege mit dem Handel und der Industrie darnieder. Die französische Landwirthschaft hat nie getaugt und konnte unter der vorigen Regierung unmöglich aufkommen. Daß sie auf dieser Fahrt elend ist, habe ich an mehrern Stellen angedeutet. Aber doch behauptet alle Welt, daß gerade der Ackerbau das einzige ist, was seit und durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen hat, daß diese Ackerbauer es endlich hauptsächlich sind, die als der größere Theil der Nation es schon aus Interesse hindern werden, daß das alte Wesen mit seinen Misbräuchen je ganz wieder hergestellt werde. Man glaubt es den Erzählern kaum, in welchem Elende diese armen Menschen sonst gelebt haben und wie ihre heiße Arbeit nur allein für die finstern Pfaffen und blutsaugenden Generalpächter war, die diesen ehrwürdigsten und ewig auch bravsten Theil einer Nation tyrannisch auf die mütterliche Erde niedertraten, die allen ihren Kindern einen Theil ihrer Freuden und Früchte versprochen hat. Wenn also der Ackerbau seitdem gestiegen ist, wie muß er vorher ausgesehen haben? Einen Teutschen empören diese elenden Pflüge, die kaum die Oberfläche ein wenig ritzen, diese Egen, leicht und unwirksam, als zöge man mit einem Dornbusch übers Feld, diese Sorglosigkeit, die man im Streuen des Düngers und selbst im Säen gewahr wird. An Menschen fehlt es indessen in den Feldern nicht, zumal da die Handlungs- und Fabrikstädte so wenige Arbeiter und Handlanger ihrer Arbeiten brauchen. Sollten Oestreich und Ungern nicht eben so öde seyn, als Frankreich, wenn der Krieg so aufgeräumt hätte? Die ausgewanderten Priester und Edelleute, besonders die zuerst ausgewanderten, waren kein Verlust für das Land. Und wenn in zehn Jahren mancher Mensch todt geschossen und anders umgekommen ist, so vergesse man auch nicht, daß in zehn Jahren von 25 Millionen Men-

schen mancher gemacht wird und mancher andre zum Mannesalter anwächst. Diesen eigentlichen Bauern sieht man es nun an, daß es ihnen nicht so schlecht geht, al mancher glauben mag, und wenn sie die Folgen des Krieges fühlen, so sind es nicht sowohl die Abgaben, die sie prükken, denn deren hatten sie sonst hundertfältig, sondern die Sorgen für die Brüder und Söhne, die mit den Russen und Kroaten sich die Schädel zerhacken sollen. Sie gehen meist fröhlich und heiter einher, was freilich nur französisch ist, aber ihr Aeußeres ist auch nicht so zerrissen und zerlumpt, wie man sonst den französischen Landmann beschrieb. Die Tracht ist meistens, wie die italiänische, und wie ich sie unten bei der Provence beschrieben habe. So sind auch die Häuser und die Einrichtung der kleinen Wirthschaft noch ganz südlich. Die Häuser sind größtentheils licht und freundlich, wie dieser Himmel, mit Ziegeln, selten mit Schindeln und Stroh gedeckt, und bis ans Dach aus Sandstein gemauert, unten meist mit Fenstern, im obern Stock statt der Fenster bloße Luken gegen den Regen; die Dächer flach.

Wir kamen nur spät zu Tein an, das in einer recht hübschen Lage unter Weinbergen in einer Ebne an der Rhone liegt. Gegen über sieht man das reizende Thonon, wo vormals ein großes Seminarium war, und Böte fuhren den ganzen Abend zum Theil mit Sang und Klang auf dem Strom umher. Wir Fremde saßen am Ufer und schwatzten und bahlten mit den Jünglingen und Mägdlein des Orts, die an dem Strom spazierten. Wir machten heute eine frohe Abendtafel, die besonders durch den herrlichen Wein dieser Gegend erheitert ward. Es wächst nemlich hier herum der Vin de l'hermitage und Vin du Cotillon, der zu den berühmten in Frankreich gehört, und sich vorzüglich durch seine Würzigkeit und Lieblichkeit auszeichnet. Der Kommandeur und Poitevin machten jeder einen Ankauf von 100 Bouteillen und gaben mit den Wir-

rief aus: „o das ist herrlich, wir wollen die Nacht eine Reise dahin machen, es ist ungefähr 3 Lieues von hier, und am Morgen von da nach Avignon reiten, wo wir unsre Diligence wieder finden werden. Ich bin zweimal da gewesen, kenne einige Leute im Orte und will Euer Führer seyn.“ Ich stimmte ein; erst wollten alle mit, endlich blieb nur der junge Kreole uns treu; die andern zogen das Kopfkissen vor und warnten uns vor der feindseligen Nacht, die in Avignons Gegenden es doppelt sei. Wir drei also gingen zum Maire des Orts, bestellten uns drei Maulthiere gegen 12 Uhr und einige Bootsleute uns zu geleiten und über die Durance zu setzen. Wir blieben einstweilen bei ihm, einem gescheuten, treuherzigen Landmann. Er trug Wein auf, und zwei Nichten, die zum Abendbesuch da waren, sangen und thaten freundlich mit uns. So ward es 10 Uhr und unser Maire lud uns ein, für die übrigen zwei Stunden mit ihm auf ein Kommershaus des Ortes zu gehen und so die langsame Zeit zu Ende zu bringen. Wir kamen da in flotte Gesellschaft. An einem langen Tische spielte man Pharao und Trente et quarante, an mehrern andern ward Bier und Wein gezecht und in einem dritten Zimmer tanzte die leichte Jugend nach dem Ton von zwei abscheulichen Pfeiffen. Des alten Poitevin Herz ward hier überlebendig. Er bestellte noch zwei Bouteillen des besten Weins, wobei wir vier uns hinsetzten; so ging es fort mit uns und um 12 Uhr war er bezecht und wir andern nicht nüchtern. Die Mäuler und Leute kamen an; er war nicht mehr von der Stelle zu rühren, sondern fing an, alle Leute zu unserm Tisch einzuladen und wechselnd den vielen Wein durch Kaffeaufgüsse zu dämpfen. Wir andern beiden gaben den Leuten etwas für ihre Mühe und ließen sie und die Mäuler zurückgehen, weil wir es nicht rathsam fanden, ohne den Alten uns der Nacht und fremden Leuten in einer bösen und unbekannten Gegend zu überlassen. Ach! es jammerte

mich doch so sehr um die Quelle von Vaucluse. Die übrigen Stunden der Nacht sah ich dem interessanten Spiel und Tanze zu und setzte mich endlich am Fenster hinter eine Gardine und schlief. Der Kreole that desgleichen. Um drei Uhr weckte man uns mit der Meldung, die Diligence wolle fahren, und nüchtern vom Frieren des Morgens und dem gestrigen Wein gingen wir unmuthig zum Gasthause, wo die andern, die wohl geschlafen hatten, uns mit Lachen empfingen und endlich laut ausbrachen, als Poitevin, von zwei fremden Schultern gestützt, zwischen dem Maire und einem andern einherwankte und vorne ins Kabriolet gebracht ward.

Es war heute ein eben so freundlicher Morgen, als gestern, doch die Luft kälter und frischer. Der Weg läuft noch immer von Orgon an durch eine reizende Ebne fort, die ich vielleicht gar nicht gesehen hätte, hätte nicht ein allgemeines Lärmen mich aufgeschreckt. Poitevin fand, nachdem wir eine halbe Meile gefahren waren, er habe seine Börse mit 200 Louisd'or verloren. Dies erregte denn doch aus dem ersten Lachen allgemeines Bedauren. Man beschloß, anzuhalten und zwei Pferde auszuspannen, mit denen er und der Kreole nach Orgon galoppiren sollten, wenn die Börse dort vielleicht im Wirthshause, oder vom Maire gefunden sei. Alles dies ward bereitet. Er ging nun vor uns her — wir waren alle ausgestiegen — und machte wankelnd und traurig Rückfuß, als er bei einem Stolpern plötzlich und freudig schrie: ah, citoyens, je l'ai retrouvé, je l'ai retrouvé. Wir hinzu und sahen nun, wie er die Börse sich aus dem Schuh holte, wohin sie bei'm Gehen gefallen war, durch die Pantalons. Nun ward ein Spaß und Lachen. Er ward jetzt unsre Eule und konnte mit allem seinem Witze nicht aufkommen. Pot de vin und Papa des limons, ward hinfort sein Name und er setzte das Zechen die ganze Reise fort, so daß wir um ihn fast vor jeder Schenke halten mußten. Die Ge-

gend wird immer reitzender und freundlicher, je näher man der Dürance kommt, vorzüglich wohlthätig aber wird sie dadurch, daß man solange nur öde und verbrannte Berge mit Oel und Wein gesehen hat. Die reichsten Kornfelder und Wiesen, Obstbäume, fruchtbeladen unter den Südfrüchten, rieselnde Bäche, und Erlen- und Eichenwäldchen schmückten diese ersten beiden Stunden. Wir passirten Bonpas mit seiner so schön gelegenen Karthause und kamen von da nach Andiol, wo die Fähre über die Dürance ist. Hier mußten wir lange zögern, ehe Pferde und Wägen eingeschifft wurden. Der Strom geht reißend, wie ein Bergkind, der mächtigen Rhone zu. Jenseits mußten wir noch durch einige seichtere Arme des Flusses fahren, die eine kahle Insel bilden, die man deswegen vielleicht Isle de la Compassion nennt. Wir waren um 8 Uhr zu Avignon, wohin wir den reitzendsten Weg hatten, der sich immer sanft mit der Dürance fortwand. Diese Stadt hat eine wahrhaftig himmlische Lage und eine schöne, reiche und üppige Natur um sich her, die mit ihren hohen Bäumen und duftigen Lauben und mit den Wassern des stattlichsten Stromes Frankreichs der schmeichelnden Luft des südlichen Himmels Kühlung giebt. Fast von allen Städten Frankreichs, die ich gesehen habe, hat diese mit Sens das antikeste Ansehen. Sie hat einen weiten Umfang, den alte hohe Mauren mit italiänischen Zinnen einschließen. Darinnen ist es unhold und öde zugleich. Die besten Straßen, Plätze und Häuser stehen und liegen todt und menschenleer. Wer kennt nicht die Wunden, die dieser Stadt und der Gegend in den letzten Jahren geschlagen sind, und wer hat den avignonschen Jourdan und seine Bande, wer die Eisgrube nicht als ein ungeheures Mährchen gehört, das gar nicht wie eins aus dem 18ten Jahrhunderte klingt? Die Stadt war eben nie lebendig. Die päbstliche und Ludwigische Inquisition der Dragoner trieb aus diesen Gegenden im vorigen Jahrhunderte schon die besten

und thätigsten Einwohner, weil sie nicht an den Pabst glaubten, und seitdem herrschte hier Pfaffengeist und Regiment; allein diese Zeit hat doch noch mehr schlimmes gehabt und diese Gegend zu der übelberüchtigtsten in ganz Frankreich gemacht, was sie noch ist. Ich wandelte mit einem dumpfen Gefühl aller dieser Schreckensscenen durch die Stadt, machte die Runde durch ihre herrlichen Alleen und stand dann sinnend ein halbes Stündchen an der stolzen Rhone, die freudig zum Meere fortstürzt. Noch stehen die Trümmer einer mächtigen Brücke in einzelnen Bogen da, welche ehedem über den Strom führte, und jenseits gewährt die Karthause von Ville neuve auf einem freundlichen Hügel einen schönen Ruhepunkt. Wir pflogen mit einigen ehrlichen Bürgern Gespräche über das alte und neue Wesen dieser Stadt, die einmal den Dreigekrönten in sich hatte, nahmen ein muntres Mittagsmahl ein und fuhren in fürchterlicher Hitze weiter.

Der Weg wird hinter Avignon noch lieblicher, als er es zunächst an der Stadt ist. Man kann sich nichts reicheres denken, als die Felder, die mit dem üppigsten Korn wogen, die Gärten mit allen Aepfeln und Früchten der Hesperiden, die Bäume mit einem ewigen Laube, so grün und lebendig wallt es an hohen Aesten himmelan, die Weinstöcke, die aber schon einige Meilen hinter Aix nicht mehr italische Reihen und Ulmgattinnen sind, sondern an kleinen Stäben nach französischer, teutscher und ungrischer Weise auf einzelnen Feldern und Hügeln gezogen werden, ohne Korn oder Bäume zwischen sich zu haben, wenigstens ist das selten. Und doch findet man in diesem Paradiese so wenige Dörfer und Menschenwohnungen. Wir kamen nach einigen Stunden an den Flecken Sorgues, den der kleine Fluß gleiches Namens durchfließt. Das Land ist noch immer reich und lieblich und der kleine schnelle Strom begegnete uns hinter Sorgues noch mehr als einmal auf unserm Wege. Ich hörte die Nachtigallen und Zeisige aus

seinen Erlen schlagen und dachte an meinen Petrarka und sein Umherwandeln an diesen Gestaden, wo er die Ewiggeliebte in jedem Gegenstande wiedersah. Unser Poitevin trank auf diesem Wege dem heiligen Sänger einmal aus voller Flasche zu, die er in Sorgues gefüllt hatte, und hieß uns munter dasselbe thun.

Der nächste merkwürdige Ort, den wir passirten, ist das Städtlein Orange, von dem großen Helden den Namen geführt haben und wo man noch Trümmer eines weltherrschenden Volkes in und außerhalb der Stadt sieht. Wir wanderten unter diesen Klageliedern der Zeit — denn das sind sie — ein halbes Stündchen herum, staunten die ungeheuren Mauren eines vormals herrlichen Baues an, bewunderten Ruinen von einer Art Triumphbogen, die nun traulich unter Wiesen und Korn einzeln da standen, und stiegen dann wieder ein. Ich teutsches Thier war vielleicht der einzige, den diese Ruinen ernsthaft machten. In dieser Stimmung begegneten uns einige hundert Konskribirte, einige Veteranen und Officiere an der Spitze und Fiedler zur Seite. Tanzend sprangen die meisten mit ihrem Bündel vorwärts, theils baarfuß, oder abgerissen an den Schuhen; manche noch im Kittel allerlei Farbe, manche schon in Montur und bewaffnet, manche statt aller Waffe und alles Ranzens in einem Tuche alles an einem Stabe auf der Schulter tragend. Viele mußten aus dieser Gegend seyn, denn Mütter, Schwestern und Bräute gingen mit Thränen neben ihnen, welche sagten, es sei kein loses Gesindel; das weint nirgends leicht, am wenigsten in Frankreich, wann die Fiedel klingt. Dies gab drinnen ernstes Gespräch und die Officiere und Bürger entbrannten über die schreckliche Unordnung, die in der Verwaltung herrsche. So schlecht wird alles besorgt, so viel Hin- und Hermärsche läßt man diese armen Schelme erst machen, so viele Strapazen und Hunger und Durst ausstehen, daß sie oft schon ihre beste Kraft verloren haben, wann sie zu ihrem

Korps stoßen. Alle schlossen mit dem Resultat: „es wäre besser, hier in Frankreich die Russen todt zu schlagen, als unser bestes Blut über die Alpen zu schicken, woher immer wenige heimkommen.“ So fidelten sich diese auf Orange zu und wir fuhren disputirend weiter.

Der Himmel wird nun schon weniger südlich und auch die Südfrüchte und Bäume verschwinden immer mehr. Man sieht hinter Orange keine Feigen und Oelbäume mehr, dafür aber hört die Landschaft auch auf, so kahl und öde zu seyn und macht laubreichern Bäumen und fettern Kornfeldern Platz. Vor und zu Mondragon findet man mit dem aufsteigenden Wege alte Burgen in ihren Trümmern, hie und da sind Wälder und kleine Berge; so kömmt man zum Pont St. Esprit, der mit seinen Gegenden durch Räuber übel berüchtigt ist, und wo jüngst mehrere Anfälle und Plünderungen vorgefallen sind. Vor la Palud sind herrliche Ebnen mit Feldern, Wiesen und Wald. Der Ackerbau macht bisher eine klägliche Miene, selbst wo guter Boden ist. Die Ackergeräthe sind erbärmlich und das Vieh selten besser, elende Ochsen und oft ein eben so unmosaisches, als lächerliches Gespann von einem Esel und Pferde, oder Maulthier und Ochsen vor Einem Wagen oder Pfluge.

In la Palud hielten wir noch bei Sonnenschein an und bestellten unser Abendmahl. Der witzige Poitevin, der heute aber den alten Rausch immer wieder anfrischte, setzte sich wie ein freier Mann unter freiem Himmel hin, einen Tisch vor sich, den er mit Wein und Bier reichlich beladen ließ. So bacchisch gerüstet begann er lustige Lieder zu singen, ließ Stühle umhersetzen und jeder vorübergehende Bürger, oder Bauer des Städtchens, mußte mit ihm trinken und singen. Als es dunkel ward, war seine Besinnung auch verdunkelt, ein halb Dutzend Flaschen Wein und mehrere Bouteillen Bier hatte er dem schönen Abend zu Ehren ausgeleert und ausleeren lassen, und ward

im Triumph zu Bette gebracht, nachdem wir seine Börse in Sicherheit gebracht hatten. Wir trafen im Gasthofe noch einige seine Bürger und Bürgerinnen, die nach Aix wollten, machten zusammen muntere Tafelgesellschaft, und so legte ich mich bei Zeiten auf das Ohr, um die Nachtreise nach Vaucluse auszuschlafen.

So fingen wir denn den 16. Mai unsre dritte Tagreise mit Sonnenaufgang an. Der Weg geht jetzt immer längs der Rhone, die bald näher, bald ferner, oft auch so nahe rauscht, daß man ihr Tosen hört. Die Gegend von la Palud bis Montelimart ist bergigt und mager, mit einzelnen schlechten Kornfeldern, Maulbeer- und Wallnußbäumen, doch ziemlich vielen Weinbergen, deren Wein viel Feuer, aber wenig Lieblichkeit hat. Um 9 Uhr hielten wir in Montelimart vor einem Kaffehause an und frühstückten und ließen uns von einem wunderschönen Mädchen aufwarten, das freilich noch schöner gewesen seyn würde, wenn es hätte erröthen können. Die Stadt ist eng und unhold und jetzt sehr todt. Im vorigen Jahrhunderte war sie eine der kleinen blühenden Fabrikstädte der Reformirten, dieser thätigsten Bürger Frankreichs. Dies war die rechte Gegend der Dragonaden; mit den Bewohnern entfloh der Wohlstand und soll noch wieder kommen. Hinter Montelimart wird das Land blühender und fruchtbarer und selbst die Rhone romantischer, deren jenseitige Ufer sich erheben. Den Mittag waren wir in Loriol, einem niedlichen Dörfchen. Der Weg von dort bis Valence geht meist durch ebenes und treffliches Land, das aber keinen teutschen Ackerbau hat. Valence ist eine Mittelstadt, der man an 10000 Einwohner giebt, übrigens eng und krumm und holprigt in ihren Gassen, ganz in dem Geschmack von Montelimart und Aix mit ihren alten Häusern. Ist es indessen drinnen unlieblich, so sind die Gegenden und Aussichten draußen so freundlich und elysisch, als sich wenige Städte derselben rühmen können. Gleich im Süden vor

den

den Thoren der Stadt ist ein niedlicher Park mit Alleen und einem Obelisk, worin die feine und schöne Welt spazierte und Ball und Ballon spielte. Die Landschaft senkt sich sanft zur Rhone hinab, deren jenseitiges Ufer mit einem alten Schlosse herrlich herüberschimmert. Das Land ist mehr flach, als hügelig, mit Wiesen und Korn und Bäumen, die meistens Maulbeerbäume zum Seidenbau, oft beschneitelte und gerupfte Eichen, seltener Mandeln und Kastanien sind.

In der Mitte zwischen hier und Tein hatten wir die reißende Isere, einen Sohn der Savoyischen Alpen, der strudelnd der Rhone zueilt. Da sie keine Brücke duldet, so fährt man in einem flachen Bote über. Jenseits trafen wir Bauern am Strom, die Esel mit Reisig beladen hatten und zurück durch einige Pfützen sie trieben. Dufresne und der Kommandeur schwangen sich ächt französisch darauf und wollten uns andern voraus, welche um die Pfützen gingen, unsern Wagen drüben auf dem Trocknen erwartend. Siehe da warf zum großen Spaß aller das eine Langohr den Kommandeur in den Schlamm, daß ihm das Wasser über die Ohren spritzte. Er lachte mit, kleidete sich um und sagte, dies sei nicht das erste Mal, daß er ins Wasser gefallen sei. Von der Isere bis Tein, unserm Nachtquartier, ist das Land eben und flach und blühend und fruchtbar. Man merkt aber hier, daß man sich dem Norden mehr nähert und daß die nordöstlichen Schneeberge der Alpen nicht ferne sind; etwas muß man auch wohl auf den harten Winter rechnen. Noch sind hier keine Erdbeeren, die ich vor vier Wochen schon in Nizza aß, noch keine Kirschen; die Gerste und der Hafer keimen kaum aus dem Boden und über einige Felder zieht selbst der Pflug noch zur Saat.

Hier dünkt es mich recht, einige Worte über den Landbau dieser schönen Provinzen von Aix bis Lyon zu sagen. Man glaubt im Auslande immer, dieser Revolu-

tionskrieg mit allem seinem Gefolge habe dem Pfluge seine Menschen genommen und dieser wichtigste Theil der Staatswirthschaft liege mit dem Handel und der Industrie darnieder. Die französische Landwirthschaft hat nie getaugt und konnte unter der vorigen Regierung unmöglich aufkommen. Daß sie auf dieser Fahrt elend ist, habe ich an mehrern Stellen angedeutet. Aber doch behauptet alle Welt, daß gerade der Ackerbau das einzige ist, was seit und durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen hat, daß diese Ackerbauer es endlich hauptsächlich sind, die als der größere Theil der Nation es schon aus Interesse hindern werden, daß das alte Wesen mit seinen Misbräuchen je ganz wieder hergestellt werde. Man glaubt es den Erzählern kaum, in welchem Elende diese armen Menschen sonst gelebt haben und wie ihre heiße Arbeit nur allein für die finstern Pfaffen und blutsaugenden Generalpächter war, die diesen ehrwürdigsten und ewig auch bravsten Theil einer Nation tyrannisch auf die mütterliche Erde niedertraten, die allen ihren Kindern einen Theil ihrer Freuden und Früchte versprochen hat. Wenn also der Ackerbau seitdem gestiegen ist, wie muß er vorher ausgesehen haben? Einen Teutschen empören diese elenden Pflüge, die kaum die Oberfläche ein wenig ritzen, diese Egen, leicht und unwirksam, als zöge man mit einem Dornbusch übers Feld, diese Sorglosigkeit, die man im Streuen des Düngers und selbst im Säen gewahr wird. An Menschen fehlt es indessen in den Feldern nicht, zumal da die Handlungs- und Fabrikstädte so wenige Arbeiter und Handlanger ihrer Arbeiten brauchen. Sollten Oestreich und Ungern nicht eben so öde seyn, als Frankreich, wenn der Krieg so aufgeräumt hätte? Die ausgewanderten Priester und Edelleute, besonders die zuerst ausgewanderten, waren kein Verlust für das Land. Und wenn in zehn Jahren mancher Mensch todt geschossen und anders umgekommen ist, so vergesse man auch nicht, daß in zehn Jahren von 25 Millionen Men-

schen mancher gemacht wird und mancher andre zum Mannesalter anwächst. Diesen eigentlichen Bauern sieht man es nun an, daß es ihnen nicht so schlecht geht, al mancher glauben mag, und wenn sie die Folgen des Krieges fühlen, so sind es nicht sowohl die Abgaben, die sie drükken, denn deren hatten sie sonst hundertfältig, sondern die Sorgen für die Brüder und Söhne, die mit den Russen und Kroaten sich die Schädel zerhacken sollen. Sie gehen meist fröhlich und heiter einher, was freilich nur französisch ist, aber ihr Aeußeres ist auch nicht so zerrissen und zerlumpt, wie man sonst den französischen Landmann beschrieb. Die Tracht ist meistens, wie die italiänische, und wie ich sie unten bei der Provence beschrieben habe. So sind auch die Häuser und die Einrichtung der kleinen Wirthschaft noch ganz südlich. Die Häuser sind grösteutheils licht und freundlich, wie dieser Himmel, mit Ziegeln, selten mit Schindeln und Stroh gedeckt, und bis ans Dach aus Sandstein gemauert, unten meist mit Fenstern, im obern Stock statt der Fenster bloße Luken gegen den Regen; die Dächer flach.

Wir kamen nur spät zu Tein an, das in einer recht hübschen Lage unter Weinbergen in einer Ebne an der Rhone liegt. Gegen über sieht man das reizende Thonon, wo vormals ein großes Seminarium war, und Böte fuhren den ganzen Abend zum Theil mit Sang und Klang auf dem Strom umher. Wir Fremde saßen am Ufer und schwatzten und bahlten mit den Jünglingen und Mägdlein des Orts, die an dem Strom spazierten. Wir machten heute eine frohe Abendtafel, die besonders durch den herrlichen Wein dieser Gegend erheitert ward. Es wächst nemlich hier herum der Vin de l'hermitage und Vin du Cotillon, der zu den berühmten in Frankreich gehört, und sich vorzüglich durch seine Würzigkeit und Lieblichkeit auszeichnet. Der Kommandeur und Poitevin machten jeder einen Ankauf von 100 Bouteillen und gaben mit den Wir-

the ein halbes Dutzend der Gesellschaft zum Besten. Dies gab frohen Muth und Dithyramben und einen heitern Traum. Diese Weine ziehen Viele dem besten und ältesten Burgunder und Champagner vor, und die Bouteille ward hier auf der Stelle mit 18 und 20 guten Groschen bezahlt, und er zählte doch erst 5 Jahre.

Hier ein Wörtchen über die französischen Gasthäuser in allen Flecken und Dörfern für die Reisenden. Schon das südliche Teutschland zeichnet sich in dieser Rücksicht vortheilhaft vor dem nördlichen aus, wo man oft mit Ferkeln und Hühnern in Einem Loche die Nacht kampiren muß, wenn man keine Stadt erreichen kann. Selbst Ungern, das nur Herren und Sklaven und Pallaste und zerrissene Hütten auf dem Lande zeigt, hat doch immer ganz nette und wohleingerichtete Wirthshäuser. In Italien leidet man wenigstens im Essen und Trinken nicht Noth, wenn die Betten auch schlecht und die übrigen Sachen nicht grade elegant sind. In Frankreich habe ich aber alles dieses bei weitem netter und besser gefunden, und bis jetzt hat die französische häusliche Schmutzigkeit, vor der der Teutsche sich so sehr auszeichnen soll, mich in den Wirthshäusern nicht beleidigt. Essen und Betten, alles ist immer reichlich und reinlich gewesen. Drei, vier derbe Gerichter, Wein zur Genüge, Früchte zum Nachtisch und ein gutes Nachtlager habe ich meistens mit drei bis viertehalb Livres (18 bis 21 gute Groschen) bezahlt. Tischtuch und Servietten selbst auf den Dörfern sind jedesmal frisch aufgelegt, Löffel, Messer und Gabeln silbern. Vielleicht reiset man dieses Jahr nirgends wohlfeiler, als in Frankreich, und hat wohl nirgends nach dem strengen Winter mehr Aussicht zu reicher Aerndte und Weinlese, als hier.

Wir kamen nun am vierten Tage unsrer Reise nach Lyon immer mehr durch sanftere und mildere Gegenden, als vorher. Rechter Seite hatten wir bis Vienne fast immer Weinberge mit einzelnen Obst- und Fruchtbäumen;

links Kornfelder, worin einzelne Maulbeerbäume, Wallnüsse und Eichen stehen, endlich Wiesen, so wie das Land sich zur Rhone senkt. Nahe an Vienne gewinnt man eine weitere Ebne fruchtbaren Feldes, mit großen Wäldern und schönen Dörfern. Die Berge, die man bisher rechter Hand hatte, werden nun Hügel, die gegen die Schneeberge Savoyens sanft hinaufsteigen. Selbst in diesem schönen Lande ist der Ackerbau schlecht; dieses Jahr steht indessen alles Getraide, selbst seinem Bauer zum Trotz, unvergleichlich. Vienne, wo wir Mittag hielten, war in den Zeiten des letzten Kaiserthums unter Honorius fest, jetzt sieht man keine Spur davon, noch von ihrer alten Stattlichkeit. Sie ist eng und häßlich, wie Montelimart und Valence, doch macht die Lage sie sehr anmuthig, und die Seite an der Rhone mit ihren hübschen und blanken Häusern recht munter und lebendig. Diese Stromseite war äußerst munter durch einige Bataillons Kavallerie, welche hier Rast hielt, und die Töchter des Orts herauslockte, worunter aber nicht viel appetitliches für den Zuschauer war.

Hinter Vienne pflogen wir Religionsgespräche, und ich wunderte mich, daß fast meine ganze Gesellschaft, die Parthei Ihrer Heiligkeit Pius des Sechsten und der vertriebenen Priester nahm. Man nahm dem Volke viel Gutes und Schlimmes und gab ihm gar nichts wieder, so schrie alles. Ehe wir unsre alten Priester wieder haben, werden die Chouans und die Vendee uns nie fehlen. Ueber diesem Gespräch geriethen wir in andere ernsthafte über die Teutschen und Italiäner, und es freute mich zu hören, daß die Teutschen recht wacker wären, als Feinde und Freunde. Nach allem Lobe aber schloß man doch immer: „aber es sind doch keine Franzosen.“ Ich unter meiner Schwedenmaske — denn wer wollte als Teutscher reisen, da dieser Name, nicht durch die Schuld des Volks, stinkend ist? — wusch ihnen denn die Köpfe, ward aber oft zu sehr ein Teutscher, und machte sie dann stumm und ver-

drießlich. Wir räsonniren zuviel, der Franzose will nur sprechen und alles leicht berühren; eine sogenannte vernünftige Unterhaltung à l'allemande macht ihn fast bersten. Er spricht von dem neuesten Sieg, dem neuesten Trauerspiel und Luftflug mit derselben Lebendigkeit; aber wehe uns, wann wir ihm zumuthen, länger als einige Minuten ohne ein Intermezzo, oder eine Episode von demselben Dinge zu sprechen. Er ist einseitiger, als wir, aber es ist doch was Stehendes und Bleibendes in seinem Aeussern und Karakter, was kein Teutscher als Teutscher hat. Wir sind in gewissem Sinn alles, dafür aber in vielen Rücksichten nichts. Indessen darin, worin ein Fremder ein fremdes Volk braucht, hat er gewiß bei den Franzosen mehr, als bei irgend einem Volke. Alle jene kleinen Dienste und Artigkeiten, die dem Leben so viel Gefälliges geben, alle die kleinen Aufmerksamkeiten und Schonungen, welche der Fremde nie bezahlen kann, findet man hier, und kann es sich wohl gefallen lassen, die Eitelkeit und Einseitigkeit des Franzmannes dafür wieder entgegen zu nehmen. Wenn der Franzose Dir tausendmal mehr verspricht, als er selbst meint, so gibt er Dir dafür unaufgefodert vieles, was derjenige nie thun wird, der nichts verspricht, und Kleines nie, Großes oft edel leistet. Solche Kleinigkeiten des äußern Lebens hält der Teutsche der Mühe nicht werth, wichtigere Dinge sind nicht alltäglich, und so hat der Fremde in der Regel viel weniger von ihm, als einem andern Volke, und muß sich sehr pöbelhaft auslachen lassen, wenn er durch seine Aussprache verräth, daß er jenseit des Rheins und des Belts gebohren ist.

Von Vienne nach Lyon wird das Land immer mehr Ebene, die nur hie und da einen verlornen Weinberg zeigt. Schöne Wiesen und Felder im ersten Wuchse senken sich links zur mächtigen Rhone hinab, Hügel und Wälder dämmern aus der Ferne, große Heerden des herrlichsten Rindviehs weiden im üppigen Grase, und selbst die Dör-

fer sagen, daß man einer der Hauptstädte Frankreichs näher kömmt. Wir waren um 6 Uhr da und nahmen im Hôtel des Capucins Quartier.

Lyon.

Ich bin fünf Tage unter den Lebendigen und Todten dieser schönen Stadt herumgewandelt, unter den Trümmern, welche die Spuren der furchtbaren Zeit an sich tragen, unter den Resten der Vorzeit, als hier für einen Challier irgend ein römischer Verres zum Besten des freiesten Volkes mordete. Hier habe ich mit den Edeln im Volke Thränen geweint über das blutige Unheil, welches dem fleißigsten und rechtlichsten Völkchen des großen Volks widerfahren ist. Hier stand der schrecklichste Geist des scheidenden Jahrhunderts, nicht in seiner Göttlichkeit und Menschlichkeit, wodurch er es zum ersten machte, sondern in jener Teufelskraft, die mächtig und unfühlend verzehrt und in der gewaltigen Lust des Umbildens vernichtet. Freundliches, ruhiges Volk, mögest du hinfort zwischen deinen herrlichen Strömen, zwischen deinen gesegneten Fluren, unter deinem heitern Himmel in Frieden wohnen! möge die Gerechtigkeit und Menschlichkeit die müden Völker in ihre Hütten heimführen, die sich versammelt haben, einander zu vernichten! Soll denn das letzte Decennium des Jahrhunderts mit Blut endigen, wie es blutig begann?

Lyon liegt in einer reizenden Ebene von Nordwest nach Südost, zwischen der Rhone und Saone, doch so, daß ein Theil der Stadt am jenseitigen Ufer der Saone hügelig und eng und finster sich hinaufengt. Sie kann wohl eine Viertelmeile lang seyn bei höchstens der halben Breite. Der Theil jenseits der Saone machte wahrscheinlich mit einem Theil des diesseitigen zwischen den beiden Strömen

das alte Lugdunum aus. Dies sind die engsten und finstersten Gassen, die ältesten und häßlichsten Häuser, dort endlich prangt der Dom mit seiner Wunderglocke, und manche Forscher wollen dort häufig Alterthümer ausgegraben und Ruinen des alten römischen Galliens noch stehen haben. Zwischen den Strömen nun liegt das schöne Lyon, das vor 6, 7 Jahren noch schöner war. Dort findet man längs den beiden Strömen und vom Place de Tereaux bis über den Cours hinaus die schönsten Gassen und Plätze der Stadt. Die Nordseite ist auch hier bergigt und häßlich und von den kleinern Helfershelfern dieser Fabrikstadt bewohnt, wie es die jenseitige Saonestadt ist. Da die Saone die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, so ist es an ihren beiden Ufern, vorzüglich an dem diesseitigen, sehr lebendig. Der Strom ist immer mit einer Menge Böte und Flößen bedeckt und die Kaien und Brücken wimmeln von muntern und geschäftigen Menschen. Stiller, aber viel anmuthiger ist die schönere Rhoneseite, die zugleich die schönste Gasse von Pallästen und Häusern eine Viertelmeile lang bildet, von denen man jenseit hinüber die unbeschränkteste Aussicht auf eine freundliche und reiche Landschaft und auf die düstern Alpen in unermeßlicher Ferne hat. Der Strom geht reiner und herrischer mit wirbelnden Wassern dahin, als die Saone. Das Geschrei und Tosen der Geschäftigkeit mit ihrem Schmutz und ihrer Unlieblichkeit ist hier nicht zu sehen. Häuser und Menschen sind elegant, blanke Kabriolets rollen vorüber, bunte Stutzer und Stutzerinnen wandeln leicht und luftig am Ufer und selten sieht man einen Fabrikanten in der Farbe seiner täglichen Arbeit, oder einen Träger und Kärrner vorübergehen. Das südöstliche Ende der Stadt engt sich mit dem nähern Zusammentreten der beiden Flüsse ein und wird zuletzt, wie es den Enden gewöhnlich geht, kleinlich und unansehnlich. Von diesem äußersten Ende der Stadt bis zum Zusammenfließen der beiden Ströme, ist etwa

noch eine Viertelmeile. Eine schöne Pappelallee führt bis zur Vereinigung über eine stattliche Brücke der Saone ins jenseitige Land. Diesen leeren Zwischenraum füllen kleine Gärten mit Lust- und Kommershäuschen, Pflanzungen von Bäumen und Weiden und mehrere große Fabrikgebäude aus, so daß man ihn immer als eine Fortsetzung der Stadt ansehen kann.

Diese schöne Stadt ist durch die Revolution mehr, als irgend eine, mitgenommen worden. Der stille und mäßige Geist seiner fleißigen Bewohner paßte nicht für die tollen Stürme, welche mit den Jahren 1791 und 92 Frankreich aus aller Mäßigung herauswarfen. Es war eine Zeitlang ein Verbrechen, ein Mensch zu seyn, und ein grösseres, ein reicher Mensch zu seyn. Beides und einige Anhänglichkeit an das alte System, worunter Lyon reich geworden war, war die unverzeihliche Schuld dieser Stadt. Man trieb sie zur Empörung durch Challier und Consorten; die Stadt, die durch keine Mauren und Festungen, sondern bloß durch die Ströme geschützt ist, fiel nach der Gegenwehr der Verzweiflung und die Mitrailladen und republikanischen Hochzeiten begannen; wenige der Reichern und Angesehenern entgingen der Wuth der republikanischen Tiger und selbst an den Todten vergriff man sich und fügte zu den Verheerungen der Kanonen muthwillig neue hinzu. Ein ewiges Denkmal des Ungeheuren wird es in der Geschichte unsrer Zeit bleiben, daß die Stellvertreter einer großen und edeln Nation darüber debattiren konnten, ob man die zweite Stadt des Reichs bis auf den letzten Stein zerstören und ihre elenden Bewohner anderswohin pflanzen solle. Diese Tollheit ward kaum gehindert und Lyon hieß eine Zeitlang Ville Affranchie.

Die Kanonen der Belagerer haben vorzüglich der schönen Rhoneseite der Stadt Schaden gethan, und man sieht noch an mehrern der ersten Häuser die Spuren der Schüsse, entweder weil die Bewohner in dieser stürmischen Zeit noch

nicht haben wieder bauen wollen, oder weil diese Häuser zum Theil als Nationalgut leer dastehen. Wenige Palläste hat die Wuth des Pöbels hier nur niedergerissen, deren Lücken mit dem Steinhaufen ernst dastehen; bei andern hat man abgelassen und sie sind mit abgerissenen Dächern und einzelnen zerschlagenen Theilen stehen geblieben.

Am fürchterlichsten aber liegt als ein Denkmal der Partheiwuth der Cours da, der sonst die erste Zierde des schönen Lyon war. Er liegt, ein prächtiges und geräumiges Quadrat, am südöstlichen Ende der Stadt nahe an der Rhonebrücke, die nach Marseille führt. Mit den lustigsten und laubigsten Bäumen bepflanzt, von Gängen und Alleen durchschnitten, gewährt er alle Stunden des Tages einen freundlichen und kühlen Spaziergang und war sonst auch durch seine Umgebungen der munterste und glänzendste Theil der Stadt. Rund umher standen die schönsten Palläste und niedlichsten Häuser der reichen Stadt. Diese wurden durch die Pöbelwuth bis auf den letzten Stein herabgerissen und nur einige scheint mehr Zufall, als Wille, stehen gelassen zu haben. Noch liegen die grossen Steinhaufen auf einander und keine Künstlerhand hat zum neuen Bau daran gerührt. Nur die Schatten der Bäume sind geblieben, aber welch ein Spaziergang müssen sie wohl für die Lyoner seyn!

Dieser schöne Cours war indessen nie der lebendigste Mittelpunkt der Stadt, sondern dieser ist noch jetzt der Platz de Tereaux, ein nettes nicht gar geräumiges Oblongum. Er liegt der alten Saonebrücke fast gegenüber, obgleich seine Aussicht dahin durch enge Gassen verbaut ist, und um ihn concentrirt sich diesseits der Saone die meiste Geschäftigkeit. Hier sind die ersten Bankiers, die ersten Galanteriehändler und Fabrikanten, hier die elegantesten Kaffehäuser und Gasthöfe, hier ist das Gemeindehaus, (maison commune) das ehemalige Rathhaus, und gleich hinter diesem das Theater. Daß hier der Mittelpunkt des

Lebens der Stadt ist, sieht man selbst an den Häusern, welche um den Platz meist drei, vier, ja wohl fünf Stock haben. Das Gemeindehaus ist ein altes stattliches Gebäude und nimmt nicht viel weniger als die Hälfte des Platzes ein. Es besteht aus einem großen Vorder- und Hintergebäude, welche zwei lange Seitengebäude mit einem großen Hofe verbinden. Am Eingang des Platzes de Terreaux stehen im Vorhofe ein Paar treffliche Kunstwerke von Wilhelm Coustou, einem Lyoner, es sind die Nymphen der beiden Ströme, mit Schilf und Binsen bekränzt, in Bronze gegossen, woran dieser große Künstler den meisten Fleiß gewandt haben soll. Er starb 1746 als Direktor der Königlichen Akademie der Mahlerei und Bildhauerei in Paris. Noch berühmter ist sein Bruder Nikolaus, von welchem man treffliche Arbeiten im Garten der Thuilerien und bei den Invaliden in Paris sieht.

Das Theater, gleich am Hintertheil des Gemeindehauses, steht sehr hübsch mit einem leichten und zierlichen Angesichte frei da, und sein nettes Innere widerspricht dem Aeußern keinesweges. Lyon war sonst mit Marseille, Bordeaux und Rouen die rechte Pflanzschule für die Pariser. Hier bildete sich das junge Talent im Gesange und der Aktion, um nachher vor der Blume des Geschmacks auf den Theatern von Paris zu glänzen. Auch dieses unschuldige Spiel des Menschenlebens hat hier seit einigen Jahren verloren und die Spieler, die ich sah, waren mittelmäßig, wie die meisten in Marseille, obgleich ein Franzose nie ein so schlechter Spieler seyn kann, als der Teutsche. Die letzten beiden Abende machte Fleury interessant, sowohl durch sein Spiel, als durch die Menge Menschen, die sein Ruf zusammen lockte. Er ist einer der Heroen der Pariser Bühnen und geht jetzt auf ein halbes Jahr nach Marseille. Ein Mann in den Vierzigen, von der Natur noch mehr vernachläßigt, als der teutsche Isländ; aber mehr Leichtigkeit und Seele, mehr Stärke und Naive-

tät habe ich nie beisammen gesehen. In ganz Paris fand ich Fleury nicht wieder.

Die Stadt wird mit dem Lande und unter sich durch mehrere stattliche Brücken über die Rhone und Saone verbunden. Zwei herrliche steinerne laufen über die Rhone und eine sehr alte steinerne und eine neue hölzerne in der Stadt über die Saone. Sehr unleidlich ist es, daß über die Rhonebrücken und die hölzerne Saonebrücke der Fußgänger selbst mit einigen Sols sich kaufen muß. Die Ströme sind zunächst in und bei der Stadt vielfach mit Quadern ausgesetzt, um die reißenden Fluthen zu bändigen. Besonders aber hat man auf die Rhone unsäglich viel gewandt und an der Stadtseite noch eine Brustwehr aus eben diesen Steinen gemacht.

So wie Lyon drinnen noch immer eine der schönen Städte der neuen Republik ist, so darf sie auch der äußern Natur sich nicht schämen. Jenseit der Rhone ist herrliches Weide- und Kornland, mit unzähligen Heerden, netten Dörfern und Lust- und Schenkhäusern für die Vergnügen suchenden Bürger der Stadt. Entzückend ist die Landschaft hinter dem Zusammenfluß der beiden Ströme, wo Dorf an Dorf sich lustig an der Rhone zeigt. Im Westen über der Saonestadt reihen sich Hügel an Hügel vom Ufer des Flusses endlich zu Bergen empor. Längs dem Strom und über der Stadt liegen die freundlichsten Weinberge mit Villen und Lusthäusern. Kleine Parks und elysische Gärten machen Einschnitte in die Rebenpflanzungen, und die Bäume wachsen hier zu einer Höhe und mit einem so üppigen Laube, als man sie südlicher kaum bei Avignon findet. In diesen Weinbergen und Gärten hatten sonst die ersten und reichsten Häuser ihr kleines Blumenleben nach dem staubigen und tosenden Leben der Stadt. Aber selbst dieser Sitze der Ruhe und Natur hat die Zeit der Verwüstung nicht geschont und auch hier sieht man mehrere aristokratische Schlösser und Villen in Trümmern

liegen. Will, oder kann der Lyoner diese entferntern Schönheiten der Natur nicht benutzen, so hat er ja seine Rhone und die prächtigen Alleen, die bis zum Zusammenfluß mit der Saone laufen, so hat er noch näher seinen Cours, der ländlich und schattig genug mitten unter seinen Gassen liegt.

Das munterste Gewimmel der Menschen ist hier an den Kaien und Brücken der Saone für die Geschäfte, und auf dem Cours und an der Rhone und dem Platz de Terreaux für das Vergnügen. Lebendig wie die Handelsstädte ist freilich Lyon nie gewesen und der Karakter und das Gewerbe seiner Bewohner hinderte dieses, doch hat das Leben der Freude durch die fürchterlichen Einimpfungen der demokratischen Freiheit ganz seinen Tod bekommen, und noch diesen Tag fürchtet man sich, reich und vor der Welt fröhlich zu seyn, besonders jetzt, da man bei den Unfällen des Staats wieder gegen die Reichen und Aristokraten zu deklamiren beginnt. Die man an den Plätzen der Freude recht freudig und laut sieht, ist entweder das loseste Gesindel der Nation, oder es sind Fremde, die als Zugvögel die Sorgen dieser guten Stadt nicht so ganz empfinden.

Man rechnete hier sonst 130000 bis 140000 Menschen. Diese sind um ein Drittheil verringert und selbst die übergebliebenen schreien um Brod. Ganze Gassen sind wie verödet und manche der größten und schönsten Häuser stehen ohne Bewohner. Schon der Krieg mit dem Auslande, für das diese erste Fabrikstadt Europens so viel arbeitete, ward und ist ihr äußerst verderblich. Die gewaltsamen Auftritte und Exekutionen vergossen das beste Blut und brachten Millionen in andre Hände, die sie nie wieder in die Stadt zurückfließen lassen sollten. Manche der fleißigsten Bürger wurden so zerstört, oder wanderten aus, und diejenigen endlich, die noch durch nichts gebunden waren, zogen jeden schlechtern Ort vor, wo man mit dem Menschenleben doch etwas christlicher umgeht. Dazu kom-

men noch die verwünschten und unsinnigen Handlungsgesetze und Neckereien der Mautraten, die, nach der einstimmigen Klage aller Kaufleute, der Handlung und den Fabriken mehr Schaden gethan haben, als das vorige zusammen. Auch den Patriotismus, wovon man draußen so viel schwatzt, und den jeder schlechteste Engländer hat, sucht man in Frankreich vergebens. Bei dem Verbote der englischen Fabrikate sind die Manufacturen in Baumwolle zu Rouen verfallen und in andern Städten. Allenthalben sieht man englische Waaren mit preußischem, oder sächsischem Stempel, und man könnte sich in Paris die Beine ablaufen, bei guten Kaufleuten französische Fabrikate in Baumwolle zu finden. Seide ist nun vollends nicht Mode und alle Webstühle könnten vermodern und alle Maulbeerbäume absterben, ehe man, um vaterländisch zu handeln, sich in einländische Seide kleidete.

Was alle diese Geschichten und die Lage der Dinge für einen öffentlichen Geist geben können, das sagt sich jeder leicht selbst. Wer nichts zu verlieren hat, der ist unabhängig und frei wie ein Gott, der hofft und fürchtet nichts und es ist ihm endlich gleich, ob ein Titus, oder Karakalla die Donner der Macht hält. So ist es hier, eine dumpfe Gleichgültigkeit, welche die jetzige Ordnung vielleicht haßt, weil sie so viel Unheil gebracht hat, nicht weil sie dieselbe grade für die schlechteste hält. Man irrt sich, wenn man alles für aristokratisch und königisch hält, was unzufrieden ist. Ich habe hier so viele schon gehört, die gradezu meinten, es sei für das französische Volk kein Glück zu hoffen. Kam man ihnen mit einem König, so kopfschüttelten sie und sagten: „das wäre nun noch das Schlimmste, was uns begegnen könnte, so ginge es auf einem andern Fuße wieder von vorn an.“

Diesen Geist des trüben Mismuths sah ich recht deutlich am zweiten Tage meines Hierseyns. Man feierte, vielleicht um den Gemeingeist ein wenig wieder zu beleben,

eines von den vielen republikanischen Festen, das Fest der Dankbarkeit. Ein Theil der Garnison war unter den Waffen nebst der Nationalgarde und deckte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel den Vorder- und Hinterzug. Voran waren die sogenannten öffentlichen Gewalten, oder die Gesandten des Direktoriums und die Vorsteher der Gemeinde und ihrer Angelegenheiten, dann folgten Waisen der Stadt und ehrlich gefallener Krieger fürs Vaterland, mehrere, die sich zu Krüppeln hatten schießen lassen, hinkten auf hölzernen Gliedern oder mitleidigen Schultern nach, und endlich kamen einige hundert Konskribirte, die hier auf dem Pflaster noch etwas von der Kraft wegtreten mußten, die sie so nothwendig zu ihrem Marsche brauchen. Kaum ein Knabe ging mit dem Zuge, kaum ein Fenster öffnete sich, und wann es sich öffnete, so zeigte es grinsende und hohnlächelnde Gesichter. Und doch waren durch ein Plakat der vorigen Tage alle Bürger zur Feier und Begleitung des Festes eingeladen. Ich war grade in einem Kaffehause am Platz de Tereaux, als der Zug aus dem Gemeindehause hervorkam. Als die Konskribirten endlich am Schwanze erschienen, rief alles neben mir: „Ach die armen Burschen! heute weiht man sie für die Schlachtbank ein und dann führt man sie in das tückische Italien, um sie erwürgen zu lassen.“ Ein Beweis für die laue Gesinnung der Lyoner sind die öffentlichen Aufrufe und Drohungen gegen die Konskribirten der Stadt, die dieser Tage in den Zeitungsblättern, Affichen und durch den Hals der Herolde ergingen, sich unter die Fahne der Freiheit zu stellen, um die Barbaren des Nordens in Italien zu vernichten. Aus diesem armen Lande war hier in diesen Tagen eine unzählige Menge Liguriſcher, Römischer und Cisalpinischer Bürger angekommen, welche vor den siegreichen Waffen der Alliirten Herd und Vaterland verlassen haben, weil Nothwendigkeit, oder Wille sie in ein andres System riß. O schönes Italien, warum greifst

Du nicht zusammen und jagst beides, Teutsche und Franzosen über die Alpen? Dann funfzig Jahr Freiheit unter eignen Regenten und Gesetzen, und ich wette, Du bist wieder, was Du seyn sollst, das erste Land Europens!

Lyon war in seinen guten Tagen seiner Geradheit und Rechtlichkeit wegen, nicht bloß unter den Franzosen, sondern auch bei allen Fremden berühmt, welche nur einige Tage sich hier aufgehalten hatten. In der That ist es noch fast eben so, und diese Stadt mitten in Frankreich gehört gewiß zu den sonderbaren Erscheinungen. Die Lyoner machen gleichsam einen Mittelkarakter zwischen dem teutschen und französischen, der mir außerordentlich wohl thut. Das Lebendige des Franzosen ist so gemäßigt, das Eckige und Flatternde ist so in Freundlichkeit und Leutseligkeit übergegangen, und bei diesem allen ist so eine Geradheit und Rechtlichkeit, daß selbst ein Fremder sich unter diesen Menschen gleich wie zu Hause fühlt. Wenn der Franzose überhaupt dienstfertig und gefällig ist, und selbst der ärmste beleidigt wird, wenn man ihm für Dinge Geld anbietet, wofür der Italiäner einen aufs Blut auspreßt, so ist dies der Lyoner doppelt, und er ist es auf eine weit verbindlichere Art. Solche Tugenden müssen tief gewurzelt seyn, wenn sie durch die Chalhiers nicht haben ausgerottet werden können, und wenn selbst die Stirn des Kummers und der Verdrossenheit sich erheitert, sobald es darauf ankömmt, einem andern zu dienen. Die Ursache dieses germanisirten Karakters hat vielleicht seinen Grund in den vielen Schweizern und Teutschen, die hier zum Theil ansässig, zum Theil als zeitliche Arbeiter wohnten. Man rechnet vielleicht nicht zu viel, wenn man annimmt, daß ein Viertel, ja vielleicht ein Drittel der Einwohner Teutsche, oder Schweizer von Geburt waren. Manche Fabriken und Gewerbe endlich, die bloß teutschen Landes und Bedürfnisses sind, haben diese Fremdlinge hier auch wohl zuerst in den Gang und endlich zum Indigenatrecht gebracht.

bracht. So werden z. B. fast alle Gerbereien und Bierbrauereien, deren hier sehr viele sind, von Teutschen besorgt. Man trinkt hier endlich auf gut teutsch außerordentlich viel Bier, und führt es weit und breit ins Land als einen köstlichen Trunk aus, und ich muß selbst gestehen, daß das Lyoner Bier sich immer mit dem Forchheimer und Regensburger im Vaterlande messen kann.

Dieser Schilderung gemäß sind auch die Sitten, obgleich diese durch die Revolution mit Abwerfung aller Schaam auch alle Zügel verloren haben. Wie die Männer stiller und ernsthafter sind, so findet man häufig Frauen, die man im schwäbischen, oder sächsischen Lande gebohren glaubt. Stille Ruhe und bescheidenes Gefühl, wie selten findet man euch in einem französischen Weibergesichte! und doch fand ich euch hier bei mehr als einem Weibe, und selbst im Gespräche das Entsagende und Weiche, was das französische flatternde Feuer und der brennende Geist selten zur Reife kommen lassen. Welch ein Unterschied ist hier gegen Marseille! Hier scheinen die Huren äußerlich scheuer und decenter, als dort die rechtlichen Frauen, ohne daß jene darum lose sind. Selbst das ehemalige reiche Lyon hat in den Künsten der Galanterie sich nie so berühmt und furchtbar machen können, als manche kleinere Städte bei kleinern Kräften.

Eines aber, was ich die beiden letzten Tagereisen schon vermißte, fand ich hier seltner, als im Süden, schöne Körper und Bildungen. Das weibliche Geschlecht, das darin mein Maasstab ist, hat hier wenig Schönheiten unter sich, zu wie vielen Tausenden ich sie auch im Schauspiele und auf Plätzen und Promenaden gesehen habe. Die Marseiller Augen, die Rundung der ganzen Gestalt und das schwellende Leben, sind seltne Erscheinungen, desto mehr kränkliche und bleiche Gesichter erblickt man, da jene bei dem Trieb heißerer Gelüste doch weit rosigere Wangen tragen. Die Männer sind vielleicht nur zur Hälfte Lyo-

ner, so sehr versammelt Industrie aus allen Zungen Menschen, und man kann also von ihnen kein Resultat erhalten. So stehe denn das, daß Männer und Weiber brav und herzlich sind, wie wenige Franzosen, und mir ihr Lyon dadurch unvergeßlich gemacht haben.

Auch hier, obgleich die Stadt der Schweitz und der Schweitzerarmee so nahe ist, findet man alle Artikel zu guten Preisen, und ich habe um 2 Thaler zweimal treflich essen, guten Wein trinken und endlich eine nette Stube und ein nettes Bette bewohnen können. Hier ist die Einrichtung in den meisten Gasthöfen, daß das Departement der Zimmer und der Küche getrennt, und diese und die damit verknüpfte table d'hôte an einen Restaurateur mit einem Theil des Hauses wieder vermiethet sind. So war es in unserm Gasthause, und die table d'hôte äußerst interessant durch die Menge Fremder aus allen Departements, und selbst aus Italien, welche man besonders zu Mittage dort traf. Meine Gesellen zogen alle vor mir ab, und nur der eine Kreole blieb, und mit ihm zugleich bestellte ich den 21. Mai meinen Platz in der Diligence nach Paris.

Reise von Lyon nach Paris.

Einen Theil dieser Reise hatten wir bis Chalons auf der Saone zu machen. Dies war mir eben recht; denn der Wechsel erfreuet des Menschen Herz. Wir wurden also um 4 Uhr des Morgens mit unsern Sachen eingeschifft, und fanden auf dem Verdecke und im Innern eine ungeheure Menge Menschen alles Geschlechts und Standes, welche mehr oder weniger weit die Reise mitmachten, zum Theil nur einige Meilen, weil sie zu Wasser um einige Groschen zu machen ist. Ich fand auf dem Verdecke einen sehr gescheuten Mann aus Bourg en Bresse, mit

dem ich mich den grösten Theil unsrer Schiffahrt über alte und neue Geschichten der Zeit unterhielt, während der Kreole bald an uns seinen Witz ausließ, bald mit den Weibern und Mädchen unten Scherz machte. Die ersten Meilen unsrer Fahrt bis Ville franche waren himmlisch. Der Morgennebel lag auf den Rebenhügeln zu beiden Seiten des Stroms, und die Sonne blitzte nur mit einigen freundlichen Strahlen durch, und wie Riesen stiegen die weißen Dunstgestalten empor. Der heilige Christoffel, auf die Wand einer großen Abtei gemahlt, gab uns als Patron der Ströme, die er mit Christus, oder dem Teufel auf den Schultern so leicht zu durchwaten pflegte, das Lebewohl, die Rosse, die uns stroman zogen, wurden vorgelegt und das Tosen der Träger und Buben, die noch am Strom hin liefen, hallte uns freudig nach. Bis Ville franche hat man an beiden Ufern Rebenhügel, Villen und Gärten mit netten Dörfern und kleinen Feldern im reitzenden Wechsel, doch sind die rechten Ufer niedriger und oft ganz flach, und die linken dachen sich auch immer mehr ab, je weiter man sich von Lyon entfernt. Eine Stunde hinter Ville franche verwandelt sich alles, und jedes Haus sagt schon, man habe nun nördliches Frankreich, so verändert ist alles. Die Häuser mit den flachen Dächern verschwinden plötzlich, und mit den Luken statt der Fenster; statt der massiven gemauerten Wände sieht man bekalchte, und aus den Ziegeldächern werden strohene. Die Art des Südens, das Korn auf einer Diele, oder Tenne sogleich auszudreschen, und das Streh dann in großen Miethen unter freiem Himmel aufzuthürmen, ist auch vorbei, und man sieht bei den Häusern wieder große Scheunen. Jemehr man sich Macon, dem Ziel unsrer Tagesreise nähert, desto mehr ebnet sich das Land. Rechts hat man keine Weinberge mehr, aber dafür eine weite Ebne, die bis an die Thore von Genf beinahe fortläuft, und das Land la Bresse, das fruchtbarste Kornländchen zwischen

der Rhone und Saone, macht. Unübersehliche Weitzenfelder, Wiesen mit Heerden bedeckt, Feldbüsche und Dörfer machen selbst diese Ebne reitzend, und ich wanderte mehr als zwei Stunden auf diesen reichen Fluren, und ließ das Schiff fortschleppen. Das linke Ufer selbst hat immer niedrigere Hügel, die schon oft mit Ebnen durchschnitten werden, und zwischen diesen lieblichen Hügeln hat es den Edlen und Mönchen gefallen, Klöster und Schlösser zu gründen, welche niedlich mit den Ansichten des jenseitigen la Bresse kontrastiren. Die Gesellschaft machte sich noch einen Spaß, der ächt französisch war, als wir der Brücke bei Macon schon ganz nahe waren. Buben und Mädchen, die die Heerden auf den Wiesen hüteten, schlugen den Reisenden zur Ergötzung um einige Sols ein Rad, oder stellten sich auf die Köpfe. Als die Mädchen dies letztere nicht wollten, — es waren zum Theil Dirnen von 12 bis 14 Jahren — schrie man es ihnen vom Schiffe befehlend zu. Die Lust des Geldes siegte. Sie standen meist in evischer Tracht, denn die Röcke ließen sich nicht immer festklemmen, und reichlicher warfen nun die Männer und Weiber vom Verdeck die Sols ans Land.

Um 6 Uhr des Abends landeten wir zu Macon und stiegen an seiner niedlichen Brücke aus, um mancherlei Lust zu haben. Die ganze Brücke stand voll Ungern und Oesterreicher, Officiere und Gemeine, die gestern der schnelle le Courbe aus der Schweitz gesandt hatte. Kaum konnte ich mich vor Freuden halten, als ich die süße Sprache des Vaterlandes, selbst im Oesterreichischen und Mähreischen Dialekt noch süß, nach langer Zeit wieder vernahm. Man hatte die Gefangnen nemlich fast in alle Städte des schönen Burgundischen Landes vertheilt. Sie sahen munter und wohlgemuth von der Brücke auf den von Böten und Fahrzeugen wimmelnden Strom und in die schöne Landschaft hinein, und schienen guter Dinge zu seyn. Mir war der Anblick in aller Hinsicht ein süßer. Ihre Eskorte

und eine Menge Konskribirter war immer mitten unter ihnen, und lustig ging der Burgunderwein rund, den die Wirthe den neuen Gästen in Gläsern und Flaschen zubrachten. Manche rechtliche Leute des Orts unterhielten sich wieder mit den österreichischen Officiers, die französisch sprechen konnten. Die Weiber und Mägdlein wandelten seitwärts auf der Brücke und längs dem Strom. O Menschlichkeit, ein solcher Anblick von Dir macht auf Tage alles Blut vergessen, was in Strömen fließt! Ich machte mich endlich dann auch ein wenig unter sie, und verschwatzte meine Zeit recht lustig. Alle rühmten sich des Marsches und der guten Pflege, und meinten am Ende, es sei hier doch besser leben, als auf den Schweitzerbergen zu verhungern, oder sich todt schießen zu lassen. Am Strom am Stadtthore gab es ein anderes Spektakel, das ein spekulirender Kopf wohl auf die Rechnung des ehrlichen Teutschen ersonnen hatte. Ein großes Gerüst mit bunten Aushängegemählden voll gräulicher und ungeheurer Dinge war aufgerichtet, und drinnen trieb man mit Guillottinen und Marionetten sein Wesen. Ich guckte nur einige Mal hinein, da sah ich den ci devant Louis leize zum Richtplatz schleppen und erbärmlich quiken, indem er endlich sich vor dem Henker in die große Tasche des Hanswurst rettete. Die Weißröcke gingen auch wie die Bienen aus und ein, und die Konskribirten ließen sich auch nicht schlecht finden. Macon ist eine lebendige Mittelstadt fast in dem schönsten und fruchtbarsten Theil des treflichen Burgund. Drinnen ist sie eng und finster, aber die Gasse an dem Strom nimmt sich mit ihren feinen Häusern allerliebst aus. Hier war nun alles, was Weib heißt, längs dem Strome ausgegossen, um die gefangenen Fremdlinge in Augenschein zu nehmen, und dies war für unser einen gar nicht unleidlich. Welch einen Abstand bemerkte ich hier von Lyon! und doch ist es nur etwa 5 Meilen davon entlegen. Schlanke und blühende Gestalten so viele

und das Blut der Wangen so schön, als man es nur am Rhein wiedersieht! Alles trug dabei in dieser netten Stadt so einen Ausdruck des Wohlstandes und des Friedens, daß mir recht wohl um das Herz ward. Ich theilte meine Freude dem Kreolen mit und der rief lachend: l'on chante: Macon pour les filles et le vin! Auch diesen hatte ich nachher noch zu probiren, als ich mit drei schwäbischen Landsleuten und ihm zu Abend aß. Dann schifften wir uns gegen die Dämmerung ein, um den Morgen zu Chalons anzukommen.

Der Abend war freundlich und mild und unser Verdeck wimmelte wieder von Menschen. Man zeigte mir links aus weiter Ferne die Thurmspitze der Abtei von Clugny, die mit der von Citeaux, auch in Burgund unter Chalons, in das französische und ganze europäische Mönchs- und Pabstwesen im Mittelalter einen bedeutenden Einfluß hatte und viele schöne und manche gelehrte Köpfe erzog. Die Nacht kam bald mit ihren Schatten und ihrem Himmel voll Sterne und die Rohrsperlinge und Nachtigallen machten Abendmusik. Die meisten von der Gesellschaft jagte die kühlere Luft unten in die dunstige Kajüte, ich wickelte mich in meinen Ueberrock, und setzte mich zwischen einigen Bauern auf Säcken hin, mit welchen ich die ersten Stunden liebes und muntres Gespräch pflog, nachher war ich mit der freundlich schimmernden Nacht und den Nachtigallen allein und bei meinen Geliebten; doch machten die Wechselungen der Pferde bei den verschiedenen Stationen oft lärmende und unangenehme Intermezzo's. Das Land ist fast fortgehend Ebene und selten sieht man am linken Ufer einen Weinberg. Mit dem dämmernden Morgen sah ich weit hinter und vor mir und bald traten die Thürme von Chalons aus dem Nebel hervor, doch mußten wir uns noch in vielen Schlangenwindungen krümmen, ehe wir die Stadt erreichten. Heute sah ich auch große Güter mit langen Scheunen und Ställen, wie

ich sie seit Baiern nicht mehr gesehen hatte, und alles kömmt dem Geschmack des nördlichen Europa in Ansehen, Bauart und Kleidern näher. Das Leichte und Jugendliche in den Wohn- und Lusthäusern verschwindet. Man sieht, daß es hier schon anders stürmt, schneit und regnet, als im Süden. Der Mantel weicht bei den Bauern dem Kittel und das Jäckchen dem Rocke und für die leichten Schuhe schleppt man sich mit großen Stiefeln, und die Aermern müssen die Füße in den Stock der Holzschuhe (sabots) einklemmen. Gegen 6 Uhr des Morgens schwammen wir zu Chalons an und nun sollte es von hier zu Wagen weiter gehen.

Es war einer der heitersten Morgen, wir bestellten uns ein gutes Frühstück und wanderten einstweilen einige Stunden herum. Chalons liegt wo möglich noch reitzender, als Macon, und auch diese Stadt heißt eine der schönweibrigen, wie denn das Burgunderland wegen seiner Weiber und Weine berühmt ist. Ich war indessen so unglücklich, hier schlechten Wein trinken zu müssen und wenige der schönen Kinder des Städtchens zu sehen. Auch hier wimmelte es von Ungern und Teutschen und diese Gegend ist schon im vorigen Kriege das Ablager der Gefangenen gewesen, so daß wir in einem Dorfe etwa eine Meile von hier mehrere ansäßige Ungern trafen, die Französinnen sich beigelegt hatten, und zu welchen diese von hier fleißig hinaus wallfahrten; denn der eine hält dort ein Wirthshaus und Billard. Auch in Chalons ist die Gasse längs dem Strome die schönste und die Vorstädte jenseits auf einer Insel, die die Saone bildet und welche mit herrlichen Alleen umpflanzt sind. Am andern Ende der Stadt steht auf einem hübschen freien Platze ein Denkmal, von den Bürgern dieser Stadt dem Gedächtnisse der großen Männer errichtet, die dem Vaterlande die Freiheit errungen haben. Man ist hier sowohl, als in Macon, sehr patriotisch. Hier ward ich zum ersten Mal schlecht

abgespeiset in Frankreich und mußte impertinent bezahlen. Um 10 Uhr waren wir fertig und stiegen wieder in die Diligence, der Kreole, ich, ein Paar närrische Kaufleute und ein Greis mit Weib und Kind, die uns oft das Leben sauer genug machten. Meine beste Reisegesellschaft hatte ich bis Lyon gehabt.

So wie man Chalons und die Saone verläßt, nimmt das Land wieder eine ganz andre Farbe an und geht aus dem Kornlande wieder in Weinland über. Schon von hier bis Chagny war alles mit Reben bedeckt und der Wein, den man zu Chagny, Beaune und in den nächsten Dörfern gewinnt, ist sehr gepriesen, und wird durch ganz Frankreich verfahren. Mit der Ebene verschwanden nun auch die Wiesen und grünen Büsche, die reichern Dörfer und üppigen Felder. Wer das Edelste hervorbringt, ist immer der Aermere, und wer in dem Mist der Pandekten wühlt, sitzt zwanzig Stufen über dem, welchen sein Homer und Ariost bei allem Gefühl des Unsterblichen doch schlecht vor dem Hungertode schützt. Weinländer zeigen immer kümmerliche Hütten und zerlumpte Menschen. Durch diese kahlen und verbrannten Rebenhügel führt nun wieder ein abscheulicher Weg. Ueberdem war die Hitze des Mittags fürchterlich und die Gäule schlecht. Der nächste Ort hinter Chagny ist Rochepot, oder der Felsenbecher, ein kleines Dorf tief im Thal, mit kahlen Bergen und Felsen umgeben, auf denen eine alte Burg und mehrere Thürme sich romantisch erheben. Unter diesen verbrannten Trümmern der Schöpfung, die kaum ein braunes Gräschen zeigen, liegt ein grünes gewässertes Thal mit Gärten und Reben. Die Berge liegen schroff über dem Thale und man fährt oft, als wenn man mit Wagen und Pferden in die Tiefe purzeln wolle. Dieses Rochepot war wie ein verwünschter Ort und wir waren ihm anderthalb Stunden fast immer gleich nahe, so windet sich der Weg langsam und schneckenförmig um den Kessel herum, bis man endlich die Höhe

des Berges erreicht hat. Von Rochepot bis Ivry, einem netten Dorfe mit Weinbergen, ist der Weg eine Wüste durch öde Haideberge, einzelne Streifchen Wald und Korn. Die letzten anderthalb Meilen dieser Tagereise von Ivry bis Arnay le Duc, fährt man durch Wald und Feld und einige schlechte Dörfchen. Alles sieht öde aus, Wohnungen und Aecker, obgleich der Boden sehr gut scheint und das wenige Korn vorzüglich stand. Auf diesem Wege sah ich auch die ersten Zäune wieder, die gar nicht südländisch sind und schon im südlichen Teutschlande nicht so häufig gefunden werden, wie im nördlichen. Die Häuser und Wohnungen haben im Burgundischen ganz die Bauart und das traurige Ansehen der ehemals slavischen Provinzen Teutschlands, oder Böhmens und Ungerns, die Menschen selbst sehen nicht heiter, sondern rauh aus, wie ihr Land, und gehen auf den Holzschuhen oft eben so schwerfällig und kopfhängig, als der Pommer und Böhme zu seinen Roboten.

Arnay le Duc ist ein kleines freundliches Städtchen auf Weinhügeln und rund von Reben umgeben. Man fährt durch niedliche Gärten und einen kleinen Cours ein. Ein halbes Dutzend feiner Jungfrauen begrüßten uns aus einem Garten vom Erker, wir nahmen dies als ein frohes Ohmen, fanden aber doch nicht die beste Aufnahme, wenn man an die Wiederherstellung der zerschlagenen und zerstoßenen Eingeweide denkt; für den Kopf gab es genug, vielleicht auch für ein leichtfertiges Herz; denn wer kann alle Abentheuer der Nacht enthüllen? Es dämmerte ja schon, als wir ankamen. In unserm Gasthause hatten schon zwei Diligencen ihre Fracht von einigen 20 Menschen abgeladen. Es waren einige feine Frauenzimmerchen drunter, aber uns hungerte nur. Des Essens war für so viele Menschen auch zu wenig und da ging es an ein desperates Reißen um die besten Bissen, so daß endlich ein feiner Mann aus der Gesellschaft aufstand und rief:

„Bürger, vergesset nicht, daß wir Franzosen und in der Gesellschaft von Damen sind.“ Dies Wort stellte schnell die Ordnung wieder her, aber nicht die der Magen, der Wein mußte das Beste thun und die freundliche Weibergesellschaft, mit der sich der ganze Haufe noch nach dem Essen unter die Jugend des Orts auf dem Cours mischte und ein halbes Stündchen da den lauen Maiabend walten ließ. Die Schönen waren den folgenden Morgen schon abgereist, als wir aufstanden.

Wir zögerten des Morgens lange, ehe wir reisefertig wurden, weil wir heute keine große Tagereise machen wollten. Das Wetter war kalt und unfreundlich, die Gegend aber fing an, recht lustig zu werden und wechselte mit Reben, Wäldern und Kornfeldern. Unser Alter war mürrisch, der arme Schelm hatte mit seinen alten Zähnen gestern Abend nicht fertig werden können und war also hungrig zu Bette gegangen und heute hatte es noch nichts gegeben, das kleine Kind schrie; ich ließ mir vom Kreolen von Westindien erzählen, wo er einige Jahre gewesen war, und von Vincennes, wohin sein Vater ihn in eine Pensionsanstalt gethan hatte. Unter diesen Gesprächen kamen wir nach Saulieu, ein Paar Lieues von Arnay und hörten mit Erstaunen die Glocken ziehen. Mir ward schwül, weil ich dachte, es gäbe Aufruhr und Händel, so auch den andern; aber unser Kondukteur lachte und sagte, man nehme es im Innern des Landes so genau nicht mit dem alten Gottesdienst und mit Läuten und Processionen, als zunächst bei Paris, oder an den Gränzorten, wo schärfere Aufsicht sei. Wir andern sprachen nun noch vieles über diesen Punkt und alle kamen endlich dahin überein, es gebe gar viele der ernsthaftesten und drohendsten Gesetze, die kaum zur Hälfte in Ausführung gebracht seien. Dahin gehören auch die, welche den Gottesdienst, die Priester und Feier der Sonn- und Dekadentage betreffen. Manche Ortschaften hätten weder Priester noch Kirchen

mehr, und jeder feire sein Fest, wann und wie er wolle, andre besoldeten ihren Priester, aus eigner Tasche, bei andern habe er noch fast alle alten Hebungen und Firlefanze. Andre endlich, die nicht das geringste wissen wollten, gingen in die Wälder und versteckte Oerter, wo sie ungestörter den alten guten Christenglauben ausüben könnten. So sei es mit der Feier der Feste der Heiligen und der Freiheit, der eine begehe diese, der andre jene, und des einen Bude sei am Sonntage, des andern am Dekadentage verschlossen. Das gehe auch alles recht gut, wer aber einen Feind habe, der sei doch bei dieser Verwirrung in Gefahr, und manche rechtliche Leute seien so in Unheil gestürzt worden. Dies alles habe ich nun selbst während meines längern Aufenthalts bestätigt gefunden, aber gejammert hat es mich um das Volk und seine Priester, wann ich diesen wichtigen Theil der bürgerlichen Gesellschaft so ganz der Sorglosigkeit und dem Ungefähr überlassen sah und oft noch der Verachtung übergeben. Woher soll das Volk seine Lehrer nehmen? wird es am Ende andere finden, als Schurken und Tröpfe? So ein Priester flieht gewöhnlich wie ein Kauz, sobald er sich unter vielen Menschen sieht. Das ist nicht französisch und menschlich und man sieht die Folgen.

Wir hielten in dem Dörfchen Avalon Mittagsrast und aßen wacker nach dem gestrigen Fasten und selbst die Verzagten wurden hier wieder muthig. In dem nächsten Postwechsel Lucy le Bois trafen wir ein Bauernfest auf dem Platze, das keine Bedrängtheit noch Verzagtheit verrieth. Mannsen und Weibsen waren wohl gekleidet, manche selbst elegant, und Freude strahlte aus allen Gesichtern. Die einen tanzten, die andern zechten, die dritten spielten. Wir mischten uns unter sie und wurden freundlich und frei wie von freien Menschen empfangen und brachten ein lustiges halbes Stündchen zu. Alles ließ die Freiheit und Republik heute leben; und wenn dies einer

kann, so kann es der Bauer, der bei allen Misbräuchen und Gräueln doch seine Generalpächter und Frohnen nicht mehr hat. Er ist der Gewinner, während Handel, Industrie und Schiffahrt laut über die Revolution schreien. Das ist doch viel, wenn zwei Drittel des Volks erleichtert sind; soll man denn nicht hoffen, daß auch das andere einst besser werde? Man richte billig und sehe die Dinge nicht immer einseitig und klein. Wer pflügt und Reben hackt, ist doch der erste Theil eines Volkes, und wenn der hungern muß, so rede man noch so viel von trefflichen Gesetzen und Künsten eines Staates, er trägt sein Verdammungsurtheil in dem Elend des Landmanns. Wenn es etwas ist, so ist es auch in Frankreich diese Klasse, welche nie alles Alte mit allen alten Misbräuchen wiederkommen lassen wird. Vieles vom Alten muß wiederkommen, wenn es gut werden soll.

Wir fuhren von Lucy le Bois bis St. Bris, einem Dörfchen nahe bei Auxerre. Das Weinland verschwindet eine Meile hinter Lucy le Bois und wir sahen viel Wald, viel unbebautes Feld und einzelne ärmliche Dörfer mit trefflichem Getraide. Endlich sperrte uns der Regen alle Aussicht und so kamen wir in St. Bris, unserm Nachtquartiere, an, wo ich und mein Kreole gottlob einige muntre Jugend zum Abendgeplauder fanden; denn bei unsrer unfranzösisch mürrischen Gesellschaft ward uns das liebe Leben oft sauer genug. Es war viel Lärm im Orte. Die rüstige Mannschaft der Gemeinde war ausgezogen wohl bewaffnet und hatte einen nahen Wald geklopft, wo einige notorische Räuber dieser Gegend hausen sollen. Man hatte nichts gefunden, als einen todten halb verfaulten Körper. Doch mußten wir den ganzen Abend uns von einigen die Heldenthaten vorpredigen lassen, die man hatte thun wollen. Man kann doch weit mehr sprechen von dem, was man noch thun will, als was man schon gethan hat.

Früh um 6 Uhr waren wir schon in Auxerre, und sahen an der Yonnebrücke eine Menge Menschen in Bewegung. Wir stiegen also aus und sahen einen Menschen für todt wegschleppen, der sich aber allmälig erhohlte. Es war eine kleine Geschichte, die mir Teutschen eine rechte Freude machen sollte. Ein Bürger der Stadt fällt von seiner Holzflöße in den Strom, und wird von den Fluthen weggerissen. Einer von den österreichischen Gefangnen, die am Strome Sand karrten, sieht dies, wirft seine Jacke ab, stürzt sich hinein und hohlt jenen mit Lebensgefahr heraus. Nun war alles Volk mehr um diesen, als um den Geretteten her, und die Worte: „brave Fischer! brave garçon! bravo Allemand! tönten durch die Luft. Mir war es ein Jubel, ich las wenige Tage nachher in Paris von diesem wackern Teutschen, er heiße Fischer, sei aus Mähren gebürtig, habe gar keine Belohnung annehmen wollen, sondern gesagt: „meilleur est mourir, que laisse mourir un citoyen.“ Nun immerhin, sprach er gleich schlecht, so that er desto besser.

Auf so etwas schmeckte uns das Frühstück. Wir wanderten nachher noch einige Stunden in der Stadt, einer der ältesten von Frankreich, herum. Auch hatte ich noch keine so antike gesehen. Die Yonne fließt östlich bei ihr hin, ein kleiner, stiller Strom. Man hat sie recht an und auf einem Hügel gebaut, hinter welchem nördlich Weinberge sich erheben. Sie ist nun ganz öde, nachdem man ihr den Bischof und die Domherren und Aebte genommen hat, die doch noch etwas Geld in Umlauf brachten. Nach allen Seiten offen hat sie höckrige, krumme und enge Gassen, viele elende und verfallene Häuser und selbst der alte porzelanene Dom sieht wie ein zerregnetes Schwalbennest aus. Man hatte in einem Theil desselben Quartier für die Gefangnen gemacht, welche übrigens auch hier ganz zufrieden schienen, und um 8 Uhr mit guten

und das Blut der Wangen so schön, als man es nur am Rhein wiedersieht! Alles trug dabei in dieser netten Stadt so einen Ausdruck des Wohlstandes und des Friedens, daß mir recht wohl um das Herz ward. Ich theilte meine Freude dem Kreolen mit und der rief lachend: l'on chante: Macon pour les filles et le vin! Auch diesen hatte ich nachher noch zu probiren, als ich mit drei schwäbischen Landsleuten und ihm zu Abend aß. Dann schifften wir uns gegen die Dämmerung ein, um den Morgen zu Chalons anzukommen.

Der Abend war freundlich und mild und unser Verdeck wimmelte wieder von Menschen. Man zeigte mir links aus weiter Ferne die Thurmspitze der Abtei von Clugny, die mit der von Citeaux, auch in Burgund unter Chalons, in das französische und ganze europäische Mönchs- und Pabstwesen im Mittelalter einen bedeutenden Einfluß hatte und viele schöne und manche gelehrte Köpfe erzog. Die Nacht kam bald mit ihren Schatten und ihrem Himmel voll Sterne und die Rohrsperlinge und Nachtigallen machten Abendmusik. Die meisten von der Gesellschaft jagte die kühlere Luft unten in die dunstige Kojé, ich wickelte mich in meinen Ueberrock, und setzte mich zwischen einigen Bauern auf Säcken hin, mit welchen ich die ersten Stunden liebes und muntres Gespräch pflog, nachher war ich mit der freundlich schimmernden Nacht und den Nachtigallen allein und bei meinen Geliebten; doch machten die Wechselungen der Pferde bei den verschiedenen Stationen oft lärmende und unangenehme Intermezzo's. Das Land ist fast fortgehend Ebene und selten sieht man am linken Ufer einen Weinberg. Mit dem dämmernden Morgen sah ich weit hinter und vor mir und bald traten die Thürme von Chalons aus dem Nebel hervor, doch mußten wir uns noch in vielen Schlangenwindungen krümmen, ehe wir die Stadt erreichten. Heute sah ich auch große Güter mit langen Scheunen und Ställen, wie

ich sie seit Baiern nicht mehr gesehen hatte, und alles kömmt dem Geschmack des nördlichen Europa in Ansehen, Bauart und Kleidern näher. Das Leichte und Jugendliche in den Wohn- und Lusthäusern verschwindet. Man sieht, daß es hier schon anders stürmt, schneit und regnet, als im Süden. Der Mantel weicht bei den Bauern dem Kittel und das Jäckchen dem Rocke und für die leichten Schuhe schleppt man sich mit großen Stiefeln, und die Aermern müssen die Füße in den Stock der Holzschuhe (sabots) einklemmen. Gegen 6 Uhr des Morgens schwammen wir zu Chalons an und nun sollte es von hier zu Wagen weiter gehen.

Es war einer der heitersten Morgen, wir bestellten uns ein gutes Frühstück und wanderten einstweilen einige Stunden herum. Chalons liegt wo möglich noch reitzender, als Macon, und auch diese Stadt heißt eine der schönweibrigen, wie denn das Burgunderland wegen seiner Weiber und Weine berühmt ist. Ich war indessen so unglücklich, hier schlechten Wein trinken zu müssen und wenige der schönen Kinder des Städtchens zu sehen. Auch hier wimmelte es von Ungern und Teutschen und diese Gegend ist schon im vorigen Kriege das Ablager der Gefangenen gewesen, so daß wir in einem Dorfe etwa eine Meile von hier mehrere ansäßige Ungern trafen, die Französinnen sich beigelegt hatten, und zu welchen diese von hier fleißig hinaus wallfahrten; denn der eine hält dort ein Wirthshaus und Billard. Auch in Chalons ist die Gasse längs dem Strome die schönste und die Vorstädte jenseits auf einer Insel, die die Saone bildet und welche mit herrlichen Alleen umpflanzt sind. Am andern Ende der Stadt steht auf einem hübschen freien Platze ein Denkmal, von den Bürgern dieser Stadt dem Gedächtnisse der großen Männer errichtet, die dem Vaterlande die Freiheit errungen haben. Man ist hier sowohl, als in Macon, sehr patriotisch. Hier ward ich zum ersten Mal schlecht

abgespeiset in Frankreich und mußte impertinent bezahlen. Um 10 Uhr waren wir fertig und stiegen wieder in die Diligence, der Kreole, ich, ein Paar närrische Kaufleute und ein Greis mit Weib und Kind, die uns oft das Leben sauer genug machten. Meine beste Reisegesellschaft hatte ich bis Lyon gehabt.

So wie man Chalons und die Saone verläßt, nimmt das Land wieder eine ganz andre Farbe an und geht aus dem Kornlande wieder in Weinland über. Schon von hier bis Chagny war alles mit Reben bedeckt und der Wein, den man zu Chagny, Beaune und in den nächsten Dörfern gewinnt, ist sehr gepriesen, und wird durch ganz Frankreich verfahren. Mit der Ebene verschwanden nun auch die Wiesen und grünen Büsche, die reichern Dörfer und üppigen Felder. Wer das Edelste hervorbringt, ist immer der Aermere, und wer in dem Mist der Pandekten wühlt, sitzt zwanzig Stufen über dem, welchen sein Homer und Ariost bei allem Gefühl des Unsterblichen doch schlecht vor dem Hungertode schützt. Weinländer zeigen immer kümmerliche Hütten und zerlumpte Menschen. Durch diese kahlen und verbrannten Rebenhügel führt nun wieder ein abscheulicher Weg. Ueberdem war die Hitze des Mittags fürchterlich und die Gäule schlecht. Der nächste Ort hinter Chagny ist Rochepot, oder der Felsenbecher, ein kleines Dorf tief im Thal, mit kahlen Bergen und Felsen umgeben, auf denen eine alte Burg und mehrere Thürme sich romantisch erheben. Unter diesen verbrannten Trümmern der Schöpfung, die kaum ein braunes Gräschen zeigen, liegt ein grünes gewässertes Thal mit Gärten und Reben. Die Berge liegen schroff über dem Thale und man fährt oft, als wenn man mit Wagen und Pferden in die Tiefe purzeln wolle. Dieses Rochepot war wie ein verwünschter Ort und wir waren ihm anderthalb Stunden fast immer gleich nahe, so windet sich der Weg langsam und schneckenförmig um den Kessel herum, bis man endlich die Höhe

des Berges erreicht hat. Von Rochepot bis Ivry, einem netten Dorfe mit Weinbergen, ist der Weg eine Wüste durch öde Haideberge, einzelne Streifchen Wald und Korn. Die letzten anderthalb Meilen dieser Tagereise von Ivry bis Arnay le Duc, fährt man durch Wald und Feld und einige schlechte Dörfchen. Alles sieht öde aus, Wohnungen und Aecker, obgleich der Boden sehr gut scheint und das wenige Korn vorzüglich stand. Auf diesem Wege sah ich auch die ersten Zäune wieder, die gar nicht südländisch sind und schon im südlichen Teutschlande nicht so häufig gefunden werden, wie im nördlichen. Die Häuser und Wohnungen haben im Burgundischen ganz die Bauart und das traurige Ansehen der ehemals slavischen Provinzen Teutschlands, oder Böhmens und Ungerns, die Menschen selbst sehen nicht heiter, sondern rauh aus, wie ihr Land, und gehen auf den Holzschuhen oft eben so schwerfällig und kopfhängig, als der Pommer und Böhme zu seinen Robboten.

Arnay le Duc ist ein kleines freundliches Städtchen auf Weinhügeln und rund von Reben umgeben. Man fährt durch niedliche Gärten und einen kleinen Cours ein. Ein halbes Dutzend feiner Jungfrauen begrüßten uns aus einem Garten vom Erker, wir nahmen dies als ein frohes Ohmen, fanden aber doch nicht die beste Aufnahme, wenn man an die Wiederherstellung der zerschlagenen und zerstoßenen Eingeweide denkt; für den Kopf gab es genug, vielleicht auch für ein leichtfertiges Herz; denn wer kann alle Abentheuer der Nacht enthüllen? Es dämmerte ja schon, als wir ankamen. In unserm Gasthause hatten schon zwei Diligencen ihre Fracht von einigen 20 Menschen abgeladen. Es waren einige feine Frauenzimmerchen drunter, aber uns hungerte nur. Des Essens war für so viele Menschen auch zu wenig und da ging es an ein desperates Reißen um die besten Bissen, so daß endlich ein feiner Mann aus der Gesellschaft aufstand und rief:

kann, so kann es der Bauer, der bei allen Misbräuchen und Gräueln doch seine Generalpächter und Frohnen nicht mehr hat. Er ist der Gewinner, während Handel, Industrie und Schiffahrt laut über die Revolution schreien. Das ist doch viel, wenn zwei Drittel des Volks erleichtert sind; soll man denn nicht hoffen, daß auch das andere einst besser werde? Man richte billig und sehe die Dinge nicht immer einseitig und klein. Wer pflügt und Reben hackt, ist doch der erste Theil eines Volkes, und wenn der hungern muß, so rede man noch so viel von trefflichen Gesetzen und Künsten eines Staates, er trägt sein Verdammungsurtheil in dem Elend des Landmanns. Wenn es etwas ist, so ist es auch in Frankreich diese Klasse, welche nie alles Alte mit allen alten Misbräuchen wiederkommen lassen wird. Vieles vom Alten muß wiederkommen, wenn es gut werden soll.

Wir fuhren von Lucy le Bois bis St. Bris, einem Dörfchen nahe bei Auxerre. Das Weinland verschwindet eine Meile hinter Lucy le Bois und wir sahen viel Wald, viel unbebautes Feld und einzelne ärmliche Dörfer mit trefflichem Getraide. Endlich sperrte uns der Regen alle Aussicht und so kamen wir in St. Bris, unserm Nachtquartiere, an, wo ich und mein Kreole gottlob einige muntre Jugend zum Abendgeplauder fanden; denn bei unsrer unfranzösisch mürrischen Gesellschaft ward uns das liebe Leben oft sauer genug. Es war viel Lärm im Orte. Die rüstige Mannschaft der Gemeinde war ausgezogen wohl bewaffnet und hatte einen nahen Wald geklopft, wo einige notorische Räuber dieser Gegend hausen sollen. Man hatte nichts gefunden, als einen todten halb verfaulten Körper. Doch mußten wir den ganzen Abend uns von einigen die Heldenthaten vorpredigen lassen, die man hatte thun wollen. Man kann doch weit mehr sprechen von dem, was man noch thun will, als was man schon gethan hat.

Früh um 6 Uhr waren wir schon in Auxerre, und sahen an der Yonnebrücke eine Menge Menschen in Bewegung. Wir stiegen also aus und sahen einen Menschen für todt wegschleppen, der sich aber allmälig erhohlte. Es war eine kleine Geschichte, die mir Teutschen eine rechte Freude machen sollte. Ein Bürger der Stadt fällt von seiner Holzflöße in den Strom, und wird von den Fluthen weggerissen. Einer von den österreichischen Gefangnen, die am Strome Sand karrten, sieht dies, wirft seine Jacke ab, stürzt sich hinein und hohlt jenen mit Lebensgefahr heraus. Nun war alles Volk mehr um diesen, als um den Geretteten her, und die Worte: „brave Fischer! brave garçon! bravo Allemand! tönten durch die Luft. Mir war es ein Jubel, ich las wenige Tage nachher in Paris von diesem wackern Teutschen, er heiße Fischer, sei aus Mähren gebürtig, habe gar keine Belohnung annehmen wollen, sondern gesagt: „meilleur est mourir, que laisse mourir un citoyen.“ Nun immerhin, sprach er gleich schlecht, so that er desto besser.

Auf so etwas schmeckte uns das Frühstück. Wir wanderten nachher noch einige Stunden in der Stadt, einer der ältesten von Frankreich, herum. Auch hatte ich noch keine so antike gesehen. Die Yonne fließt östlich bei ihr hin, ein kleiner stiller Strom. Man hat sie recht an und auf einem Hügel gebaut, hinter welchem nördlich Weinberge sich erheben. Sie ist nun ganz öde, nachdem man ihr den Bischof und die Domherren und Aebte genommen hat, die doch noch etwas Geld in Umlauf brachten. Nach allen Seiten offen hat sie höckrige, krumme und enge Gassen, viele elende und verfallene Häuser und selbst der alte porzelanene Dom sieht wie ein zerregnetes Schwalbennest aus. Man hatte in einem Theil desselben Quartier für die Gefangnen gemacht, welche übrigens auch hier ganz zufrieden schienen, und um 8 Uhr mit guten

Broten und großen Stücken Fleisch von der Austheilung kamen.

Der Weg von Auxerre bis Sens fast immer an den Ufern der Yonne ist äußerst romantisch. Ein schöneres und reicheres Land an allen Gaben des Himmels und der Erde kann man sich kaum denken, und einzelne Gegenden giebt es, wo selbst ein Tavernier nach 50 verreisten Jahren durch die weite Welt sich ein Hüttchen für seine letzten Tage erbauen mögte. Der Fluß führt den Weg in Schlangenwindungen bis zu dem netten und heitern Joigny. Das Pflaster ist besser erhalten und die Seiten meist mit hohen Ulmen, den Bäumen Frankreichs, eingefaßt. Niedliche Rebenhügel wechseln mit den weitesten Ebnen von Wäldern, Wiesen und Kornfeldern ab; die Dörfer werden reinlicher, die Landhäuser schöner, selbst die Menschen wieder kecker und besser gekleidet. Wir hielten unser Mittagsmahl in Joigny, zu dem eine neue steinerne Brücke über die Yonne führt, und das in Einer langen Reihe netter Häuser längs dem Strome liegt, indem es hinter sich weite und reiche Weinberge hat, welche ein Mittelding von Burgunder und Champagner geben. Wir ließen uns vom besten geben, und ich will wie von Macon sagen: Joigny pour les filles et pour le vin! denn auch niedliche Mädchen gingen am Ufer und verschönten unsre Gesellschaft im Gasthause. Dieses nette Städtchen gehört zur ehemaligen Champagne.

Hinter Joigny wird das Land immer ebner und endlich bloßes Kornland, dessen einzelne kleine Weinberge ohne Namen und Bedeutung sind. Dafür verschwanden aber auch die schönen Aussichten. Indessen entschädigen dafür andre und interessantere Anblicke. Es ist hier augenscheinlich, daß man besser den Acker bebaut, und überall besser wirthschaftet, als im Süden selbst in den reichsten Landschaften, z. B. in la Bresse. Weitzen, Roggen, Gerste stand allenthalben treflich, und wo man düngte, Brache

aufriß, oder noch zu Kartoffeln, Kohl, Rüben und Tabak pflügte, da hatte es ein anderes Ansehen. Die Dörfer, die man hinfort sieht, tragen alle den Schein des Wohlstandes, ja wohl der Eleganz, und man sieht kaum ein Strohdach, oder eine aus Holz und Leimen bereitete Wand. Und doch arbeitet der Franzose nicht einmal hier so fleißig, wie der teutsche Bauer. Alle Schenken waren voll von ihnen, wo wir nur anhalten mogten; wohlgekleidet, ja zum Theil nett saßen sie da und tranken Wein und Kaffe, und lasen von Siegen in Italien, die Niederlagen sind. Wir, die wir aus Nizza und Lyon kamen, sollten erzählen. Wir logen auch zu Ehren des Vaterlandes.

Gegen den Abend fuhren wir durch die alte Stadt Sens, und nahmen eine Meile davon zu Pont sur Yonne unser Nachtquartier. Ein freundlicher Wirth und ein liebes Weib mit vier Kindern empfing uns, und wir hielten einen herrlichen Schmauß. Es war gar ein gescheuter und freier Mann. Nachdem wir nach dem Essen lange hin und her gesprochen hatten, erzählte er mir, auch ihn habe die Revolution zu einem glücklichen Menschen gemacht. Er sei in Troyes Benediktinermönch gewesen. Ein menschliches Dekret habe ihn mit vielen befreit. Bald habe er ein hübsches Weib gefunden und vier Kinder mit ihr gemacht, und lobe sich sein thätiges Leben. „Ich arbeite, liebe und bin glücklich," sprach er, als ich von ihm ging. O könnten dies doch viele sagen!

Hier beiläufig ein Wort von den Posthaltern und Postillions, von denen man meistens den Begriff hat, wie von Zöllnern und Thorschreibern, daß sie grob sind. In Teutschland sind es auch die meisten. Bessere Postillions, als die französischen, habe ich nicht gefunden, obgleich der Franzose eben kein Reiter ist. Das fährt mit Händen und Füßen, und der ganze Körper ist eben so, wie die Peitsche, im ewigen Hin- und Herschwingen. Man giebt ihnen einige Sols auf die Station, so man will, und dafür

sind sie sehr dankbar. Das pflichtmäßige Prellen hat man gottlob bei den Diligencen abgeschafft; dabei werden sie grob. Auch die Posthalter sind meist höflich, und geben gern ein Glas Wasser oder Bier unentgeldlich mit freundlicher Miene dem Fremden. Das wird der Teutsche nie thun. Er giebt nur gern Großes umsonst. Der Wagenmeister ist der Diener, Schaffner und Verwalter der Reisenden, macht die Kutsche auf und zu, hilft den Schwächlingen und Alten aus und ein, bestellt das Essen und Trinken, weckt und was er weiter thut. Für dieses alles giebt man ihm für eine Reise von 50, 60 Meilen einen großen Thaler, oder 6 Livres, sich gütlich zu thun. Dem Markör bei Tische und dem Mädchen, die des Morgens weckt und Kaffe und Wasser besorgt, zahlt man zwei, drei Sols. Ein Franzose dankt immer und ist zufrieden, und nur Einen Unverschämten dieser Klasse habe ich auf der ganzen Reise gefunden, einen Fährmann an der Isere, der über die Gebühr erhielt und doch brummte.

Wir fuhren frühe um 2 Uhr aus, um bei guter Zeit in Paris anzukommen. So ging es eine Meile im klatschenden Regen längs der Yonne. Mit dem Morgen kam die Sonne freundlich hervor, der Regen hörte auf, und die Nachtigallen sangen aus den Erlen des Stromes. Wir sahen ihn bald in die Parisische Seine fließen, wandten uns seitwärts von dieser und hatten Fontainebleau. Einsam liegen seine Gärten und Bäume nun, und die Säle und Zimmer stehen öde und theils zerschlagen, worin sonst Könige und die Barrys und Montespans die Schätze des schönsten und reichsten Landes in Europa verschwelgten. Ich war im ernsten Gedanken, als wir so vorbeifuhren, da begegneten uns drei blühende Mädchen. Hätten die hier vor 10 Jahren noch wohl so unschuldig in süßer Knospe gehen können, als jene herrschten, die an den Rhein die Pest ihrer Sitten brachten, und Thuiskons Volk vergifteten?

vergifteten? dachte ich, und die großen königlichen Bilder mußten den menschlichen weichen.

Bei Melun fuhren wir über die Seine und hielten an, um zu frühstücken. Es ward Butterbrod gereicht, und die treflichen, mit Gewürz durchbackten Brödchen der Stadt wurden in warme Milch gebrockt. Es war ein Fastnachtabendschmauß. Wir bezahlten für das Frühstück 12 gute Groschen die Person; man merkt es, daß Paris näher ist. Melun selbst ist einer der freundlichsten und nettesten Oerter, die ich von Mittelstädten gesehen habe, und hat eine sehr hübsche Lage auf Hügeln an der Seine, die hier eine recht romantische Krümmung macht. Dörfer, Schlösser, Landgüter, Abteien und Hügel mit Weinstöcken, deren Trauben nicht gepreßt, sondern von den Parisern gegessen werden, machen die Gegend und ihre Gefilde ausserordentlich schön, ich mögte sagen, paradiesisch. Ein magischer Duft lag auf der ganzen Landschaft von dem Regen der Nacht. Alles grünt, alles ist bebaut und bewohnt. Man sieht, daß man Paris näher kömmt, wenn es auch die zahllose Menge von Frachtwagen, Kabriolets, Diligencen und Kutschen nicht sagte, die ewig hin und her rasseln, und den Weg von Melun schon zu einer Straße von Paris machen. Ein Jüngling, dem der Krieg ein Bein gekostet hatte, stand an einer kleinen Bude, hart am Posthause und rief Karten und Kupferstiche aus. Er bot mir einen Marschplan der Stadt Paris zu 20 Sols an: Kauft Bürger, ich Armer kann die Stadt nur noch im Grundriß durchwandern, mein Bein liegt auf der Brücke von Lodi.“ Ich gab dem freundlichen und wohlgekleideten Jüngling zwei Franken, und setzte mich ein.

Rasch schienen die Pferde nun mit unsern Begierden zu laufen durch eine der lieblichsten Landschaften, wo ich den Sand nicht sah, mit dem die Verläumdung die Gegend um Paris bevölkert hat. Bald zeigte man mir die herrliche Kuppel des Pantheon, der ehmaligen Kirche der

heiligen Genoveva. Die hohen Thüren der Barriere du Trone standen wie Riesen da, prächtig sahen wir die Marne bei dem berühmten Charenton in die Seine fließen, rasselten durch die Vorstadt St. Antoine, dem öden Platz der alten Bastille und Beaumarchais Pallast vorbei, und hielten um 2 Uhr Nachmittags den 26. Mai vor dem Bureau des diligences nationales, von wo ich, wohl empfohlen, mich zum nahen Gasthofe Hôtel de Bruxelles rue du Mail in der Nachbarschaft des Palais Egalité machte, wo ich dieses schreibe.

P a r i s.

Ich fürchte fast, es mag mir mit dieser Ueberschrift Paris gehen, wie einem, der eine Weltgeschichte ankündigt, und am Ende mit zerstückelten Bruchstücken eines kleinen Atoms der Welt, der Erde, angestiegen kömmt, die vor vielen Jahrtausenden, wie einige große Köpfe gemeint haben, nebst den andern Planeten durch einen Kometen von der Sonne abgelaufen ward, und sich nun noch immer in dem verwandten Wirbel ihrer Mutter umdrehen läßt. Man darf nur das Wörtlein Paris nennen, so ist es grade, als wenn man Welt sagt, ja viel mehr. Denn die Welt ist durch den frommen christlichen Glauben sehr gemein geworden, der ihr alles Leben genommen hat; aber Paris! o Paris! da drängen sich tausend Welten in dem Kopf zusammen; tausend lebendige Bilder, tausend Gestalten wandeln vorüber, und eine Menge Geschichten webt die schnelle Phantasie unter einander, die, wahr oder falsch, in dieser kleinen moralischen Welt täglich vorgehen sollen. Da wird es denn am Ende eben so mißlich, von Paris, als von der Weltgeschichte etwas zu schreiben, um so mehr, da das erste immer wechselt, die letzte aber bis auf den heutigen Tag von münchen weisen und hochgelahrten Mön-

nern für etwas sehr Festes und Stehenbleibendes angesehen wird, wenn sie gleich von jeher wohl nicht weniger gespielt haben, und heute vielleicht noch eben so sehr spielen mag, als nur das jetzige Paris sich als eine Spielerin mit Königen und Menschenköpfen neulichst übel berüchtigt gemacht hat. Ich muß also allen nachherigen Angriffen und Erinnerungen, die man billig machen könnte, sogleich einen Pfahl vorschlagen, und mich wegen meines Aushängeschildes decken.

Gott behüte mich vor allen bösen Zungen und schlimmeren Gesichtern! Laßt euch nicht schrecken, lieben Leutchen, oder hofft nicht zuviel — ich spreche mit euch, wie es jeder nach seiner verschiedenen Ansicht verlangen könnte — nicht ganz Paris, noch alles, was in und um Paris ist, will ich euch auftischen, da würden dem schreibseligsten Schreiber am Ende die Finger erlahmen. Das fällt auch nicht alles in den Horizont eines Menschen, der etwa drei Monate nur in der jetzigen Hauptstadt Europens lebte; aber selbst, wenn er euch das gäbe, was in seinen Horizont fiel, und wovon er vielleicht manches besser melden könnte, als andre seiner Vorgänger, so würde er immer noch fürchten, zu lang zu werden. Er kann es euch nicht bergen, — mögt ihr immer von dem, was unter seinen Haaren sich bewegt, etwas ungünstig urtheilen — daß es ihm bis diesen Tag ein Räthsel geblieben ist, wie es manche Herren anfangen, in wenigen Tagen von der Verfassung einer Stadt, von den Sitten ihrer Einwohner, vom Zustande der Polizei und Künste und Wissenschaften mehr zu wissen, als ihm oft in Wochen und Monaten seines Aufenthalts nicht möglich gewesen ist. Er schließt also, die Herren verlassen sich auf ihre Freunde und auf andre Erzähler, nehmen treu hin, was diese ihnen geben, und erzählen es treu andern Leuten wieder, nein untreu wollte ich sagen; denn gewöhnlich stellen sie sich, als hätten sie alles, was sie geben, selbst gesehen, gehört und erlebt und

das macht die meisten Leser treuherzig. Wer aber die Welt kennt, der weiß auch, was es mit diesem Wissen für einen Zusammenhang hat und haben kann. Ich habe doch auch ein Paar Augen zum Sehen, wie andre ehrliche Leute, mag auch gern was wissen; aber ich gestehe frei, daß ich auf meinen Zügen von dem grade am wenigsten habe aufgreifen und wissen können, womit andre so leicht ganze Bogen füllen können. Man lebt ja unter Fremden, wenn man hoch rechnet, nur wie im Vaterlande und unter seinen Freunden und Bekannten. Man weiß, wie schwer es schon daheim hält, oft über eine Kleinigkeit, über eine Todtenliste und Zolltabelle, oder Polizeiverordnung Berichtigung zu erhalten; sollte dies unter Fremden nicht noch weit schwerer, sollten die Angaben aus leicht überschaulichen Gründen nicht noch weit mißlicher seyn? Man wird sich also nicht wundern, wenn von dem kleinen Auseinandergesetzten und Speziellen so wenig bei mir ist. Ich habe schlechterdings nur meinen Augen und Ohren (und wenn es solche unsichtbare drinnen giebt) getraut, und darf kühn sagen, daß ich wenigstens die fremde Autorität immer angeführt habe, wenn auf sie hin etwas erzählt ist. Wie ich mir aber zutraue, von den Sitten, von den Weisen, und vom ganzen Leben einer Nation oder Stadt so leicht manches sagen zu können, darüber muß ich noch ein Wort verlieren und dann auch kein unnützes mehr. Mercier in seinem Gemählde von Paris scheint hier mein Helfer, und ich will also sein Urtheil mit seinen eignen Worten geben und alsdann sagen, wie es mir vorkömmt. Er sagt: „Die Fremden können sehr gut die Schauspiele, die Promenaden, die öffentlichen Sitten mahlen, kurz, alles was lebendig, alles was allen Blicken sichtbar ist; aber wenn sie vom Innern der Häuser, vom Karakter der Männer in Bestallung, von besonderen und versteckteren Zügen sich zu reden unterfangen, werden sie ihren Landsleuten nur Sand in die Augen streuen.“ Das eigentlich Oeffentliche

also gehört nach seinem Urtheile dem Fremden an, und dieses kann ihm unmöglich versteckt werden, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Menschen in einer kleinen Welt, wie Paris, wo sie es am wenigsten nöthig haben, in einer immerwährenden Verstellung leben, und das kann man doch wohl bei keiner Nation, am allerwenigsten aber bei den Franzosen. Dieses öffentliche Leben wird der Fremde in kurzer Zeit besser fassen, als der Einheimische vielleicht im ganzen Leben. Warum kann man über sein eignes Konterfei nicht urtheilen? ich denke, weil man es alle Tage sieht. Der Fremde greift das Unterscheidende leicht auf, welches schneidend von den Sitten seiner Nation absticht; und grade das, was sein Urtheil zuerst bestimmt, was ihm zuerst am meisten auffällt, grade das sollte er schreiben, ohne lange darüber zu grübeln. Wie bei einzelnen Menschengesichtern der erste Eindruck öfter der rechte ist und man von vielen Gestalten noch heute sagen kann, die Seele baut sich ihr Haus, so gilt dies auch von ganzen Völkern. So wie der einzelne Mensch sein Gefühl als Maaß hat, woran er die Menschen hält, die ihm auf der Landstraße des Lebens begegnen, so hat er, wenn er von dem Leben und den Sitten eines Volkes reden will, kein anderes, als seine eigne Nation; und jeder Leser ist so billig, oder boshaft, nach diesem vorausgesetzten Maasstabe, welches ihm, wie die Brille dem Blinden, dient, bei seinen Erzählungen und Urtheilen auf- und abzurechnen.

Es ist in neuern Tagen so vieles über Paris und seine große Schaubühne geschwatzt, geschrieben, geschlagen und gekämpft worden, daß man fast furchtsam wird bei dem Gedanken, sich unter so viele erlauchte Thoren und Weise drängen zu wollen. Hat indessen der ewige Wechsel der Bühne in Paris Europa bald entzückt, bald erschreckt, wie sollte nicht auch so eine Ephemeris ihre Ergötzung haben, die nach den Sternen, welche über ihrer

Geburt leuchteten, die Begebenheiten ihres kurzen Lebens entweder in Klage- oder Freudentönen absingt? vorzüglich wenn sie das Kleine und Unbedeutende ihres kurzen Daseyns, so wie ihre kleinen Augen, jedem eingesteht? Das Spiel, worin der Flug dieses geflügelten Thierchens fällt, war lustig und munter genug und ging einem größeren kurz vorher, welches Europa mehr, als je, auf den Kopf gestellt hat, so daß diese alte Jungfer mit ihren eben so unscheinbaren, als unzeigbaren Dingen sich in einer schlimmen Verlegenheit befindet. Doch ohne auf das folgende Spiel zu sehen, was sie nach ihrem Tode nichts angeht, schwirrt sie still und bescheiden um einige Scenen, desjenigen, welches damals war, um solche, die vielleicht, auch nur als Schatten von Schattenbildern wiedergegeben, allenthalben noch einige Zuschauer finden mögen. Doch ich muß endlich aus dieser Verpuppung des kleinen geflügelten Insekts herausspringen und mich wieder in der gemeinen Menschenhaut zeigen, die selten bunte Farben und noch seltner Flügel trägt. Meine Pariser Geburt fiel in die Mitte des Maimonats des 1799sten Jahres, worüber Streit genug gewesen ist, ob es das letzte, oder vorletzte eines ablaufenden Jahrhunderts war. Die Sterne, die dieser Geburt leuchteten, waren für mich günstig genug; denn nach einer mehr als zweijährigen Stille sammelten sich Donnerwetter über der großen Stadt, die manche herrliche Phänomene zeigten, ohne daß sie durch ihre Schläge die Zuschauer verjagten oder zu zerschmettern drohten. Dieser Sommer, den ich bis in den August hinein hier verlebte, brachte manchen Stoff wieder zur Gährung, der vorher schon als Erdbeben und Orkan mit Städten und Menschengebeinen gespielt hatte; er zeigte manches in einer verjüngten Gestalt wieder, was ehedem die Herzen von Europa zwischen Furcht und Hoffnung hin und her bewegte, was Manche eine Weltverjüngung und Welterneuerung träumen ließ, und wovon jetzt Viele mit ihren Maulwurfs-

äugigen Gemüthern meinen, es werde bloß das Horazische. „Es springt ein lächerliches Mäuschen heraus“ werden. O was dieser Sommer mich zu einem klugen Mann machen könnte, nachdem der folgende Winter und Sommer auch schon verflossen sind! wie herrlich ich alles folgende in Zusammenhang bringen könnte mit der damaligen Stimmung der Gemüther! Aber selbst wenn ich über so einen Zusammenhang dächte, wie die Meisten, würde ich mich schämen, um eines Späteren willen ein Früheres zu machen. Bei den größten Dingen und Menschen tritt das allmächtige Schicksal wieder in seine vorigen Rechte. Warum, frage ich, sitzt Buonaparte nicht im Tower für Ludwigs des Sechszehnten Thron? Vielleicht sähe ganz Europa anders aus; in Frankreich mögten trotz aller Stimmung des Volks, wovon einige nach dem Erfolge so weise schwatzen können, noch die Fünfherren regieren und Teutschlands edle Nation säh ihr pohlnisches Schicksal, woran nächst Gregor dem Siebenten vielleicht Luther am meisten Schuld ist, vielleicht noch einige Decennien weiter hinausgeschoben. Doch still! Mich soll dies alles nicht kümmern. Ich will die Dinge treu und wahr geben, wie ich sie damals sah, und mein Urtheil nicht weniger, sollte es auch gar keinen Zusammenhang mit dem Bayonettesiege von St. Cloud und der Schicksalsschlacht von Marengo haben, die vor dreitausend Jahren irgend einem Olymp, oder Wallhall vielleicht einige neue Götter gegeben hätte. Von allen jenen Dingen und Begebenheiten, wie sie jenen Sommer von 1799 waren, ist vielleicht kaum ein leichter Schatten, eine kleine Spur noch übrig; aber was thut es? Das Menschliche und das Menschenleben steht fest, und dieses in einigen Zügen, ergriffen und dargestellt zu haben in dem großen Roman, wie ihn das Schicksal schreibt, mag immer ein kleines Verdienst seyn und ein kleines Vergnügen gewähren; und mehr wollen auch diese Blätter nicht.

Nachdem ich zu lange lang gewesen bin, kann ich jetzt schließlich kurz seyn. Um nicht in Gefahr zu gerathen, mehr wissen zu wollen, oder wissen und schreiben zu müssen, als ich weiß, werde ich aus meinem reichen Vorrath, der leicht zu Folianten verdickt werden könnte, nur einige Stücke geben, die ich sowohl wegen der Anlage des Ergötzens, das sie in sich tragen, als auch wegen der Gewißheit, womit ich sie vor aller Welt anerkennen darf, mit leichtem Herzen in die Welt schicke. Auch werde ich, um nicht weitschweifig zu werden und zu Vieles mit hineinschleppen zu müssen, kein systematisches Ergänzungssystem beobachten, welches dieselben Dinge an verschiedenen Orten oft zwei, dreimal gesagt haben will; alles soll fein unordentlich, doch ich hoffe so am ordentlichsten, sich unter einander bewegen und so noch den Karakter seines Ursprungs behaupten. Endlich will ich mir noch ein Panzerhemd umwerfen, das selbst die Durindana der Kritik nicht durchhauen soll. Ich protestire nemlich gegen alle Klagen, Fragen und Plagen, warum ich bei manchen wichtigen und interessanten Gegenständen entweder ganz stumm, oder wenigstens nicht gesprächiger gewesen bin. War es Unwissenheit, Eigensinn, Mangel an Urtheil, oder der Gedanke, daß dieses schon einmal mit den stehenbleibenden Lettern eines Schulz und Meyer gedruckt sei, darüber steht jedem das Denken frei, aber er hat kein Recht, zu quäkuliren. Nur was ich wirklich gebe, gebe ich damit auch dem öffentlichen Urtheil Preis und ich müßte sehr groß, oder sehr klein seyn, wenn dieses bei mir gar nicht wöge. Herzlich lieb sollte es mir seyn, wenn ich von einer sehr frohen Laune, worin diese Bemerkungen größtentheils entstanden sind, andern nur einige Ausflüsse abgeben könnte. Den großen Tummelplatz, worauf gespielt wird, setze ich als bekannt voraus, sonst müßte ich erst noch eine topographische Beschreibung desselben machen, die ohne einen Grundriß, oder Plan doch immer dem Auge

kein ganzes Bild giebt. Es giebt Spiegel, die weil sie alles zugleich zeigen, das Beste nicht bemerken lassen. Man setze meine einzelnen Splitter wie zerbrochene Stücke eines solchen an, die jeder noch mehr wird verkleinern, oder durch Zusammenfügen vergrößern können, je nachdem er das Schattenspiel mehr im Kleinen, oder Großen wird sehen wollen. Also immer heran an meinen Guckkasten! Ich habe wohl eher um solche wandelnde Buden mehr Weisheit und Menschenleben predigen gehört, als um die festesten Kanzeln und Katheder, welche das närrische Ding, das Erdenleben, gar zu gern zu was Ehrbarem und Ernstem machen mögten und welchen es nie in den Kopf will, daß wir mit Allem, wie die Kinder, spielen müssen, um sein Ernsthaftestes und Größtes zu ergreifen.

Ich fange bei dem Auskehricht und dem Abschaum der Menschheit und des Schicksals an, und werde, um doch am Ende eine Stufe zu beobachten, immer so von dem Häßlichen zum Schönen, vom Ernsten zum Leichten und vom Traurigen zum Fröhlichen fortschreiten. Zuerst gehe es denn eine Viertelmeile hinaus nach Bicêtre.

Bicêtre.

Dieses berühmte Gehäuse des Elends und der Verworfenheit war vormals ein altes Schloß, wie das Ritteralter so viele aufführte, und es hat bis diese Stunde mit seinen Thürmen und Mauern noch ganz das Ansehen eines der Raubnester des Mittelalters. Es liegt auf einer nackten Höhe eine gute Viertelmeile von der südwestlichen Seite der großen Stadt. Ich wanderte mit meinen Gesellen in einer brennenden Hitze durch die Kornfelder, die es fast rund umher umgeben. Wir fanden unterwegs an unserm Pfade Behälter für das Wasser, was durch tief

liegende Machinationen den Hügel Passy unter der Erde geleitet wird. Mir war der scheußliche Gestank und die braune Farbe desselben schon eine düstre Vorbereitung des Ganzen, was wir sehen sollten, und als unser Fußsteig uns endlich an die Schmutzableiter und Kloake führte, welche ihre Unsauberkeiten von oben herab der Seine zuschicken, aus der vermuthlich das Trinkwasser dafür wieder eingetauscht wird, und als wir zuletzt einige arme Teufel sahen, die den unsaubern Schlamm umrührten und in ihren zerlumpten Kitteln sich über die jungen Jakobiner freuten, die sie die Rächer des Volks nannten, da liefen wir sporrenstreichs den großen Thoren zu und traten unter dem freundlichen Geleite unsers bekannten Führers ein, der uns sogleich zum Oberchirurgus und seiner netten kleinen Frau brachte, wo wir die mephitischen Dämpfe mit gutem Wein hinabspühlten. Unser Wirth schien ein menschenfreundlicher und gebildeter Mann und klagte selbst bitter über alle die Unordnungen, die hier herrschen, denen aber ohne thätige Hülfe der Regierung und ohne Geld seine Fürsorge unmöglich abhelfen könne. Zugleich erzählte er uns mit herzlichen Flüchen auf die Revolution, die wir sehr natürlich und verzeihlich finden mußten, daß auch er und sein Weib hieher exilirt seien, oder sich größerer Sicherheit halber vor drei Jahren selbst hieher exilirt hätten. Sein Vater war ein guter Kaufmann, den Robespierres Henker mit hundert und tausend andern abmäheten; er studierte damals als ein Bursche von 21 Jahren Medicin und war froh, daß sein Gesicht und sein Name sich hier unter so vielen lebendig todten Menschen mit begraben konnte. Der Tod, der hier oft schnelle Siege zählt, nahm binnen drei Jahren zwei seiner Oberärzte weg und machte seine Lage leidlicher; doch rüstet er sich, diesen Herbst, wenn anders die Jakobiner nicht siegen, (denn diese, sagte er, könnten mich in die Eisfelder der Russen hinekkjagen) sich wieder in Paris anstedeln zu lassen. Sein

Weib sprach aus allen Zügen und in allen Worten Feinheit und Zartheit, und eine Eleganz und Bildung leuchtete aus ihrem ganzen Wesen, die hier nicht gebohren seyn konnte und hier nicht begraben werden sollte. Unser Begleiter, ein Freund vom Hause, erzählte nachher, sie sei die Tochter eines sehr schönen alten Grafenhauses der Bretagne, ihre Brüder seien ausgewandert, ihre Aeltern guillotinirt; sie selbst sei noch glücklich genug das Weib eines honetten Mannes geworden. So, sagte er lächelnd, gleichen wir unser Blut, ja weit mehr, Bürger; es ist gräfliches und adeliches in Menge zu Kaffehäusiern und Miethkutschern hinabgestiegen.

Das Erste, was wir nächst diesen wirklich freundlichen und lieben Menschen besahen, waren die großen Wassermaschinen und die verschiedenen Behälter, worin das Wasser hineingepumpt und filtrirt wird, wirklich königliche Werke und äußerst kostbare, wovon ich mehr sagen würde, wenn ich ein Mechanikus, oder Architekt wäre. Indessen so königlich und kostbar die Aufführung und Unterhaltung derselben auch immer seyn mag, so verflucht mich doch das faule Wasser, wenn man es nach langem Hin- und Herpumpen und Seigen endlich aus dem Brunnen schöpft, nicht leicht zum Trinken, und ich weiß nicht, wie man es ohne Wein die Kehle hinunterbringen kann. Ist es nicht abscheulich, daß man Menschen, die durch Verbrechen, oder Schicksal schon die elendesten sind, täglich mit solchem Gifte füttert? Giebt es denn keine heitern Ströme und fließenden Wasser und Brunnen, wo man Wohnungen des Unglücks erbauen könnte, wenn sie einmal nothwendig sind? Warum behält so ein abscheuliches Loch, wo das erste Bedürfniß des Lebens verpestet ist, sein verjährtes Recht einer Mördergrube? Doch das Wasser thut es auch hier nicht allein.

Es ist dieses Bicêtre eine kleine Sammlung alles Scheußlichsten und Elendesten unter den Menschen. Im

ersten großen Hofe, wo die Mauern und Thore am höchsten und die Zellen und Löcher am gewaltigsten und vergittertsten sind, findet man gerade den Thoren gegenüber zu ebener Erde, doch mit Kellervertiefungen, Wohnungen und Kerker für schwere Verbrecher, die wegen Mords und Diebstahls sitzen und zuerst auf eine Ausstellung auf dem Richtplatz in Paris und dann auf die Eisen in Toulon oder Brest warten, oder die nur einmal nach dem Richtplatz reisen, um ihren Kopf der Guillotine abzuliefern. Neben diesem fürchterlichen Gesindel, was man an keinem Orte gern besteht, saßen in einem besondern Loche eben drei vornehme Emigrirte, die, wie man behauptete, sich selbst Einlaßpäße geschrieben hatten und auf dem Felde von Grenelle vielleicht in den nächsten Tagen ihren ehrlichen Musketenschußtod empfangen. Mit einer menschlichen Thräne ging ich diesen vielleicht unschuldigen Schuldigen (wie es so manche sind) schnell vorüber und kam in den östlichen Hof und seine langen Gebäude, Zimmer und Zellen. Hier ist wieder eine zwieträchtige Eintracht, die nicht seyn sollte, die man aber allenthalben findet. Man hat nemlich das hülflose Alter, die Krankheit und Gebrechlichkeit und zum Theil die verlassene, oder den vorigen Krüppeln durch Naturwurzeln angewachsene Jugend zu einem Gespann zusammengepaart, das schlecht mit einander zieht und sich dem Auge noch schlechter darstellt. Alles dieses spaziert im ersten Hofe schon, noch mehr im zweiten, der ihnen eigen angehört, unter einander an der Sonne und der Luft herum, die wohl nur in einem Sturmwind mal rein hieher kommen kann. Es ist doch schrecklich, die Gebrechlichen, zum Theil mit unheilbaren Schäden Behafteten unter Gesunden und Kindern zu sehen, die kein anderes Makel haben, als daß sie zu alt, oder zu jung sind, welches in dieser civilisirten europäischen Welt, wo kein Fußbreit Land mehr zu okkupiren ist, freilich das Schlimmste von allem ist. Die Kranken, die in Betten oder in einzelnen Löchern

liegen mußten, hatten uns durch den widerlichsten Schmutz und eine unerträgliche Luft bald verjagt, aber auch unten in den langen Arbeitssälen und Schlafzimmern sah es nicht viel besser aus und doch behauptete unser Oberchirurgus, es seien in einigen Jahren in Rücksicht der Oekonomie und Reinlichkeit Wunder geschehen. Es ist nicht unglaublich, denn die französische Sauerei, die vormals freilich noch ärger war, muß sich in solchen natürlichen Mistwinkeln freilich am längsten behauptet haben. Kinder sind zum Glück nur wenige, einige Arme, die die Naturkette mit hülflosen und gebrechlichen Aeltern hier hineingeschleppt hat, um die Samen eines frühen Todes zu finden. Zur Zeit der Bedrängniß, als in Paris auf offener Straße mehrere Menschen Hungers gestorben gefunden wurden, ging es auch hier mit der Austheilung so knapp her, daß viele dieser natürlichsten Kandidaten des Todes noch schneller expedirt wurden. Jetzt war das Mittagsessen, was sie auf dem Tische hatten, reichlich und nicht ohne gutes Fleisch und Brod, die Gefäße aber so unrein und alles so besudelt, daß es mir Ueberwindung gekostet haben würde, die Speisen nur mit meinem kleinen Finger zu berühren. Dies ist offenbar die Schuld der Aufseher und Wärter, die, wie unser Arzt behauptete, reichlich besoldet und angestellt sind, aber von ihm ohne eine strengere höhere Aufsicht nicht in Ordnung gebracht und gehalten werden können. Zu den Arbeitssälen werden selbst solche zugelassen unter die noch gesunden Alten, welche mit unheilbaren und ekelhaften Schäden behaftet sind und durch Auge und Ohr dem Leben seinen letzten Reiz und der Fantasie des Alters, der sich oft das Blumenland der Kindheit in der Hoffnung wieder aufthut, ihre letzte Flügelkraft rauben.

Das merkwürdigste Wesen unter diesen Halbmenschen war ein gebohrner Italiäner, dessen kleines Spannenleben durch die sonderbarsten Verhängnisse gegangen war. Die-

und Apotheker hat mit ihrer Verrücktheit etwas zu thun, es sei denn, daß eine andre Krankheit und Gebrechlichkeit sie befalle. Mir ist immer, wenn ich in ein Tollhaus trete, als ginge es in ein Allerheiligstes, und ein Schauer, der mehr ist, als das menschliche Gefühl des Mitleids, oder der eigennützige Gedanke der eignen Hinfälligkeit, ergreift mich. O das Heilige im Menschen ist doch wohl sehr unabhängig von aller künstlichen Metaphysik und Manipulation! Warum kann mich eine Leiche, die sichtbare Zerstörung der ganzen Maschine, nicht bewegen, wie diese? wohl nur, weil das, was wir sehen, kleiner ist, als das, was wir ahnden; weil hinter dem Ahnden und Hinüberschauen von unserm Raupenblatte auch was Geahndetes liegen muß. Ich wollte aus dem Gefühl, das beim Anblick eines Tollen mich übermannet, trotz dem besten Metaphysikus vielen gradherzigen und gradköpfigen Leuten die Unsterblichkeit der Seele beweisen, so wie sich alles Selige (dies schöne Wort hat doch nur der Teutsche in voller heiliger Bedeutung) beweisen läßt. O das Menschenherz ist tief, wie das Meer und der Himmel, und diese Tiefen sind es, die uns freuen und schrecken. Man sieht von einer halbzerschlagenen Uhr immer mehr, als von der ganzen, die ihren richtigen Schlag hält. Mich dünkt es sehr menschlich und natürlich, daß mehrere wilde Völker, die nur die Kräfte der Natur fühlten, aber noch weniger verstanden, als wir, Wahnwitzige und Epileptische oft als Heilige und Lieblinge der Götter ehrten, und ihr elendes Daseyn unter diesem frommen Glauben in Schutz nahmen. Wir sind aber zu der Höhe der Bildung gekommen, wo alles Heilige und Seltene gemein werden muß, wenn es existiren soll. Es ist keine Zeit der Wahnwitzigen und Poeten, die den nüchternen Leuten nur zu oft als Tolle erscheinen. Doch giebt es Menschen, die an dies tausendjährige Reich glauben, wo man selbst den Tollen und Halbtollen, den Poeten und Philosophen, einen Theil der allgemeinen Erde

einräumen

einkommen werde. Doch hinein in diese Behausung der Heiligen, deren Begeisterung und Entgeisterung so viel Hohes und Tiefes hat!

Es ist die letzte Abtheilung von Bicêtre, wohin man diese Menschen gesetzt hat, die selten ein anderes Verbrechen haben, als daß ihnen die Welt zu eng ist; deswegen meinen die sogenannten Vernünftigen ein Recht zu haben, sie ihnen noch enger zu machen, als sie vorher schon war. Diese Abtheilung liegt an der nordwestlichen Seite, und macht meistentheils einen halben Cirkel um die Mauer herum. Aber unverantwortlich ist es, wie man einen Haufen von beinahe 50 Menschen, was man sagen kann, wie auf den Schweinskofen gesetzt hat; doch war dieser natürliche Schweinskofen nicht so häßlich und abscheulich, als jene künstlichen, die wir vorher durchgelaufen waren. Man sah doch nicht lauter Krüppel, Abgelebte und Kranke, sondern manche lustige Gestalten, und auch die meisten noch so ziemlich leidlich gekleidet. Indessen verstießt diesen hier in Vergleichung mit vielen ihrer Brüder das Leben unter einem ziemlich heitern Himmel. Man bringt nemlich nur die stillen, oder die lustigen Tollen hieher; und die Wilden und Gewaltigen, die andern und sich selbst Leid und Unheil drohen, müssen in den kleinen Kerkern des großen Kerkers von Paris in ihren scheußlichen Zellen eher verfaulen, als ausleben. Die Gemächer — doch was sage ich? — die Löcher sind hier zu ebener Erde und viele haben auch die Erde zu ihrem Boden und ein wenig Stroh, oder einige Lumpen zu ihrem Lager. Die Thüre macht den Eingang, und bei den meisten auch die Erleuchtung, und die Bettstelle, oder den Lagerplatz abgerechnet, ist kaum so viel Raum, sich einmal auf den Zehen umzudrehen. Von einem Ofen, oder Kamin ist keine Spur. Das würde freilich ganz andre Aufsicht erfordern. Wie mögen die armen Schelme diesen letzten Winter gefroren haben? Indessen versicherte man mich, sie hätten sich leichter und

lustiger gefühlt, als manche Uneingekerkerte hier und in Paris, denen die lappländische Kälte schlimm auf die zarten Körper fiel. Es ist ein sonderbares Phänomen, aber man findet allenthalben Belege dazu, daß solche Tolle, und zwar je toller, desto besser, erstaunlich Hitze und Frost ertragen können, daß sie bei allem Schmutz und Mangel und bei tödtender Kerkerluft länger und härter aushalten, als irgend ein andrer, dessen fünf Sinne so leidlich richtig sitzen. Darüber sollte ein Arzt, der zugleich ein Philosoph wäre, einmal etwas sagen. So weiß ich einen Tollen, der kein Kleid duldete, und in einem Kerker lag, wo der Wind durch das Gitter wehte, und der Winter seinen Schnee hinabtrieb, und so bis zu seinem 85. Jahre lag, und das an der Ostsee, wo die meisten nackt in einer guten Winternacht in einem ähnlichen Loche binnen drei, vier Stunden todt frieren würden.

Was diese armen Schelme im Winter haben frieren müssen, das braten sie jetzt im Sommer; denn wer kann es ihnen zumuthen, einsam jeder in ihre Löcher zu kriechen, wo Maulwürfe, Kröten, Eidexen, und jetzt vielleicht auch Läuse und Flöhe um den Besitzstand des Bodens, und um die Haut des armen Inhabers streiten? Die meisten — es sind überdies die meisten von den lustigen Tollen — sind immer in der Mitte auf dem Platz zwischen den Zellen, und erzählen sich mit lauter Stimme, und oft mit eben so lautem Lachen, ihre Träume und Begebenheiten. Obgleich ich oft unter so einem Haufen gewesen war, so hatten sie doch nirgends ein so geräumiges Terrain, als hier, und konnten die Eintretenden nicht sogleich von allen Seiten überflügeln und einschließen. Hier fiel alles mit Freude, Lachen, Jubel, Betteln, Bruderküssen, Umhalsungen und Rockzupfungen über uns her, und doch half kein Ausstreuen von Sols; das Geschrei und Lärmen ward immer ärger, und die Hände und Füße immer zudringlicher, und nur ein guter Knüppel eines ihrer Wärter, der uns

eskortirte, rettete uns von Orpheus Schicksale. Dieser schreiende Haufen bestand eigentlich aus leeren und vielleicht hohlköpfigen und hohlherzigen Narren. Ein einziger ward mir sogleich durch seine Miene und sein stattliches Ansehen bedeutend, und seine politischen Fragen weckten auch die meinigen. Woher der Mensch die neuesten Dinge, oder etwas von den neuesten Dingen wissen mogte, das weiß ich nicht; aber er sprach von Suworow und Robespierre, vom König von Sardinien und England in Einem Athem. Ist es nicht schade, Bürger, rief er mir mit einem lauten Lachen zu, daß ich den König von Sardinien nicht geköpft habe? Dabei drängte er seine herkulische Brust auf uns, und wollte die Arme um uns schlingen, faßte aber frommer an, wie ein Kind, und so war auch seine Gebehrde, und sein schöner, langer schwarzer Bart gab ihm etwas recht Ehrwürdiges. Zuweilen nahm er plötzlich einen Schwung und drohte, wenn er loskäme, die fünf Schurken in Paris aus der Welt bringen zu helfen, und dergleichen Zeug mehr. Wer sollte es diesem Menschen, der selbst im Wahnsinn eine so friedliche und ungezeichnete Stirn behalten hat, zutrauen, daß seine Hände einst von Blut trieften? Und doch erzählte unser Mann, er sei einer der Septembrisirer gewesen, und in gefährliche Haft gerathen, woraus er jedoch wieder entlassen sei. Nachher sei er tiefsinnig geworden und habe sich bekehren wollen, bis ihn Hoffnungslosigkeit in Wahnwitz stürzte. Ich wunderte mich billig, daß von den Furien jener schrecklichen Tage ihm keine Spuren auf dem Gesichte zu lesen waren, und fragte, ob er denn immer so lustig seitdem gewesen sei? Immer lustig, war die Antwort, zuweilen bei politischen Gedanken wohl etwas auffahrend, aber nie etwas Gespensterartiges und Blutgieriges in seinem Blick, noch in seiner Haltung. Wer wollte dem Armen seinen Gewissensschlaf nicht mit mir gönnen? hat er doch auch wohl schon seine Furien gehabt.

Nun noch einige Worte von einigen, die in ihren Zellen blieben und zum Theil der Spott dieser lustigeren Herumläufer waren. Da war zuerst ein Bild, was einige Züge von einem aus des Menschenmahlers Hogarth Tollhause hatte, wie er es im Leben eines Lüderlichen (the rakes progress) aufthut. Es war ein Irrländer, (wie unser Führer behauptete, ein Geistlicher) der hier nun 30 Jahre in seinem Loche bei offenen Thüren sitzt und liegt, ohne daß es ihm in einer so langen Zeit nur ein einziges Mal eingefallen wäre, herauszugehen. Starr sitzt, oder liegt er — seine 70 Jahre machen ihn oft schon liegen — da und sieht sehnend den Himmel oder ein Crucifix an, das an seiner kleinen leimernen Wand hängt. Kein Lächeln hat man auf seiner Stirne, keine Thräne in seinem Auge gesehen, kein Wort des Urtheils über andre und mit andern vernommen; dafür aber hat er Tagelang mit lauter Stimme gebetet und geprediget, ein rechter Prediger in der Wüsten, bis er ermattet auf sein Lager gesunken ist; alles war äußerst reinlich und nett um ihn, obgleich er jetzt in seinem Bette lag. Welche Augen, so schön, so himmlisch schön durch ihren blauen Aether funkelnd, als ich sie in meinem Leben fast nicht gesehen habe! ein schönes Greisesangesicht mit einem langen weißen Bart, der über den Gürtel herabfiel. Er sah uns nicht, obgleich er die Augen auf uns gerichtet hatte, wir aber sahen ihn. Mir war es schon oft bei einzelnen Wahnwitzigen, als ob sie nur für diese Erde toll wären, und uns in ihrem Geisteselement vielleicht schnell überfliegen würden, wie der Adler die Lerche. Wer ist so klug, daß er eine Gränze schneide zwischen Aberglauben und Glauben? Glaube, Hoffnung und Liebe bleiben doch wohl selbst bei dem die ersten Dinge, der sich es sogar erlaubt, vom Athanasischen Glaubensbekenntniß einige Punkte zu streichen. Ich begreife es wohl, wie ein edler Mensch durch mancherlei Ding unter der Sonne und dem Herzen so etwas werden kann,

als dieser Irrländer. Es wäre schlimm, wenn viele Menschen auf dieser Erde so wären, aber sollten nicht manche für ihre dicken Elemente von einem so feinen Feuer brennen, daß sie entweder in die Wüste, oder ins Tollhaus gehen müßten, um anzubeten? Ich hätte diesen Greis küssen mögen, so wenig sah er manchem seiner draußen schwärmenden Genossen ähnlich. Könnten diese dreißig tollen Jahre dem Empfindsamen nicht eben so viele der reinsten Seligkeit gewesen seyn? denn nie hat er gezweifelt, oder geklagt.

Ein dritter Merkwürdiger — und dieser soll auch der Letzte seyn — war gleich am Einzuge einquartirt, ein ganz feiner Mann von etwas scheuer und ängstlicher Miene und dessen Kleider und Wäsche und Bett sich von den übrigen sonderbar genug zu ihrem Vortheil unterschieden. Rund umher hatte er sein Zimmer mit Schattenrissen und leicht schattirten Köpfen behängt und beklebt, von welchen einige Porträts seiner Mitgesellen waren. Er klagte über den Muthwillen derselben, die hier im Reiche der Gleichheit keinen Aristokratismus der Einsamkeit und der bessern Kleidung und reinern Wohnung dulden und ihn also oft mit Schimpf und Spott aus seiner Wohnung heraus necken wollten. Dieser arme Mann war ein Mittelding und unglücklich, wie alle Mitteldinge. Er klagte uns, wie gerade seine ruhige Zeit, wie wir sie trafen, die Zeit seines Unglücks sei, weil sie ihn das ganze Elend seines Zustandes fühlen lasse. Ach! wenn ich jenen da draußen am ähnlichsten bin, bin ich glücklicher als jetzt. Indessen hat mir Gott Einen Trost gegeben, daß ich zeichnen und kleine Sächelchen machen kann, wodurch ich mir in dieser elenden Behausung einige Erleichterung und Bequemlichkeit verschaffe. Er zeigte uns von seinen Zeichnungen und Köpfen und einige kauften davon. Sie waren nicht übel gearbeitet, aber alle Kinder trugen die Furbe des Glückes und der Stimmung, worin

der Vater sie machte. Nur in der Eitelkeit und der Sorge, die er trug, sich immer als ein besseres Wesen über seine Genossen hinauszuheben, sah man die Ueberzahl eines Sparrens, oder Stifes in seinem Bau und seiner Maschine.

Wir gingen endlich noch einmal zum Oberarzt, der seitweges in einem eignen netten Häuschen an der Mauer wohnt und ins freie Feld hinaus eine Pforte und einen freundlichen Garten hat. Im Wein und Milch stärkten wir die schlaffen Glieder und stiegen mit menschlichen Empfindungen, die alle Nationen verbinden, von diesen liebenswürdigen Franzosen in die ungeheure Stadt zurück.

Die Salpetriere

Liegt auch auf der Seite der Stadt, woraus man nach Bicêtre wandert, aber ganz außer den Boulevards und gleichsam schon im Felde, so daß die Boulevards sie von der Stadt abschneiden. Sie ist hart an der Seine, in der Nähe des schönen botanischen Gartens und der großen Vorstadt St. Antoine grade gegenüber. Man kann diese Salpetriere in mancher Hinsicht mit Bicêtre vergleichen, nur daß sie keine Halsverbrecher enthält und von einem viel weitern Umfange ist. Es ist eine Sammlung mehrerer Gebäude, die alle von großen Mauern umschlossen sind und im Innern verschiedene Abtheilungen und Höfe bilden. Das Gebäude ist für 6500 Menschen, mehr als in mancher kleinen Stadt, eingerichtet, und diese sind oft noch überzählig darin gewesen, ein Haufe, wovor einen schaudern kann. Dieses Hospital ist bloß für Weiber, wie Bicêtre für die Männer, man wolle denn einige kleine Knaben ausnehmen, die im kindischen Alter noch keines Geschlechts gerechnet werden. Das Merkwürdigste indessen konnten wir trotz aller Mühen und Bitten nicht zu sehen bekommen, nemlich die Sammlung von kurlosen wahnwitzi-

gen Weibern, die hier im Hintergebäude bewahrt werden, und eine andre derer, die in vielen Städten sich nach dem Namen der heiligen Magdalena nennt, für welche man hier leicht zur rechten Zeit und Stunde einige ansehnliche Kongregationen von Schwestern auf den Straßen zusammengreifen könnte: ich rede von jenen, die wegen ihrer Sünden hier bußfertig sind, oder seyn müssen. Auch dieser war hier sonst gleich neben den Zellen an, zu welchen auch von ihnen oft einige hingerichtet, eine ganz stattliche Schwesterschaft, und wir waren neugierig, einmal die alten Heldinnen des Palais royal und der Boulevards in dieser neuen Form beisammen zu sehen, und sie galt vorzüglich dieser Besuch. Man versicherte uns aber, die jetzige Sammlung sei äußerst uninteressant und bestehe nur noch aus einigen alten halb verfaulten und wenigen neuen, die nur zuletzt aus Mangel an Obdach und wegen der Bösartigkeit ihres Uebels dieser Mördergrube hätten in den Rachen fallen müssen. Die jetzige Regierung, sagte eine Alte, ist nicht so hart und grausam, als die alte, und erlaubt der Jugend ihre Lust. Vormals war dieses Spital und Lazareth die Hauptniederlage der verdorbenen weiblichen Waare von Paris, die jetzt Pestfreiheit hat.

Außer diesen beiden elendesten Klassen der Weiber, zwischen denen einem freien und züchtigen Gemüthe die Wahl schwer werden mögte, ist die Salpetriere ein Aufenthalt von alten und gebrechlichen Weibern, denen man Wohnung und Nahrung, in den Krankheiten Pflege und Arzenei, und nach ihren Kräften auch Arbeit giebt. Alles war hier bei weitem reinlicher und netter und schien besser eingerichtet und vertheilt, als in Bicêtre; aber dies war vielleicht nur zufällig, weil die Zahl der Stellen bei weitem nicht zur Hälfte besetzt war. Ich will damit nichts von einem Muster der Reinlichkeit und Sauberkeit gesagt haben; was in dieser Hinsicht in Frankreich trefflich heißen kann, würde man in Florenz und Wien immer nur mit-

TAYLOR INST. OXFORD

telmäßig nennen. In der Mitte sind lange Säle, wo gemeinschaftlich gearbeitet wird, welches freilich jetzt gänzlich zu liegen schien und wohl nie von Bedeutung ist. Ich sah nichts als Wolle zupfen, etwas Baumwolle spinnen und Strümpfe stricken; was kann auch das abgelebte Alter und die kümmerliche Gebrechlichkeit Großes leisten?

Eines hatte man indessen diesem Alter und dieser Gebrechlichkeit aufgepfropft, was ich gern wo anders gesehen hätte; dies ist das junge und hülflose Alter, was unter freiem Himmel und selbst unter dem herzlosen Zufall besser gedeihen würde, als in einer Pestluft und unter den Händen solcher Menschen, die die frischen Keime bis in ihr innerstes und heiligstes Leben durch den Anhauch der Verwelkung und Vermoderung vergiften. Die nemlich von den Findelkindern das Elend ihrer Wiegenjahre überleben, werden hieher zum Theil transportirt — wenige kommen sogleich hieher. Mir ist diese zarte Jugend in solchen Dampf- und Pestlöchern immer äußerst rührend gewesen und dazu trägt allerdings außer dem Stande der Hülflosigkeit noch manches andre bei. Man kann die hier Verpackten und Versteckten ungefähr ansehen, wie man die blutigen und verwundeten Reste eines zusammengehauenen Regiments vorüber defiliren sieht. Da ruft der Zuschauer von weitem: auch hier ist Tod! Die jungen Menschenpflänzchen, die die Natur sogleich unter einen ungünstigen und unfruchtbaren Himmel verpflanzt hat, verwelken hier langsam unter den alten gebrechlichen Körpern, davon viele schon die Verwesung des Todes an sich tragen. Sie leben unter den Alten, sitzen und arbeiten unter ihnen, ja manche schlafen sogar bei diesen Stiefmüttern des Todes, die ihnen die jugendliche Wärme dann vollends absaugen. Selten nur dürfen sie auf den weiten Höfen zwischen den einzelnen Wohnungen herum laufen; aber ich fürchte, sie haben selbst diesen ersten Naturtrieb des jungen Lebens verlernt. Bleich, rachitisch und mager, aber dickbäuchig sta-

gen sie die Natur und das Schicksal an, die ihnen nicht den Mutterschooß und die Mutterbrust ließen, diese erste Wiege und Speisekammer der Kindheit.

Gleich am Eingange dieser kleinen Welt findet man ihre kleine Kapelle. Aber auch auf diese haben die Dekrete Robespierres gewirkt. Es war nur Eine Klage dieser armen Alten, daß man ihnen ihre Bilder herausgenommen und die Altäre auf einen einzigen eingeschränkt habe und auf diesem Einen auch selten eine Messe gelesen werde. Vormals hatten sie ihren eignen Geistlichen; jetzt kömmt nur selten einer von einer andern Gemeine. Mir blutete das Herz mit diesen Alten über solchen Unverstand. Wer nicht handeln kann, oder will, der muß beten; und was hat das hinfällige Alter und ein Leben in Krankheit und Unglück, das hier alle Hoffnungen abgeworfen hat, was hat es, als das Heilige im Menschen und das Ewigbleibende, woraus es für ein neues Daseyn neue Hoffnungen spinnt? Wer ihm die Mittel nimmt, diesen letzten Aussichten und Träumen der müden und hinsinkenden Natur sein Herz hinzugeben, der nimmt ihm sein Alles.

In diesem kleinen Staate findet man gleichsam ein Paris im Kleinen. Hier sitzen Fruchthändler und Händlerinnen, Trödler und Trödlerinnen, Höker und Hökerinnen, endlich die Ausschenker von kleinen Leckereien, wie man sie nur in den lebendigsten Gegenden von Paris findet. Indessen hat man an diesen Vorposten gleichsam einen Begriff, wie es weiter hinaus und drinnen seyn werde. Alles ist dem Vermögen und den Bedürfnissen dieser Republik von Bettlern und Krüppeln angemessen, und was auf dem elendesten Hintern und dem dürftigsten Fuße auf den Boulevards und um den Louvre sich nur mit Verbrechen zeigen würde, tritt hier bei vor aller Welt auf und bietet sich dem Liebhaber, wohl ausgeputzt und aufgeschuht, an. Die Verkäufer und Verkäuferinnen gehören gleichfalls zu den Veteranen ihres Gewerbes, die von jüngern Mitmenschen lange aus dem Felde

geschlagen sind, nun noch einige Jahre hier stehen und dann vielleicht aus Verkäufern hier die Käufer werden. Wie die Schuhe, Pantoffeln, Röcke und Westen, Flitter und Instrumente, die man feil trägt, so sind die Früchte, wahrscheinlich von solchen eingekauft, die diesen Ausschuß vor einer eleganteren Welt nicht würden zeigen dürfen; so die gebratenen Würste und Kaldaunen, so die Käse und das Speck. Wenn man sich nun denkt, daß dieses von dürren und todten Händen betastet und vertheilt wird; wenn man die Käuferinnen noch hinzudenkt; so hat man ein rührendes Ganzes, von dem ein Hogarth uns einige Scenen mahlen sollte. O es liegt ein tieferer Sinn, als man gewöhnlich glaubt, in dem alten Waidspruch: „Gleiches sucht sich und findes sich.“ Was hätte auch der Glückliche und Gesunde hier zu thun, als diesen Elenden einen rührenden Spiegel zu zeigen dessen, was sie nicht mehr sind und einst vielleicht waren?

Die Unheilbaren

findet man an der Außenseite der Vorstadt von St. Germain zwischen den Straßen von Sevr und Babylone unweit der Invaliden. Ich will nur von diesen und vom Hospital St. Ludwigs insbes in der Vorstadt des Tempels und von einigen andern, die ich noch gesehen habe, das Einzige sagen, daß ein scheußlicher Schmutz und Gestank fast in allen diesen Lazarethen und Hospitälern herrscht, der für die Verwaltung kein gutes Omen giebt; doch schien sich das große Hospice de l'Humanité (ci devant Hôtel Dieu) sehr zu seinem Vortheil auszuzeichnen. Was die Behandlung von Seiten der Aerzte betrifft, das kann ich nicht beurtheilen. Doch nirgends war es in dem Grade scheußlich, als bei den Unheilbaren, die zum Theil selbst Scheusale der menschlichen Natur sind. Nächst diesen nenne ich noch die verlohrnen Kinder, die man gewöhnlich

grausamer für den Tod versammelt, als wenn man sie dem Mitleid einzelner Bürger überließe. Man findet sie auch diesseits nahe beim Observatorium, in dessen Gegend es vorzüglich von kleineren und größeren Anstalten für den Ausschuß der Menschen wimmelt. Doch kein Wort mehr von diesen Sammlungen des Jammers und lieber schnell zu fröhlichern Einrichtungen, die den Geist durch den Anblick von Güte und Ordnung wieder aufzurichten vermögen!

Die Taubstummen.

Auch sie sind hier in der Nachbarschaft der Findelkinder zwischen dem Pantheon und Observatorium. Paris ward, unter der Anleitung des berühmten und menschenfreundlichen Abbé l'Epée, die Mutter aller ähnlichen Anstalten, die man z. B. in Teutschland zu Wien und Leipzig sieht. Die Wiener Einrichtung ist fast ganz nach dem Muster der Pariser, und selbst jetzt noch sieht man in der Methode viel Aehnliches. Indessen ist diese Anstalt hier sehr erweitert, und wird von einem denkenden und thätigen Manne, dem Bürger Sicard, geleitet. Doch führt er auch die bei allen öffentlichen und wohlthätigen Anstalten gemeinen Klagen, daß die Regierung auf alles andre eher Geld verwende, als auf solches. Um indessen von der Zweckmäßigkeit des Unterrichts und der ganzen Einrichtung urtheilen zu können, müßte man Monate lang selbst mit dabei seyn, und das Gemüth und innere Leben solcher Wesen etwas genauer kennen lernen, die den Gebrauch von zwei nothwendigen Organen des Empfindens und Ausdrucks dieser Erdwürmer Menschen weniger haben, als wir andern. Einige Stunden des Zuschauens und Zuhörens beim Unterrichte, oder der andern Beschäftigung der Kleinen, kann da nicht viel thun. Wie ganz anders müßte es hingegen seyn, wenn ein Mann, wie der Bürger Sicard,

seine vielfährigen praktischen und psychologischen Bemerkungen und Erfahrungen dem Publikum mittheilen wollte. Dieser äußerst thätige und verdienstvolle Mann, der die untern Lehrer und Meister in Aufsicht hat, drückt in seinem ganzen Wesen die französische Urbanität der Sitten, und in seiner Miene und Stellung die Freundlichkeit und Geduld aus, die zu so einem menschenfreundlichen Geschäfte erfordert werden. Welch eine Freude war es für mich, nach dem Schmutz und der Scheußlichkeit, welche fast in allen Spitälern und Lazarethen zu finden waren, hier wie im Sitz der Ordnung, Sauberkeit und Gesundheit zu seyn! So hängt alles von einzelnen wackern Bürgern ab, und fällt mit ihnen, oder steigt. Desto mehr Ehre für Männer, die Cicars gleichen. Der Anstalt hat einen ansehnlichen Umfang, und die Zahl ihrer Zöglinge war jetzt bei weitem nicht voll. Die Zimmer des Unterrichts, die Schlafzellen, Speißzimmer, Arbeitszimmer, alles reinlich und nett, die Kinder selbst munter und gesund, und von einer bessern Farbe, als die meisten in ihrer Aeltern Hause hier nicht haben. Vor dem Hauptgebäude ist ein ziemlicher Ausmittelplatz und ein Garten, wo der wackre Direktor seine Jugend sich fleißig tummeln läßt. Der Unterricht im Sprechen, Schreiben und Rechnen und in Bezeichnung abstrakter Dinge ist dem sehr ähnlich, was ich bei Gelegenheit des Taubstummeninstituts in Wien angemerkt habe; doch scheint man die Methode hier noch mehr vereinfacht, und manche Dinge ausgemerzt zu haben, die kaum für die hörende und sprechende Jugend gehören. Der metaphysische Mist der Philosophie und Religion, womit man die armen Kinder in Wien plagt, fällt hier nun ganz weg, obgleich man nicht glaube, daß man darum allen Religionsunterricht gänzlich verbannt habe. Man sollte es bei diesen immer thun; das Herz und die Welt bilden sich schon ohne Ohr und Zunge hie ihrige, mit der

es sich selig aus diesem tauben Leben in ein sprechendes hinüber träumen läßt. Aber vorzüglich gut ist hier alles Praktische, was ins thätige und arbeitende Leben eingreift, was sich zeigen und durch Zeigen lehren läßt, und wozu der Taubstumme nur einen schnellfassenden Verstand und kunstbegabte und leichte Hände braucht, um es oft weiter darin zu bringen, als mancher andre, der in seinen fünf Sinnen oft zu viel hat, als daß er in der Welt etwas recht mit Leib und Seele fassen und festhalten könnte. Man findet hier einen ganz hübschen physikalischen und Modellenapparat, Sammlungen von Natur- und Kunstprodukten, Zeichnungen und Risse, und einzelne Lehrer zeigen sie sie vor und unterrichten darnach. So gehen aus diesen von der Natur so hülflos Gelassenen oft treffliche mechanische Künstler und Handwerker, Schönschreiber und Zeichner heraus. Zum Besten des Instituts wird von vielen seiner ehemaligen Mitglieder und andern eine große Buchdruckerei verwaltet, die sich in einer der lebendigsten Gassen der französischen Stadt, in der rue Mammartre, befindet, und deren Ertrag auf das Institut verwandt wird. Aber was einem jeden menschlichen Herzen eine unaussprechliche Freude seyn muß, ist, daß man für die Gesundheit dieser hülflosen Kinder so gut und liebend gesorgt sieht, während so viele, die mit allen Sinnenorganen gesund zur Welt kommen, in Findelhäusern und Hospitälern verderben und verwelken. Lebe denn wohl, du liebes kleines Haus des Lebens und der Unschuld, und Du, ihr heiliger Hüter und Freund, redlicher und unermüdeter Sicard! O könnte ich der Bürgerkrone, die Dir gebührt, durch mein Lob nur ein Blättchen hinzufügen, wie überbelohnt würde ich mich halten für die Gefühle, die Du in mir erregt hast! Wie froh würde ich seyn, aus Deinem Herzen und Kopfe einmal etwas über Deine Zöglinge und ihre Behandlung zu lesen!

Les Aveugles Travailleurs,

oder die arbeitenden Blinden, oder blinden Arbeiter (denn beides kann man sie nach dem Französischen nennen) machen eine in meinen Augen fast eben so interessante Klasse aus, als die vorigen, obgleich man bei ihnen nicht allein mehr das aufkeimende, oder blühende Alter sieht. Sie heißen auch und nennen sich selbst scherzweise die Quinzevings von einer ihrer vormahligen Behausungen. Jetzt wohnen sie in einem kleinen Hause beinahe im Mittelpunkt der Stadt nahe am Markt der Unschuldigen, an der Ecke der Straße de Lombards in der Straße St. Denis. So hat die Revolution selbst solche arme Kinder des Glücks zum Theil umgeniſtelt. Ich habe dieses Völkchen nicht bloß daheim bei sich, sondern einen Theil von ihm oft im Kaffehause der Blinden im Palais royal gesehen, und sie sind mir immer gleich interessant gewesen. Es sind gewisse öffentliche Tage ausgesetzt, wo, wie zu den Taubstummen, jedermann der Zutritt zu ihnen erlaubt ist, und wo sie das thun, was man Künste machen nennen kann, nemlich ihre verschiedenen Methoden zeigen, wodurch sie den fehlenden Sinn, der für dieses Leben doch sicher wohl der erste ist, zu ersetzen suchen. Den Namen, blinde Arbeiter, führen sie nicht blos als eine Zierde, sondern ihre ganze Einrichtung und Subsistenz ist auf Arbeitsamkeit und Industrie berechnet. Wer sollte es glauben, daß diese blinde Kolonie, die doch 35 Personen stark ist, vom Staate fast weiter nichts hat, als das Haus und einen geringen Zuschuß nebst einigen nothwendigen sehenden Dienern und Aufwärtern und Aufsehern, die das versorgen und sehen müssen, was diese ohne Augen nicht vermögen! Man wundert sich gewiß, wenn ich erzähle, daß die Oekonomie, das Rechnungswesen, der Einkauf der Materialien, und der Verkauf der Produkte ihrer Arbeiten von einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft

verwaltet, und gut verwaltet wird. Noch mehr wird man sich wundern, wenn ich erzähle, daß unter diesen Bürgern der Republik in ihrem kleinem Staate mehrere Blinde in der Ehe leben, und zwar in einer glücklichen und musterhaften Ehe; denn wie würde sich sonst diese kleine Gesellschaft erhalten? Daß heißt doch wohl sich auf den Himmel und seine Finger verlassen? und hier kann man mit Recht sagen: sich sein Loos greifen. Diese guten Leute zeugen sich denn mit Gottes Hülfe sehende Kinder, und haben Leiter für ihre alten Tage. Wahrlich, ich bin hier recht mit Lust und ohne ein beklommenes Gefühl weggegangen, weil ich sah, wie auch hier die Liebe das Ganze hält und trägt, und einem jeden seinen Platz und seine Arbeit anweiset. Mehrere dieser Blinden, die nicht von Jugend auf des Lichts beraubt gewesen sind, machen die Lehrer, und unterrichten die Jugend wieder in dem, was sie wissen; andre, die Meister in allerlei Arbeit geworden sind, theilen auch diese Fertigkeiten den Kleinen und Unerwachsenen mit. Das Glück macht viele übermüthig und untheilnehmend; der Arme und Leidende ist auch gar zu willig und glücklich, andern das Seinige, so wenig es seyn mag, mitzutheilen. Es sind hier Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Weiber unter einander, und alles wird durch die Bande der Liebe in Zucht und Ordnung verbunden. Durch rastlose Thätigkeit sucht diese kleine Kolonie ihren Zustand zu verbessern, und zu dem Wenigen, was der Staat für sie thun kann, sich noch einige Freuden und Vergnügungen zu verschaffen. Sie lernen das Lesen, Schreiben und Rechnen sich selbst, und gaben uns davon seine Proben; ihre Bücher, Musikalien und eine Art Landkarten drucken sie sich selbst auf dickes Papier mit erhabnen Lettern, so, daß die eine Seite leer bleibt. Aber dabei bleiben sie nicht stehen, sondern sie verlegen sogar ganze Bücher und Musikalien fürs allgemeine Publikum. Außer diesen Arbeiten netzen und

spinnen und stricken die Weiber und Kinder; sie verfertigen kleine Fabrikate aus Seide und Wolle, Geldbeutel, Mützchen, Strümpfe und andre Kleinigkeiten, geflochtene Spazierstöcke, alles so nett, daß es viele Sehende schwerlich besser machen werden. An den öffentlichen Tagen, wo viele Neugierige und Wißbegierige sie zu sehen und ihre Fertigkeiten und Künste zu bewundern kommen, werden diese Sächelchen gewöhnlich feil geboten, freilich etwas hoch taxirt; wer wollte aber diesen guten Leutchen nicht überdies noch gern ein Uebriges geben? Sie thun ja alles für diese Fremden und vor ihnen mit so vieler Liebe und Herzlichkeit. Anfangs ward die Session — denn die Fremden sitzen auf langen Bänken hinter einander vor der etwas erhöhten Bühne, worauf jene agiren — mit einem Vokal- und Instrumentalkonzert des musikalischen Häufleins eröffnet, das sich unter ihnen befindet. Die eine Blinde sang einige Arien von Gretry voll Liebe und Zärtlichkeit, daß uns die Augen überflossen, und die schwellenden Herzen sich lüften wollten. So einen Ausdruck des Entzückens auf einem Gesichte, daß nie den Tag sah, zu erblicken, ist was Einziges. Bei dem Blinden springt durch den so sehr geübten Gefühlssinn selbst die Gebehrde und Miene des Gesichts gleichsam mit allen ihren Punkten hervor, als wolle sie etwas in der Ferne tasten und greifen, oder als fühle sie sich von etwas berührt, dem sie sich näher andrängen und anschmiegen wolle. Wer Dülons Flöte von ihm spielen gesehen hat, begreift leicht, was ich sagen will. Ja will man die Seele sehen, so sehr sie aus dem Körper heraustreten kann, so muß man ein Konzert von Blinden spielen sehen. Ist die himmlische Tonkunst überall schon die innigste und verständlichste Seelensprache, so muß sie es wohl doppelt bei denen seyn, die den Spiegel der Seele, das Aug', durch die lebendigsten Züge des Gesichts ersetzen. Rührend war mir dies Konzert hier, aber vielmal ist es mir rührender gewesen,

wenn

wenn ich es im Palais Egalité im sogenannten Caffé des Aveugles hörte. Dieses große Kaffehaus ist gleich am Eingange, wenn man vom Siegesplatz durch den Radzivilsdurchgang eintritt, in einem Keller. Dahin sendet das Institut regelmäßig alle Abende seine Virtuosen, welche gegen eilf Uhr Nachts heimgehen. Hier unter dem Strudel der Gehenden und Kommenden, unter dem Tabaksdampf und Dunst der Menge, unter dem Klirren der Sporen und Säbel, dem Klappern der Tische und Bänke, dem Klingen der Bouteillen und Gläser, den Flüchen der Soldaten, dem Geflüster und Gekicher der Huren und ihrer Spürhunde, kurz hier unter einem Gewimmel, wie es jede Ecke im Palais Egalité hat, am meisten aber, was unter der Erde liegt; hier sitzen die Halbentkörperten mit ihren Stimmen und ihrem Saitenspiel etwas erhaben an einem Ende des Saals, und empfangen mit ihrem geübteren Ohren und zarteren Organen alle Töne und Schälle aus der ersten Hand. So spielen sie in dieses Hundegeheul — ich mag nicht sagen Hunde; denn ich bin ja auch oft darunter gewesen — hinein, und singen Mänaden und Thraciern, die weniger Ohr haben, als Orpheus Bäume und Felsen. Hier muß man sie sehen und hören, wenn einem beinahe das Herz springen soll. Der Gedanke, daß die Kinder des Unglücks den wilden Trunkenbolden der Freude und Wohllust die Saiten schlagen müssen, hat auch gar was Wehmüthiges. Doch sind nicht in dieser närrischen Welt die Dinge allenthalben so ausgetheilt? Zum Beschluß hatten wir noch das Vergnügen, einige Proben in Versen declamiren zu hören, die auch hier entstanden waren. Der Bürger Peau, ein Jüngling von 20 Jahren, recitirte einige kleine Fabeln, woraus mich ein so süßer Athem heiliger Einfalt und Liebe anwehte, daß nie ein französisches Wort mir so süß aus einem französischen Munde geklungen ist, als seine Fabel vom Schmetterling und der Rose; aber was thut nicht eine Sprache und ein

Engelsgesicht, wie sie dieser Blinde hat? Doch ihr größtes jetziges Genie ist der Bürger Aviffe, der sich selbst auch mit dem Titel Professor beehrte. Dieser vertritt in vielen Zweigen den Unterricht, und steht auch in seinem Wesen und Gespräch einem gebildeten Manne ähnlich. Ich habe, indem ich diese schöne Zeit im Geiste wiederhole, noch ein kleines Werkchen seiner Feder bei mir, welches von ihm und den übrigen Blinden vor einer zahlreichen Versammlung und mit großem Beifall aufgeführt ist; doch wohl das erste Beispiel von lauter blinden Schauspielern. Es ist unter dem Titel: la ruse d'aveugle, oder die List des Blinden, in der Druckerei der Blinden gedruckt, und die Spitze dreht sich meistens um ihre Welt des Gefühls ganz leicht und witzig herum. Es ist eine Komödie in Versen in Einem Akte, mit kleinen Arien untermischt, wozu ein andrer der Fünf und Dreißiger die Musik gesetzt hat. Von eben diesem Aviffe besitze ich eine einzige kleine Epistel an den ehemaligen Polizeiminister Sottin, worin er klagt, daß er nebst einem Paar seiner Brüder in Gefahr gerathen sei, von einem Kabriolet gerädert zu werden, er trägt also endlich ganz jakobinisch auf die Abschaffung der Räderfuhrwerke an und meint, jeder Bürger könne zu Fuß in Paris marschiren, oder sich von seines Gleichen tragen lassen:

Si je suis jamais Ministre une heure entière,
Tout citoyen à pied marchera dans Paris,
On n'aura d'autre char, qu'une simple litière.

Der erste, der sich um diesen leidenden Theil der Menschheit ein unsterbliches Verdienst erwarb, war der Bürger Hauy, der seit dem Jahre 1780 anfing, sein Nachdenken und seine Thätigkeit, auf die Erfindung von Mitteln zu verwenden, wodurch diejenigen, welche die Natur, oder der Zufall des Gesichts beraubte, nicht zu dem unglücklichsten aller Schicksale, zum ewigen Müßiggange verdammt blieben. Dieser Mann versuchte, sie durch erhabene

Lettern lesen zu lehren, machte ihnen ein Täfelchen und einen eignen Griffel, vermögen dessen sie Briefe und andre Sachen fast eben so fertig und gut, als viele Sehende schreiben ꝛc. Von ihm rühren die für sie besonders bestimmten Drucke her, so daß sie nun im Stande sind, sich ihre Andachts- und Unterhaltungsbücher selbst drucken zu können, obgleich sie auch manches zum Besten ihrer Anstalt für das große Publikum drucken. Jetzt ist es dahin gediehen, daß sie außer ihrem Arbeitszimmer und den Gegenständen der geringeren Industrie eine Druckerei, ein Erziehungshaus, worin blinde Kinder reicher Aeltern aufgenommen werden in Pension, und sogar einen Nationaldolmetscher und Ausleger für die Uebersetzung der europäischen Sprachen und das Dechriffement haben, wie sie selbst auf einem gedruckten Zettel von ihren Einrichtungen rühmen.

Die Invaliden.

Diese wohnen, beynahe wie auf dem Lande, zur Seite der Vorstadt von St. Germain unter lauter Alleen und Bäumen. Ludwig des Vierzehnten Sucht zu bauen fiel hier einmal auf den rechten Gegenstand, und auch die Pracht und Herrlichkeit der Wohnungen dieser wackeren Krieger gefällt einem jeden, der auch nicht grade Lust hat, vom Vaterlande sich hier eine Stelle zu verdienen. Der Hotel der Invaliden und ihre schöne Kirche ist zu oft von Kennern mit Geschmack und Ausführung beschrieben worden, als daß ich mich dabei aufhalten sollte. Die Soldaten und Veteranen des Heeres wohnen hier fürstlich, aber sie leben auch gut, wenn man diese Anstalt mit andern vergleicht, die unter öffentlicher Pflege und Verwaltung stehen. Ich bin oft bei Festen auf dem Marsfelde und bei andern Gelegenheiten, die mich hieher führten, eingegangen und habe das Leben, die Speisen, Betten ꝛc.

dieser braven Franzosen gesehen. Alles war gut und wohlgeordnet, alles reinlich und nett. Dies scheint einmal der alte Geist der Invaliden zu seyn, der vielleicht seit der Errichtung des Ganzen sich so behauptet hat. Es ist ein militärisches Point-d'Honneur, keinen schmutzigen und lausigen Kameraden, keinen in zerrissenen Kleidern unter ihnen zu dulden. Daher kömmt es vielleicht, daß man so viele soldatische Petits Maitres unter ihnen findet, die mit ihrer Zierlichkeit, ihren Manschetten und gepuderten Locken zu Einem Beine, oder Einem Arme oft sonderlich stehen. Viele von den ältesten Bewohnern sind von den Feldzügen der Jahre 1740 und 1760 her und sprechen selbst zu denen, die für die junge Republick sich geopfert haben, ungeachtet des neuen Stolzes mit Würde und Auktorität. Rührend war es mir in Einem Zimmer Großvater, Vater und Sohn zu finden, von denen den einen das Alter ohne Wunden hieher brachte, der zweite vor Charlestown in Nordamerika seinen rechten Arm und der dritte bei Dünkirchen sein linkes Bein ließ. Sie lebten hier glücklich und friedlich, Vater und Sohn flochten Körbe und arbeiteten Flecht- und Netzwerk in Messing, und der Großvater läßt sich füttern und erzählt von Moritz von Sachsen und Friedrich von Preußen. Dies erinnert mich an das Karzer in Jena, wo Großvater, Vater und Sohn in Zwischenräumen von zwanzig und dreißig Jahren als würdige Nachfolger in ein Brett geschnitten hatten.

Von den neuern Verwundeten und Verkrüppelten sind nur wenige hier und diese meistens Jünglinge, weil die Alten nicht so schnell abgehen, als der Krieg Kandidaten macht. Das aber hat die ganze Gesellschaft von der neuen Zeit, daß sie in Rücksicht des demokratischen Geistes schwerlich von einem andern Theil der Nation übertroffen wird. Hier ist nach dem gewöhnlichen Ausdrucke der Geist rein; ich setze hinzu, auch die Liebe für das Vaterland und seine Bürger; wer viel gethan hat für jemand, hat

auch viele Arbeiter. Sie mischen sich überall, unwillig, in diesem engen Kreis ihrer Häuser und Alleeen eingeschlossen zu bleiben, unter die Volkshaufen und viele von ihnen haben in dem Garten der Thuilerien und auf dem Revolutionsplatze eine laute und entscheidende Stimme, wenn von neuen Begebenheiten und Schlachten die Rede ist. Ihre Nachbarschaft ist ganz militärisch. Am nördlichen Ende sind Reitställe für die Kavallerie von Paris und Gewehrfabriken, wo man diese ehrwürdigen Veteranen häufig unter den jungen Kriegern erblickt; im Westen ist das Marsfeld und hinter diesem das Feld von Grenelle, wo manches wackre Herz vielleicht der Freiheit zu Ehren von einer Kugel durchbohrt wird; östlich endlich ist die Straße von Grenelle, durch ein scheußliches Gemetzel berühmt, welches die politischen Parteien einander wechselsweise zumessen, das aber nach den meisten Aussprüchen wohl auf den Kopf der blutigen Jakobiner fällt; und womit unsre Invaliden nichts zu thun haben.

Der Tempel.

Vergebens hatte ich bei der Abtei und Conciergerie mit einigen Freunden angeklopft; da sitzen zu gefährliche Gefangene aller Art, als daß jeder Bürger, geschweige denn ein Fremder so leichten Einlaß habe. Wird es denn immer wieder neue Bastillen geben? Im Tempel ging es etwas besser, obgleich er auch viele seiner Zimmer noch bevölkert hat. Man kennt diesen Tempel, der alle Wundertempel der alten Welt, den olympischen und den ephesischen, weit hinter sich gelassen hat, durch die berühmten Gefangenen, die er eine Zeit lang in sich schloß, und in welchem der Stoff zu tausend Romanen und frommen Romanzen läge, wenn wir nicht so ganz aus der frommen und süßschwärmenden Zeit der Liebe und der Romanzen hinausgeworfen wären. Vor einigen Jahren war es noch

mißlich, sich als einen zu melden, der den Tempel zu sehen wünsche; jetzt nach dem Sturz des alten Direktoriums lebt das Herz der Menschen wieder mehr auf und fast täglich sind Bürger und Fremde in Menge, die nicht bloß die kalte und herzlose Neugier, sondern auch ein frommes und menschliches Gefühl hieher führt. Hier saß jener Ludwig seine letzten Tage, der gewiß von allen Ludwigen das frommste und liebendste Herz hatte, und welchem die Franzosen einst, wann die Parteien wieder Wahrheit vernehmen werden, einen Ludwig dem Heiligen und Zwölften werden zur Seite stellen. Sein Fehler war vielleicht, daß er für eine stürmische Zeit zu gut war und aus Furcht, Böses zu thun und Uebel zu verursachen, nicht kühn, noch groß seyn konnte. Wer die Erde beherrschen will, muß viel von der unreinen Erde an sich nehmen. Drei Ludwige, alle des Scepters unwürdig, saßen als Plagegeister ihrer Nation auf dem Thron und starben sicher und ruhig auf dem Bette in den Armen ihrer Günstlinge und Huren, und dieser eine, gebohren, die Tugend zu lieben und das Unrecht zu hassen, dieser gute König mußte die Sünden seiner Väter schrecklich büßen und sein Volk mit ihm. Wer kann sein großes Schicksal und sein liebendes Herz ohne Thränen denken? Wenn es edel ist, daß der Einzelne, den die Gesellschaft beleidigte und verletzte, ohne Erbitterung trägt, wie viel edler ist dies von einem Könige, den man von Jugend auf lehrte, daß die Millionen Menschen, die er beherrschte, alle nur für ihn in der Welt seien?

Dieser berühmte Tempel liegt in der Straße des Tempels unweit von den Boulevards und hat mit seinen alten Mauern und Thürmen schon lange zur Aufbewahrung gefangener Verbrecher gedient. In einem der Zimmer des stärksten und innersten Thurmes saß Ludwig der Sechszehnte manche Monate ohne die gemeinsten Bequemlichkeiten, deren er sonst gewohnt war, ohne Sonne und

Mond in der dumpfen Kerkerluft seiner gräflichen Mauern. Nicht weit von ihm seine Familie. Jetzt liegen schon Jahre hinter seinem Tode und dem seiner Familie, aber keine Zeit wird die Hinrichtung dieses Mannes rechtfertigen, keiner Zeit wird es an Thränen fehlen, die dem Herzen das Lob geben werden, was vielleicht dem Geiste im kleinern Maße gebührt. Doch mögte ich an seiner Stelle den Starken gesehen haben, der sich gehalten hätte. O es ist das Schicksal, was noch zuweilen in großen Gestalten über die Erde wandelt und Könige und Königreiche wie Bettler und Bettlerhütten, in den Staub weht. Es ist gerecht von Ewigkeit, so soll es der Mensch seyn, so wird er die That von der Nothwendigkeit absondern. Trauert ihr öden Mauern, bis ihr verwittert; manche Thräne wird noch nach euch vergossen werden, manches Reich und mancher König fallen; möge keiner schuldiger seyn, als Ludwig war!

Eben so sehr, als das Zimmer Ludwigs und seines Weibes, besucht man jetzt das Logis, daß dem Engländer Sidney Smith nicht anstand und jetzt leer steht. Dieser berühmte Seeheld, der jetzt dem großen Genius Buonapartens in Syrien begegnet, saß eine geraume Zeit hier in engerer Verwahrung, als ein gewöhnlicher Kriegsgefangener, weil man ihn beschuldigte, er habe Brest mit seiner kleinen Flotille in Brand stecken wollen. Indessen half ihm englisches Gold und, wie einige sagen, auch sein schöner Leib aus dem Kerker. Wenigstens erzählte unser Gefangenwärter, der uns rund führte, es seien in der frühen und späten Zeit öfe Damen von Gewicht gekommen, den schönen Seemann zu sehen und einige von diesen seien auch die Ursache seiner Entweichung gewesen. Sein strenger Verhaft und seine Bewachung sei allmälig erleichtert, er habe im Tempel ungehindert die Besuche seiner schönen Gönnerinnen angenommen, und sei endlich durch eine wirkliche, oder nachgemachte Ordre des damaligen Polizeiministers

entronyen. Unser Führer zeigte uns zum Schluß noch einige Zeichnungen, womit er seine Wände beklebt hatte und ein Paar Pantoffeln, worin Ludwig noch den Morgen vor seiner Hinrichtung mit den Füßen stand. Mich soll doch in aller Welt wundern, ob man um diese alten Schlarpen (escapins, scarpe) und was man sonst von Anhängseln seines Leibes weiland finden, oder erfinden mag, sich nicht einst, wie um Reliquien reißen und ob sein Todestag, wie der Karls des Ersten in England, nicht ein Bußtag zu seiner Zeit werden wird?

Der Richtplatz.

Eine natürliche Ideenfolge führt mich mit dem Schatten des ermordeten Königs vom Tempel gradeswegs zum Richtplatz, wie man die Worte: Place de Greve (Greve, Graf) eben so richtig der That, als den Worten nach übersetzen kann. Doch ist nichts hier, sondern auf dem Revolutionsplatz der König gerichtet. Dieser hat an sich nichts Merkwürdiges, wo man nicht die alte Antiquität, das Rathhaus, dahin rechnen will, das aber für die erste Stadt der Welt nur ein kümmerliches Ansehen hat. Dieser Richtplatz liegt bequem für die, so dahin müssen, im Mittelpunkte der Stadt an der Seine, ein unregelmäßiges Oblongum, das sich erweitert, so wie es näher zum Flusse hinabsteigt. Ominös und vorbedeutend genug war Ludwigs Beziehung des Tempelpalastes nach dem Kampf des 10ten Augusts; auch soll manche fromme königische Seele sich über den graden (und doch schiefen) Weg vom Tempel zum Richtplatz schon allerlei Weissagungen der Zukunft gedeutet haben. Seit den ältesten Zeiten der Monarchie ist dieser Platz im Besitze des Rechts gewesen, die Menschen eines Kopfs kürzer zu machen, und übt dies auch in unsern Tagen, und zwar fleißiger, als je, aus, obgleich mit andern Waffen. Diese Waffen, die Guillotine, viel-

leicht die menschlichste und schnellste Todesart, habe ich nie in Handlung gesehen, weil man die Hinrichtungen von schweren Verbrechern gewöhnlich des Morgens in aller Frühe veranstaltete, um den zudrängenden Schaaren von Menschen zu wehren. Desto häufiger waren die Pranger-stellungen von Missethätern und Verurtheilten, die aber doch hier nicht bluten sollten. Man führt nemlich die schweren Verbrecher, die in den Löchern von Bicêtre und la Force in der Stadt sitzen, hierher zur öffentlichen Ausstellung und zum Spiegel der übrigen Bürger, damit sie nicht in ähnliche Teufelsverstrickungen fallen; nach diesen Schaustellungen werden sie in ihre Gefängnisse auf ihrem vergitterten Wagen zurückgeführt und gehen dann bald zu ihren verschiedenen Bestimmungsörtern in Zucht- und Arbeitshäuser, oder zu den Eisen und Rudern von Brest und Toulon ab. Es sind zu ihrem Behuf einzelne Tische mit Stühlen und einer am Tische festsitzenden Rückenlehne angebracht, wo man sie überdies noch mit Ketten befestigt, damit sie nicht Gefahr laufen, aus ihrem hohen Sitze herunter zu fallen. Ueber ihrem Kopfe liest man auf einer hölzernen Tafel die Gründe, weswegen man sie hier vor dem ganzen Volke, das Zuschauer seyn will, ausstellt und oft in der heißesten Sonne, ja wohl gar im Regen spielen läßt. Ich habe zufällig zwei Ausstellungen beigewohnt, woher ich schließe, daß sie gemeiniglich häufig seyn mögen; und um darzuthun, wie geringfügig oft die Gründe sind, die zu einer öffentlichen, oder Volkspersonen qualificiren können, will ich nur über die letzte einige Noten machen, die zugleich durch interessantere Nachspiele noch mehr gewürzt ward, von denen ich, weil sie zugleich ein Theil der Pariser Unterhaltungen und Vergnügungen sind, eine kleine Skizze geben werde.

Ich erstaunte, als ich die Ueberschriften las, wie leicht es ist, zu 6, 12, 15 Jahren Eisen- und Karrenstrafe verurtheilt zu werden; vielleicht ist es eben so leicht, wieder

frei zu kommen, wenn man einige Zeit gesessen hat. Es waren fast alle Diebe und zwar keiner von ihnen ein gefährlicher, oder der nur was Bedächtliches gestohlen hatte. Ja einige hatten ein Gesicht, das einer unbeschriebenen Tafel so ähnlich sah, daß es mir wahrscheinlich ward, sie stahlen, weil sie mußten. So zum Beispiel saß da ein Savoyardenjunge (eine Volksklasse, die sich sonst durch Treue und Ehrlichkeit auszeichnet,) von etwa 15 bis 17 Jahren, ein Gesicht, das auch jetzt noch in die Welt hinein sah, als sei ihm nur etwas Ungefähres begegnet; so daß alles Volk von allen Seiten rief: ach! der arme Bursche! ihn hungerte gewiß nur. Und was stand über seinem Kopfe? Er stahl ein Zuckerbrod (un pain de sucre) und soll sechs Jahre in Eisen sitzen. Ein anderer war mit einem falschen Paß ergriffen, den er zwar nicht selbst gemacht, aber doch gewußt hatte, daß er nicht ächt sei; über seinem Kopf standen zwölf Jahre Eisen und auf seinem Kopfe mit starken Buchstaben die Verzweiflung. Nicht konnte menschlich fehlen; wollte er vielleicht ein Weib, oder eine Geliebte, oder ein Paar alte Aeltern, die er lange nicht sah, einmal wieder umarmen? oder nur den süßen Ort seiner Wiege wieder sehen? er hatte die Miene eines braven Mannes, der vielleicht nie diesen Richtplatz in der weitesten Ferne sich dachte. Die beiden größten Spitzbubengesichter waren keine Franzosen; das ganze Volk bemerkte es auch und hatte seinen Jubel, ja einer rief laut: ein Franzose, wenn er auch den Tod verdient hat, kann mir so nichtsnutzig aussehen! ich möchte es auch fast glauben. Der eine war ein Genueser, ein Uhrmacher, der seinem Meister einige Uhren hatte stehlen, und so entwischen wollen. Er trug die ganze Verschmitztheit und Keckheit der Ligurier in seinem Gesichte und affektirte eine unverschämte Heiterkeit; indem er schmutzige Gassenhauer dem Volk zur Belustigung sang und mit seinem festgeschnallten Kopfe und Gesichte allerlei Männchen machte;

er mußte gröbre seyn in ähnlichen Scenen, oder stark in seiner Diebsnatur. Der zweite dieser Ausschüsse war ein Spanier, den man bei einem nächtlichen Einsteigen in ein Fenster ertappt hatte, dessen Zimmer er etwas hatte leichter machen wollen. Er trug über seinem Kopfe die Worte: homme sans état; (ein Mensch, der nichts anzugeben weiß, wovon er lebt) vermuthlich hat er sein Gewerbe nicht unrecht vor machen wollen, weil es im Kodex der verbotenen stand. Er erinnerte mich plötzlich an einen bösen Kuppler, den ich einst häufig auf dem Platze des Großherzogs in Florenz gesehen hatte. Dieser Kerl muß sich ganz allem Schändlichen und Viehischen hingegeben haben, denn nie habe ich so ein Ekelgesicht in einer Menschenhaut stecken gesehen. Er saß stumm und gleichgültig, wie eine schlafende Kröte, da, und seine kleinen schwarzen Augen starrten weder verdrossen, noch freundlich unter seinen buschigten Brauen hervor. Ich glaube, das Laster bringt eh ehe zur Gleichgültigkeit gegen alles irdische Verhängniß, als die Tugend und Weisheit; so lange das Herz am Ruder sitzen muß, wird es ewig Dinge geben, die es erschüttern können. Ich genoß dieses erbaulichen Schauspiels nicht lange; denn bald schnallte man sie ab, packte sie in ihren vergitterten Thierbogen, wie man die Bestien durch die Welt herumführt, und bald sah ich sie im eisernen Geräusel, zwei Mann Wache vorne und hinten auf, über die Brücke Unser lieben Frau rollen.

Kaum waren sie eingegittert, so eröffnete sogleich ein andrer Bürger seine Bühne, und verwischte die Eindrücke des vorigen Schauspiels vielleicht bis auf die letzte Spur. Er hielt schon mit seiner Equipage in der Ferne, und nahm sogleich den erledigten Platz ein, indem er nun die Eindrücke der Trauer auszulöschen, mit einer Freudenmusik begann. Das Volk stürzte ihm auch gieriger zu, als der vorigen Gesellschaft; es war nemlich einer jener Aerzte, die ihre heilbringenden Wunderkuren mit Pfeifen und Trom-

mels durch die ganze Stadt zu Pferde und zu Fuße posaunen. Es giebt deren hier außer den stillstehenden, deren Zettel im Palais royal und an allen Straßenecken angeklebt und ausgetheilt werden, eine unglaubliche Menge, die frank und frei unter der freiesten Nation herumdoktern und hören. Der Herr Doktor, ein gar stattlicher und feuriger Herr von Ansehen und Zunge, stand in einer kleinen zierlichen Kalesche, mit einem tüchtigen Fuchse bespannt, aufrecht, und begann die Einladung mit einem Solokonzert auf der Flöte, welchen bald das Horn folgte, indem der Bube, oder Kutscher die Trommel dazu in mäßigen Intervallen schlug. Dies waren die Lockspeisen der Leute zum Herde des Teufels, und sie strömten von allen Seiten herbei, und bald war der Platz voller, als bei der Anwesenheit der armen Sünder. Als er eine zierliche Krone um sich geschlungen hatte, da ließ er der süßen Sprache der Musik die süßeren und fließenderen seiner Zunge folgen, und so bethörend war sie mit den übrigen Attributen seiner Kunst und seiner Glorie, daß er ein Zwölffolsstück nach dem andern einnahm, und dafür seine Gläschen und Pülverchen reichlich vertheilte. Alles half auch zu diesen Elektrisirungen der Herzen und der Hände. Zuerst sein stattlicher Körper und ein Paar Wangen und Augen, die von Lebenslust und Gesundheit glühten, bei einem Doktor immer von einer nie fehlenden Wirkung; seine Lenden in rothen Hosen mit Gold, und sein übriger Leichnam in einem blauen Rocke mit drei Finger breiten Tressen. Ein ungeheurer Hut bedeckte den schön gepuderten Kopf, dessen Haare er, wahrscheinlich mit einem ungeheuren Wulste gekaufter, in Form eines Stundenglases hinten aufgebunden hatte, ein würdiges Symbol für einen solchen Bestürmer der Zeit. Neben ihm saß seine Dame, vielleicht eine Nymphe des Palais royal, eine gar schimmrige und hochanständliche Person mit Wangen, die von Schminke bis an die Ohren und Augen erröthelten, und mit allen Flittern

und Fahnen dieser flatternden und sündigen Nullität umhängt. Auf dem Herzen hing die Zeit in einer großen goldenen Uhr, und das Haupt bedeckte ein dreifarbiger Federhut à la Repräsentanten, der hier freilich treflich an seinem Platze war. Unser Doktor wäre witzig gewesen, wenn er in seinem Liebchen die Göttin der Gesundheit, Hygiea, hingesetzt hätte; ich glaube es fast; denn sie schien seinen Worten zuweilen durch ein graziöses Lächeln Gewicht zu geben; wenigstens gab sie der Medicin den Flug, indem sie die Gelder empfing und die Gläschen und Pülverchen wandern ließ. Als die lebendigsten und sprechendsten Zeugen der Kunst, die sich hier mit dem gemeinsten Pöbel so gemein machte, hing hinter dem Sitz des liebenden Paares eine Guirlande von Zähnen, vierfach in einander verschlungen, und vorn am Wagen eine Flasche mit dem Thiere des Gottes der Heilkunde, der Schlange, nur daß diese hier nicht um den Stab sich wand, oder von der Flur eingefangen war, sondern aus einem Menschenbauche; darin hatte sie — gräulich ist es zu erzählen — sich einen runden Bauch angeschafft, und ihr armer Inhaber war in einer scheußlichen Todesfurcht, das Schicksal Laokons in seinen Gedärmen schrecklicher zu leiden, als die beschwörenden Pulver des Herrn Doktors das Sündenthier heraustrieben; wie und durch welchen Kinnbackenhiatus es hinein gekommen war, das hatte es ihm nicht beliebt zu erzählen. Um die Schlange waren viele der kleinern Götter der Magen, Kröten, Bandwürmer, Spulwürmer, Käfer ꝛc. und endlich lag das Siegel der Sterblichkeit, ein Todtenkopf, rührend da, ein so löwenartiger runder, daß ihn nach Herrn Lavater wohl einmal ein tapferer und wackerer Besitzer trug, der sich im Leben vor diesem Richtplatze hütete. So steht einem jeden sein Tag und sein Schicksal ewig fest. — Ich sah diesen Wundermann wenige Abende nachher in Tivoli und im Pavillon Hannover als einen der größten Muscadins unter den schö-

nen Weibern herumflattern, und an einem Tische zwei der reitzendsten bewirthen; von seiner Hygiea war nichts zu sehen; vielleicht wählt er, weil diese Göttin immer frisch und neu seyn muß, täglich eine frische. So wechseln die Gestalten in dieser närrischen Welt und in diesem wahren Raupenstande des Lebens, wie den irdischen Zustand einige bescheidne und fromme Seelen in einem tiefern Sinne genannt haben, als sie selbst vielleicht meinten. Wie mancher kriecht hier den Morgen und Mittag als Wurm und Raupe herum, der mit dem Sonnenuntergang seinen Sonnenaufgang feiert, und als ein schimmernder Schmetterling oder Käfer mit glänzenden Flügeln aus seiner garstigen Haut fährt! Wie mancher stiehlt dem ehrlichen Arbeiter und Bürger seinen Groschen, der des Abends in der Oper und bei'm ersten Restaurateur des Palais Egalité mit seiner Phryne schwelgt, während jener bei seinem Salatkopf und Brode und einer Kanne Wein mäßig tafelt, und schon seinen ersten Schlummer schläft, wenn dieser seine nächtlichen Orgien begeht.

Noch ein Schauspiel, welches diesem Platze eigen ist, und welches zu scherzhaft und ernsthaft ist, als daß ich nicht ein Wörtchen darüber verlieren sollte, sind politische Exekutionen und Hinrichtungen, die man nirgends so vollständig und, wie ihre Liebhaber sagen, energisch sieht, als hier. Indessen um der Augen und der Bevölkerung Frankreichs zu schonen, die durch manche Aderlässe eingeschrumpft ist, läßt man es jetzt an Hinrichtungen in effigie bewenden, die, in kleinen Minaturgemählden vorgestellt, viel Ergötzendes und gar nichts Blutiges, oder Gräßliches haben. Die Mühe dieser Volksgerichte übernehmen mehrere patriotische Bürger aus eignem Triebe und um den Geist gut zu erhalten, wie man hier spricht. Nach dem Sturz des größten Theils des alten Direktorii läßt man einen jeden so ziemlich es machen, wie es ihm gefällt. Diese Patrioten haben das Schaffot und den ganzen Apparat dieser

Trauerspiele, die ächt Shakespearisch mit Farzen untermischt sind, auf beweglichen Karren, ziehen ein kleines Zelt gegen den Regen darüber, und in einer Viertelstunde ist alles fertig, und die Kulissen können aufgezogen werden. Ich habe oft mit innigem Vergnügen diesen ernsthaften Possenspielen zugesehen, und die Gewandheit und Schnelligkeit des französischen Witzes bewundern müssen. Im Grunde sind sie nichts anders, als die englischen Schneemänner und Strohwischpuppen, wodurch sich der Unmuth des Volks an den Fersentritten eines Pitt und Dundas rächt; aber es lebt ein andrer Karakter darin, und in diesem Karakter wieder die Nation; wer also solche kleinste Kleinigkeiten beschreiben kann, stellt sie nicht weniger dar, als wer uns in ihre Oper, ihre Staatsversammlung und Institut national führt. Diese kleinen Späße waren seit einigen Jahren Gefangene und kamen bei der neuesten Staatsrevolution mit vielen andern los, die seit Jahren und Monaten im Tempel, in der Abtei und andern Kerkern lagen. Sie rächten sich nun auch nachdrücklich an ihren Unterdrückern, und führten sie nebst einer Menge andrer, die in der Meinung des Volkes Schurken und Verräther sind, dem Volke öffentlich zum Spektakel vor. Scherer, Reubel, Merlin, Talleyrand, Rapinat, Trouvé und andre mußten herhalten, und vielleicht hatten sie es diesem Geköpft- und Gehängtwerden im Bilde zu danken, daß sie nicht die Originale zu diesen Kopien hergeben mußten. Die meisten mußten nach langem Verhör und Verhöhnen, und nachdem sie vorher durch alle Dreckpfützen der Schande und des Schimpfes gezogen waren, endlich unter die Guillottine. Es ist wunderbar, wie bei einer republikanischen Verfassung alle Formen und Legalitäten, die bei solchen Volksfesten, als Hinrichtungen, üblich sind, schnell unter das Volk kommen, so daß jeder die kleinen Verstoße gegen die Form den Augenblick bemerkt. Also heran mit mir zum Spiele, das mit Puppen täuschend ge-

mug auftritt! Zur Probe sei Scherer der Held, der auch immer voran steht unter den Guillottinablen, obgleich er vielleicht nicht mehr dafür kann, als ein andrer mittelmäßiger Feldherr, daß er geschlagen worden ist.

Durch die Züge einiger Stricke zeigt sich plötzlich ein großes Gemach, mit Schwarz ausgeschlagen, um den Eindruck des Feierlichen zu erhöhen. Eine Stimme ruft zur Einleitung an das Volk: Auf heran, Bürger! ihr sollt sehen, daß all' unser Unheil von den Teutschen kömmt — (eine Anspielung auf Scherer und Reubel). Eine Weile ist Stille, weil jener große Spieler, der den Marionetten alle seine Stimme leihen muß, noch seine Vorrüstungen macht. Dann tritt ein bunter Bote auf, und erzählt dem Volke das Unheil zu Verona und Alexandria mit seltsamen Verstoßen gegen Zeit und Land, und macht endlich eine gräßliche Schilderung von den Russen, Kalmuken und Kosaken, mit dem eindringenden Worte: denkt euch das Leben, wann diese hieher kommen; so die Kinder, und armen Mädchen von Paris! (ein lautes Lachen der Zuhörer) er nennt sie Rohfleisch- und Kleienfresser und erzählt von den Kalmucken, daß sie sich ein Kind auf das Schwert stecken, es ans Feuer halten und so heißhungrig verschlingen, und daß sie fast nie vom Sattel steigen, sondern oft die Nacht auf dem Pferderücken schlafen. Nach dieser Einleitung tritt dann der Ankläger auf, ein schwarzes Männchen, mit einem Degen am Hintern und einem Mantel und einer Perüke des Justizpallastes. Dieser macht es schnell ab, daß Scherer zur Stunde seinen Kopf hergeben müsse, um das souveräne Volk zu befriedigen (pour latisfaire au peuple louverain) und ein großes Beispiel zu geben, worin andre Schurken sich spiegeln können. Der Inhalt ist kurz der Wjederhall der jakobinischen Papiere, er habe die Ehre der französischen Waffen den Feinden verrathen, habe sich freiwillig schlagen lassen, die Festungen ohne Vertheidigung, die Armee ohne Sold und Verstärkung gelassen und das

Geld

Geld der Republik vh — — t und verspielt. Nachdem diese Scene zum großen Jubel der Zuschauer mit emphatischen und gewaltigen Worten durchgebrüllt ist, wird die Bühne schnell verändert. Man sieht ein Zimmer mit Ruhebetten, in der Mitte einen Tisch, mit Näschereien und Getränk besetzt, und bald treten herein der Herr Scherer und eine Dame, die ihr Gewerbe ziemlich in dem ganzen Aufzuge zur Schau trägt. Ich erstaunte, als ich den Repräsentanten des weiland Kriegsministers hereintreten sah, über die erstaunliche Aehnlichkeit der Puppe mit ihm in Gang und Miene sogar, wenn er Miene hätte. Ein lautes Gelächter und Klatschen aller Anwesenden bestätigte die Bemerkung meiner Augen und erlaubte dem Redner von hinten erst nach einigen Minuten seine Personen lebendig zu machen. Der dicke Herr läßt sich mit seiner Dame zur kleinen Kollation auf ein Sopha nieder und unter gar muntern Zweigesprächen, wobei Scherer noch seiner quiken muß, als die Schöne, entflieht die Zeit. Als die Unterhaltung anfing, saftig und glitschig zu werden und er seinen Schatz von den schönen Weibern Mailands und Turins zu unterhalten begann, als alle nach gewissen Winken das Aeußerste des Vergnügens erwarteten, das bei solchem Volk nur ein Mann mit seinem Weibe haben kann, siehe da trat das große gigantische Schicksal mitten in die Stunde der Wonne mit seinem Donnerwetter, welches hinter Scherer in dem Munde zweier Grenadiere erklang, die ihn vor seine Richter forderten, um Rede und Antwort wegen seines Kommando zu geben. Er sank zur großen Freude des Volks mit tausend Zitterungen seiner Beine jenseits hinter die Koulissen, sie packte schnell seine hängende Uhr und das Silber der Tafel ein, biß sich in eine Orange fest und verhüllte sich ächt tragisch mit einer Serviette den unaussprechlichen Schmerz. Das Spiel geht rasch. In einigen Minuten sehen wir den Freund der Freude vor den Schranken erscheinen, seine Vertheidigung zu führen.

Hier konnte wohl jeder, der die vorige Scene sah, ausrufen: quantum mutatus ab illo! „wie so ganz anders als jener!“ Seine Feuernase war blau, wie eine Kornblume, matt schimmerten die Rubinen seiner Stirne durch den bleichen Himmel seines Angesichts, der Tonnenbauch war eingerunzelt und man sah ihn nur noch im schlotternden Rocke. Seine Beine waren so wackelnd, daß sein Vertheidiger ihm einen Hebel drunter hielt, indem er ihm das As von Coeur zeigte, eine Dame lief ängstlich um ihn herum und fächelte ihm Kühlung und flüsterte ihm Worte zu. Eben so groß ward das Fragen und Flüstern unter den Zuschauern; der Bube des Schauspieldirektors, der den leisen Interpreten von Dingen machte, die nicht so ganz laut klingen dürfen, säuselte einigen zu: es ist Barras und Madame Tallien, und wie ein Lauffeuer durchlief es den ganzen Haufen. Es war nemlich mehr als Gerücht unter vielen Parisern, Herr Scherer habe mit diesen ungeheures Spiel gespielt und oft 30 bis 40000 Livres auf Eine Karte gesetzt und das sei mit Schuld an der Vergeudung der Gelder, die er als Kriegsminister unter Händen hatte. Nun machte das Marionettenspiel ein ächtes Schauspiel auf dem Platze; alles lachte und tosete und lärmte unter einander, obgleich der Franzose selbst solche Dinge mit Ernst und Decenz zu behandeln pflegt, und mehrere riefen: „der da mit dem Hebel sollte selbst nur gehebelt werden“ celui au levier devroit être levé lui meme! Scherer führte seine Vertheidigung elend; denn das war eben der Spaß. Er log trotz einem Falstaff handgreiflich, doch witzig, und behauptete: sie hätten ja selbst gesagt: es seien wohl zehntausend Scherer, die die Guillottine verdient hätten, warum man denn ihn zuerst nähme? man solle sehen, daß man es nicht mache, wie jener Gärtner, der den Schwan für die Gans abschlachten wollte. Aber alles umsonst. Das Todesurtheil ward ausgesprochen und aus dem Niedergeschlagenen ward plötzlich ein Rasender;

er riß sich seine Stutzerperüke ab und zerriß endlich seine Kleider und siehe! da fielen, um den Jubel der Zuschauer zu erhöhen, ein Spiel Karten und ein Zettel heraus, worauf stand: drei Bouteillen Wein zum Frühstück. Da wuchs das Lachen und eine Menge Stimmen rief: seht, seht den teutschen Trunkenbold! Schnell war der Vorhang gefallen, eben so schnell stieg er wieder und man sah das Schaffot und die Guillottine. Scherer hatte statt aller Begleitung den Teufel, der Crebillons Sopha unter dem Arm hielt und ihm, als er dem Todesgerüst näher trat, einige Stellen recht beweglich daraus vordeklamirte. Scherer weinte, wie innig gerührt, und stieg hinauf; aber er wollte, wie alle Puppen, nicht sterben, sondern lief wohl dreimal weg und ward von dem schwarzen Beichtvater immer wieder herbeigeschleppt. Endlich, um den Spaß voll zu machen, stürzte er, als er wieder fort wollte, mit dem Leibe weit über den Haublock, das Eisen übereilte ihn, indem er erbärmlich quikte, und schnitt mitten in den Bauch, als hätte der mehr gesündigt, als seine Kupplerin, die Kehle; ein lauter Knall endigte das fette Leben, von dem ich nicht mehr sagen will, als daß sich von ihm nicht gut sagen läßt, und der Vorhang fiel — So wird hier fast täglich jetzt Gericht gehalten. Wer weiß, ob der Direktor nicht einmal mit Vortheil in einem der übrigen Theater glänzt. Ich habe diesen Puppentragödien manche halbe Stunde um einige freiwillige Sols mit Vergnügen zugesehen. Indessen giebt es noch andre Plätze, wo ähnliche Staatssachen verhandelt werden, nur müssen sie nicht bis zum Kopfabhacken kommen. Die Franzosen sind immer sorgfältig, die Decenz und Wahrheit des Orts nicht zu beleidigen. Wo könnte auch wohl selbst diese Duodeztragödie mit mehr Wahrheit und Eindruck gespielt werden, als auf einem Platze, der mit dem edelsten Blute Europens besprützt ist?

Die Hallen.

Es giebt mancherlei Hallen, die in der Dichtung und in der Wirklichkeit berühmt sind. Man kennt die Vorhallen des Olymps beim Homer, die Halle, worin Wodan mit seinen Helden am ewigen Schweinsrücken schmauset und Meth trinkt, die Hallen, worin Ossian und Fingal mit den Helden und Barden die Freude der Muscheln aufthun und für neue Siege der Jagd und der Schlacht sich stärken; aber alles dieses sind Hallen, die etwas in der fabelhaften und idealen Welt liegen; ein anderes ist es mit den irdischen Hallen, wie man sie noch alle Tage sieht und hört. Da sinkt der hohe Begriff, den die Hallen Homers, Ossians und Wodans erregen können, etwas herab. Da sind erstlich die Vorhallen der Palläste, die oft zu Vorzimmern dienen, und wo mehr Flüche der Ungeduld und des Wartens geflucht, Thränen der Unschuld geweint, krumme Rücken noch krummer gebückt und niederträchtige Schurken oft noch niederträchtiger gemacht werden, als in den Bauerhütten, die auf der ganzen Erde stehen, zusammen. Von Speise und Trank und Gesang der Musen und Barden wird da nichts gereicht, wo man nicht den Sirenengesang der Hoffnung und das Schlangengezisch der Schmeichelei auch für etwas rechnen will. Da sind zweitens die langen Hallen, die zum verschanzten Thron der blinden Göttin Gerechtigkeit führen, voll von Klagen und Flüchen und mit vielen Schleichwegen und Nichtsteigen, wodurch die schlauesten mit ihren Suppliken an das taube Ohr der alten blinden Frau kommen, während die, welche meinen, der grade Weg sei der beste, sich einander drängen und stoßen, und die meisten, halb geschunden und ganz erfroren auf dem Wege, wieder nach Hause gehen hülfloser, als sie kamen. Da sind die Hallen der Kirchen und Klöster, die viele als die nächsten Wege zur Pforte des Himmelpförtners Peter ansehen; aber auch sie sind nicht immer

offen, und tritt man ein, so ist viel Wind, Wind, der um diese recht seine Lieblingspromenade macht, viel Hunger, den man mit Worten stillt, viel Hoffnung, die häßliche Gräber unter sich sieht — O ihr Hallen! ihr seid es nicht, von denen ich spreche; nein, ich komme wieder zu denen des Wodan, wo Speise und Trank nie ermangelt, und wo das Fett, wenn es nicht auf den Barkeu, in den Eimern, Körben und Netzen zuwächst, desto besser auf denen haftet, die als die Diener und Dienerinnen diese Hallen des Pariser Olymps durchwandeln. Und wer will mir leugnen, daß diese nicht dieselben Musen sind, welche die Hallen des Olymps bei'm Mäoniden durchwallen. Gilt der alte Terenzische Spruch: Sine Cerere et Libero friget Venus; ohne Ceres und Bacchus verklahmt Venus, und ist Venus die erste Göttin aller Muse und Grazie, wie sollten denn die Bewahrerinnen und Bewohnerinnen der Hallen nicht auch hier die Musen seyn, welche das heilige Feuer mit unvergänglichem Oele nähren? So kommt denn ihr Himmlischen, die ihr die Hallen des Pariser Olymps bewohnt, kommt über mich und lehret mich würdig euer heiliges Leben besingen! Nicht der Töne des Rythmus, nicht des Schellenklanges der Xenien bedarf es; nein das stille und bescheidene Wort der Wahrheit verleihet mir, und ihr werdet am würdigsten gepriesen werden.

Man hat seit zehn Jahren von den Hallen und ihren Inhabern und Inhaberinnen so viel gehört und gelogen und gelesen und geschrieben, daß sie in der neuesten Geschichte beinahe klassisch geworden sind, wie es jene von Walhall und vom Olymp noch in manchen Schulen behaupten. Es ist also wohl der Mühe werth, über das Leben derselben und über ihre Bewohner sich etwas auszubreiten. Wer weiß, ob es nicht bald jemand geben wird, der die ganze Revolution von den Poissarden herleitet, wie manche es mit wenigem Glück von den Philosophen, Frei-

maurern und Illuminaten gethan haben, ein Glaube, wofür sich noch manche blindäugige Kauze und boshafte Raben hängen und köpfen lassen wollen. Und warum sollte nicht eine Schaar von Poissarden bei der Revolution und Veränderung eines Landes einmal eben so vielen Einfluß gehabt haben, als so manche Hure, die nicht besser, und oft auch nicht viel schöner war, und welche die Geschichte oft neben einen Kromwell und Buonaparte und andre große Männer stellen muß, wenn sie uns die Helfer des Schicksals auf Erden und das Umdrehen seines Rades erklärlich machen will?

Es giebt freilich in jedem beträchtlichen Theil der Stadt Hallen für mancherlei Gebrauch, als Fleischhallen, Fruchthallen, Fischhallen, Kornhallen und andre; wenn man aber die Hallen im engeren Sinne nimmt, so ist es die ganze Reihe vom Markt der Unschuldigen bis zum Thore der Straße von St. Denis beinahe. Im engsten Sinne endlich ist die Halle die große Halle an der Seite des Markts der Unschuldigen, welche in die Straße Montmartre hineinführt; sie liefert so ziemlich den Hauptbegriff der Gattung von Bürgerinnen, die man uns in Teutschland unter dem Namen der Damen der Halle soviel beschrieben und gemahlt hat und worunter man nun einmal gewohnt ist, sich bloß die Fischweiber zu denken, die allerdings einen Hauptheil dieser großen Innung ausmachen und vielleicht an jedem Ort der Welt die geschicktesten sind, für die Spindel den Degen und für die Grützkelle die Pike zu nehmen, wenn die Weiber doch einmal mit ins Regiment eingreifen sollen.

Man kann, um von den Hallen, die ich beschreiben werde, eine etwas bestimmte Gränze zu haben, sich folgende kleine Notizen merken. Sie fangen da, wo die Straße St. Honoré, eine der ersten diesseitigen aufhört, mit dem Markt der Unschuldigen an und haben an der andern Seite die Straße St. Denis zur Gränze, zwischen welcher und

einer andern; die mit verschiedenen Namen, zuletzt mit dem Namen Straße Poissonniere (Fischstraße) ausläuft, sie bis nahe an die Boulevards reichen. Wenn man diese Gegenden, die zugleich wegen ihrer Lage und ihres Gewerbes zu den lebhaftesten von Paris gehören, oft durchwandert ist, so hat man ein sehr lebendiges Bild von dem, wie die Klasse, die hier lebt und erwirbt, in ähnlichen Winkeln der ungeheuren Stadt aussieht; denn hier ist alles im glänzendern und vorzüglichen Grade beisammen, und nur wer seinen Armen, seiner Zunge und seinem Beutel das Vermögen nicht zutraut, hier mit Erfolg seine Bude aufschlagen zu können, entweicht zu den stilleren Kaien der Seine diesseits vom Richtplatze bis zum großen Arsenal und jenseits zu beiden Seiten der Jakobsstraße.

Die Einleitung macht schon der Markt der Unschuldigen, gleich am Eingange der Straße Jeronerie in die Straße St. Denis. Indessen sind anfangs die Vorposten noch ziemlich golden, wenn man sie mit den folgenden vergleicht. Die westliche Seite dieses ersten Markts von Paris nehmen Gebäude ein, die Niederlagen für mancherlei Gewerbe sind und kleine Straßen bilden, so wie die der Schmiede, Beutler, Töpfer, Trödler, Schuster und andre. Die Mitte des Markts ist Tag aus Tag ein mit Buden, Tischen, Bänken, Eimern, Körben, Schiebkarren besäet und zwischen diesem All der Verwirrung wickelt sich das Gewimmel der Käufer und Verkäufer durch, und ein ewiges Toben, Schreien, Locken und Schmeicheln, Zanken und Stoßen erfüllt die Luft. Schon hier kann man alle Klassen und Arten dieser Menschen bewundern, die so tief im Boden des Schiffes stehen, welches andre schlau auf ihre Kosten zu lenken verstehen; hier wimmelt alles von denen, die für die ersten und niedrigsten Bedürfnisse der Bäuche zusammenschleppen, und von denen, die den Auskehricht dessen, womit wir unsre Leiber bedecken und unsre Häuser schmücken, noch zum zweiten, dritten, ja wohl

zum vierten und fünften Male feil haben. Auf dem mittelsten und etwas erhöhten Standpunkt dieses Marktes, der ohne seine Umgebungen und Bewohner ganz nett seyn würde, steht eine schöne Fontäne, die eines der ersten Meisterwerke der ältern französischen Bildhauerei ist. Diese dient nun denen, die mit Fleisch und Fischen umgehen und Tische und Bänke und Eimer zu reinigen, oder mit frischem Wasser zu füllen haben, ganz bequem, weil sie immer das Wasser zur Hand haben. Gewöhnlich ist sie auch bis auf die Stufen so besetzt, daß man kaum zu ihr kann, und manche ihrer Basen und Basreliefs sind häßlich mit Schmutz und Unrath besudelt und vergraben. Von hier kommt man in die sogenannte Halle, die schon dadurch sich als die erste in Paris verkündet, daß alle andre ihren Beinamen haben. Sie läuft schief und krumm mit altfränkischen Gängen, die keine italiänische Portiken sind, bis an die Straße Montmartre in einer beträchtlichen Länge fort. Der Platz vor ihr, den man gewöhnlich und zwar mit Recht zu ihr rechnet, verbindet sie mit dem Markt der Unschuldigen, von dem man sie auch eine bloße Fortsetzung nennen kann. Sie vereinigt den Inbegriff der sogenannten Hallebewohner und hat unstreitig die Blume des Poissardenvolks unter ihren bedeckten Gängen. Voran stehen Frucht- Gemüse- und Krauthändler und Händlerinnen, auch wohl einzelne Blumenweiber, die sich aber schämen würden, mit denen um den Louvre und die Thuilerien, oder auf den Boulevards an Eleganz verglichen werden zu können; dann findet man gewöhnlich eine Reihe Buden, wo das, was in den Fischeimern und auf den Fleischbänken anfängt zu riechen, nebst den Kaldaunen, Beinen und Kopf- und Ohrenstücken an einem dampfenden Feuer gesötten und gebraten wird, und wo die meisten, die in diesen Gegenden ihren offenen Verkehr treiben, für drei, vier Sols sich ihr Mittagsessen holen. Ich bleibe bei dieser Halle statt aller stehen und sage nur noch,

daß man sich hüte, die große und prächtige Kornhalle links ihr zur Seite mit ihr zu verwechseln. Hinter sich hat sie erst die Lederhall:, die wenig mit ihr gemein hat, und dann die Fischhalle, (Halle à la Marée) die man als ihre ächte Schwester, oder Tochter ansehen kann, obgleich das Leben dort nicht ganz so brausend und genialisch hergeht, als hier. Doch gehören die, so auf dem Fischmarkt sitzen, zu der ächtesten Race der Poissarden. Diese Fischhalle ist nahe an den Boulevards und giebt der Straße neben ihr den Namen, die ihn auch bis in die Vorstadt von Montmartre mitnimmt. Doch ich lasse auch diese und gehe wieder zur Halle zurück. Diese ist beständig bis tief in die Nacht hinein besetzt und enthält die muthigsten, die noch von der Schlacht des zehnten Augusts und von dem ersten Einzuge des letzten Königs von Versailles her leben. [redacted] haben das Vorwort, und die schlechteste, die hier sitzt, müßte in andern Straßen und an andern Ecken immer das erste Wort in der Versammlung behaupten. Hier ist die aufgehäufte, aber ekelhafte Speisekammer von Paris in ihrem Glanze. Die besten und theuersten Fische, das beste Fleisch, der reichlichste Vorrath von lebendigen und gerupften Putern, Hühnern, Tauben, Wildpret und was der leckere Gaum und der gierige Magen nur wünschen und fordern mögen. Aber hier, wo dies alles ist, ist auch der größte Schmutz, Gestank und das häßlichste Gesindel, was sich in Paris findet. Das heißt wohl recht: ländlich, sittlich. Ich brauche nur ein schwaches Bild — denn wie soll ich das vollkommene erreichen? — von einer einzigen der Damen dieser Halle zu zeichnen, und ein jeder wird sich sogleich ein ungefähres Porträt von dem Uebrigen machen können. Es ist, als wenn das aufgedunsene todte Fleisch und das Fett und die Schmeer in sie übergingen, so feist, so plump, so ganz unfranzösisch sind sie alle; vom Schmutz darf ich wohl nichts sagen, denn der ist bisher immer noch französisch gewesen. So denkt euch denn —

es ist eine für alle — eine längere, oder kürzere Figur, deren Breite sich zur Länge meistens, wie zwei zu drei, verhält, mit einem braunen oder grauen Jüpchen angethan, oder mit einem Schaafspelz, von dem man vor Dreck und Schmeer lange nicht mehr die Farbe hat sehen können. Um die Hüften hängen in mehreren Etagen — da geben sie wenigstens mit den neuen Pariserinnen nicht zu klagen — die Röcke bis etwas unter die Wade herab und zeigen ein Paar blaue, oder rothe Beine in breiten stumpfen Schuhen, über welche das Fett der alten, oder die Sünde der jungen Jahre mit dem Strumpf hinüberschwillt; oft sind sie aber auch gestiefelt. Auf diesem schlaffen und glänzenden Fleischklumpen sitzt nun ein Kopf, der ihm erst Leben giebt. Ueber den Haaren, oder den Stellen, wo die Haare einst saßen, liegt eine Mütze, deren Haube man eben so richtig gelb, als weiß nennen könnte, oder statt aller Bedeckung ein Strohhut, die Wangen fein blauroth, die Nasen kupferig und fein zu Knollen ausgewachsen, aus welchen die Tobakssauce, die hier alle Welt nimmt, über die Produkte fließt, worauf die Nase fährt; manchen fehlt indessen diese Scheidewand und Brustwehr der Augen ganz, oder zum Theil. Aus diesen Fleischklumpen, die schlechte Getränke beständig roth färben und oft zu mäßigen Nachtlichtern erhellen, gucken ein Paar Augen, die noch oft französisch süß thun, und sich dann noch wohl ertragen lassen; wenn aber Händel und Zank den Frieden der Seele brechen, o da sind sie fürchterlich. Zum Busen kann man füglich mit derselben braunrothen Farbe hinabsteigen, die man zum Gesichte genommen hat, gewöhnlich ist er schwarzbraun, weil er mehr der Sonne ausgesetzt ist; die Brüste hängen, wie ein Paar halb aufgeblasene Blasebälge da, und doch müßte es schlecht seyn, wenn nicht ein Blumenstrauß, oder irgend ein Grün diese häßlichen und traurigen Ruinen noch mehr auszeichnete. Um die Mitte des Leibes hängt gewöhnlich ein lederner Gürtel

mit Messing beschlagen, woran ein Mittelding zwischen Messer und Dolch baumelt, nebst einer schmierigen Tasche, welche die Schnupftabakdose und die Geldbüchse enthält. Doch schlecht müßte es seyn, wenn nicht vor ihnen ein tüchtiger Knüppel läge, oder stände, womit sie sich nächst der Zunge Respekt zu verschaffen wissen. Und wahrlich sie machen nicht lange Komplimente, und ich habe mehr als einmal sie mit einem Kerl zusammentreffen und durch die Erynniswuth, nicht durch die Stärke siegen sehen. Doch keine Lust geht darüber, so ein Paar entzündete Megären mit dem losen Gebiß der Zunge auf einander losfahren zu hören. Die meisten leben hier ihr Leben unter freiem Himmel, und kriechen dann in irgend ein Loch ein. Der Tisch, der sie ernährt, worauf sie Fische austheilen, ihr Fleisch zerhauen, ihre Kaldaunen und Würstel zerhacken, empfängt auch des Morgens ihre Portion Kaffe, die sie aus dem Kaffehause sich hohlen lassen, und der Braten, den ihr benachbarter Kunde ihnen aus seinem dampfenden Zelte bringt, liegt nebst Brod und Salat friedlich und ohne Ekel unter dem Blute und Fette des rohen Fleisches und unter dem Schleim der Fische. Das Weinkrüglein, oder der Biertopf, oder das Branntweinfläschchen darf nie ausgehen; dazu einen Happen Brod und ein Stück Fleisch gebissen, und sie sind königlich vergnügt, und zuletzt königlich besoffen; denn das Saufen scheint einmal hier zum Handwerk zu gehören. Gegen zehn Uhr des Morgens sind die meisten schon halb illuminirt, zum Theil auch von den Strapazen der Nacht noch halb besoffen; denn wer hätte hier nicht solche?

Nach diesen ächten Poissarden, die man im Auge haben muß, wenn man an die der Zeitungen denkt und der Revolutionsalmanache, kommen in mancherlei Abstufungen die andern Halledamen bis auf die Blumenweiber herab, die schon ihres Gewerbes wegen die zierlichsten seyn müssen. Da sind die ersten die, so mit Tauben, Hühnern,

Vögeln und anderm Geflügel in Körben, Bauern und Netzen ausstehen, dann die Kraut- und Gemüseweiber, die Frucht und Obsthändlerinnen, und nebst diesen die Trödlerinnen, die mit allen möglichen todten Dingen und alten Klappercien handeln, die man nicht essen kann. Die, so mit Gebackenem und Konfituren ausstehen, sind demnächst schon netter, und die netresten die Blumenweiber. Aber man hüte sich ja, sich solche Weiber selbst bei diesen Zierlichkeiten zu denken, wie man sie in Teutschland und selbst in Italien findet. Es giebt in Paris nichts nettes und Jugendliches unten, und es gilt hier überall: was unten liegt, das liegt im Dreck. Da muß man leise treten, oder man muß mit ihnen hinein. Sie machen keine Umstände, wenn man mit ihnen keine macht, und man findet nichts von der teutschen Demuth, oder der italiänischen Niederträchtigkeit, die sich von andern mißhandeln läßt, blaß weil das Glück sie einige Stufen höher gestellt hat. So lange man in den Schranken französischer Artigkeit bleibt, geht alles gut, aber wenn man sie von oben ansieht und vollends ihre Waare verachtet, da sieht es schlimm aus, selbst die ärgsten Feindinnen machen sogleich gemeinschaftliche Sache, und Uebung und Lebensart machen sie im Kampfe fürchterlich. Ich habe es mit meinen Augen gesehen, wie es einem rechtlichen Manne einmal bei den Thuilerien ging. Da sind die Blumenweiber oft, wie die Fischweiber. Was lange liederlich gewesen ist, wird immer hart und kerlsmäßig. Jener Ehrenmann kaufte sich einige Rosen, und ging fürbaß, indem er die eine zerpflückte und sprach, sie sei welk und geruchlos. Wie eine gehetzte Bestie sprang die Verkäuferin auf ihn ein, bald kamen ihr ein Paar Schwestern zu Hülfe, und in einem Augenblick sah sich der Mann umzingelt, und ein Dutzend knolliger Fäuste wie eine Wagenburg um seinen Kopf geballt. Die Sache stand zum Zuschlagen, als ihn die

Wache rettete, die in der Nähe stand, sonst würde es um Kopf und Wangen schlimm ausgesehen haben.

Doch nicht bloß bei Tage ist die größte Gemeinheit hier zu Hause, sondern es geht bei der wilden Freiheit jedes schmutzigsten Lasters so ziemlich die Nächte durch. Die Damen der Hallen herrschen auch bei Nacht noch in einem großen Theil ihres Distrikts und eine Menge Kuppler und verdorbener junger Leute beides Geschlechts steht in ihrem Solde, oder im Schutze ihrer Liebe und ihres Daches; denn das Bedürfniß dieses Daches ist das einzige, was vielleicht ein Viertel der Einwohner von Paris hindert, in einem völligen Naturzustande zu leben. In diesem Winkel alles todten und lebendigen Schmutzes bei Tage, sammelt sich natürlich auch der der Nacht ungehindert, weil wohlhabende und gebildete Leute nicht gern in solchen Pestdämpfen wohnen. Gleich hinter der großen Halle ist die Straße des Lumpengesindels, (rue de la Truanderie) die doch mit ihren Bewohnern diesen Namen verdienen muß, und so geht die Lumperei bis ans Ende der vielen klein durchschnittenen Gassen zu den Boulevards fort. Denn dies ist eine erwünschte Gegend für viel loses Volk, weil sie mitten in der Stadt und so nahe an den schönsten Boulevards und dem Palais Egalité ist. Ich habe einige Male in Gesellschaft von sechs, sieben meiner rüstigen Hausgesellen hier um die Mitternachtzeit die Runde gemacht, was war das für ein Leben! Wir waren übrigens mit guten Knüppeln bewaffnet, und hielten uns in einem gedrängten Haufen, weil es sonst hier gefährlich ist durchzukommen. Man merkt es schon in der Nachbarschaft der Halle und des Fischmarktes in den Straßen Clery, Montmartre, du Mail und anderen, was hier für ein Bienenschwärmen um die Abendzeit seyn müsse. Denn nirgends hängen sie sich einem hartnäckiger und unverschämter an, die Dirnen, und keine Gegend paradirt öfter in den öffentlichen Blättern wegen Geschichten, die mit

solchen Auklettungen Zusammenhang haben. Sollte man es glauben, manche jener Harpyen, die einen bei Tage Meilenweit jagen könnten, stehen hier oft an der Spitze eines leichten Haufens und siegen nicht selten durch Kühnheit und durch die Nacht. Jedes Haus ist offen, und seine Bewohnerin, oder einige Mieths- und Pensionstöchter treten dem Spazierenden, oder Verirrten einige Schritte auf die Gasse entgegen, und laden ihn gastfrei zum Bette und Schlummer ein. Manche dieser Löcher sind auch Spielhäuser, und steigen in verborgene Keller und Gewölbe hinab, wo Gesundheit und Vermögen oft auf immer verloren gehen. Nicht einzeln, nicht zu zweien und dreien gehen hier die Mädchen und Weiber auf den Fang aus, sondern in ganzen Haufen, und oft kauern einige handfeste Kerle im Hinterhalte mit Knüppeln, wenn das geenterte Schiff sich nicht gutwillig schleppen lassen will, und ersehen die Gelegenheit, wo sie dem Siege den Ausschlag geben können. Am natürlichsten, aber auch am viehischsten geht es um die Hallen her, und das läßt sich jetzt (im Julius) wohl thun, wo eine Menge Burschen auf Bänken und an sichern Straßenecken die Nacht durchschnarcht; der Arme hat immer ein sicheres Bette. Eine Menge der Buden bleibt unabgebrochen stehen, was läßt sich da nicht unter den Zelten machen? Manche dieser Zelte sind die ganze Wohnung ihres Besitzers, und dieser zieht in der Nacht oft mehr Gewinnst davon, als bei Tage. Die Polizei, die sonst so gut ist, hat hier beide Augen zugedrückt, und sagt nicht einmal ein Wort. Ich müßte mich sehr wundern, wenn hier nicht die cynischen Hochzeiten auf öffentlichem Markte wieder aufkämen. Doch genug; der Arme thut nur häßlicher und abscheulicher, was der Reiche nicht weniger schlecht sich erlaubt. Diese Dinge gehen nicht von der Halle, sondern vom Palais Egalité aus.

Allerlei, was jeder besehen, aber nicht jeder, noch allenthalben beschreiben muß.

Der Dinge sind hier in Paris natürlich unzählige, aber die merkwürdigsten lassen sich noch wohl aufrechnen. Dahin gehören nach Mehrerem, so oben benannt ist, vorzüglich die ecole polytechnique, die Sitzungen und öffentlichen Reden des Institut national, die Bibliothek, die Sammlung französischer Skulptur, das Museum der Künste, die Telegraphen, der botanische Garten, die Naturaliensammlung, die Gobelinsmanufaktur, und die große Spiegelfabrik in der Vorstadt St. Antoine. — Von den meisten dieser Dinge hat man indessen so viel Besonderes und Ausführliches gelesen, daß es hier der Mühe nicht werth ist, es noch einmal aufzufrischen; Manches ist auch von der Art, daß es sich wohl aufzählen, aber nicht darstellen läßt, daß also jede Schilderung davon todt seyn muß. Weise zieht sich überdies jeder in die Schranken seines Wissens und Vermögens zurück, und giebt, was ihm gerade für seine Zeit Neu und Karakteristisch dünkt, oder was vor ihm nicht beschrieben war, noch beschrieben werden konnte. Von David und der neuen französischen Kunst hat Meyer so viel und so schön geschrieben, daß es Tollheit wäre, nach so einem Vorgänger mit nichts Neuem aufzutreten; von der polytechnischen Schule und ihrer Einrichtung, und vom Nationalinstitut der Wissenschaften, sind von Zeit zu Zeit alle Journale Teutschlands voll; die Katalogen einer Bibliothek lassen sich besser nachsehen, als lesen, und haben für denjenigen gar kein Interesse, der nicht darin herumgestöbert hat, oder darin herumstöbern will. Ein anderes ist es, mit allem, was lebt, oder sich verändert, da macht ein Jahr, ja oft ein Monat schon eine große Veränderung. Wenn nun auch die Erwerbung und Versammlung mancher der oben benannten Gegenstände von Vielen nicht gebilligt wird, und die Franzosen

zu ihrer Rechtfertigung des Raubes selten etwas anderes, als das Interesse der großen Nation, wie sie sich zu nennen belieben, anführen können, so muß man auf der andern Seite billig seyn, und kann die Humanität und Freiheit nur rühmen, mit welcher alle Gegenstände der Neugier und des Wissens einem jeden offen stehen. Sie haben den Stolz, sich die Lehrer Europens zu nennen — und sind sie es nicht eine Zeit gewesen? — und mögten hier gern aus allen seinen Ländern Schüler versammeln. Sie werden auch wohl am Ende Recht behalten, wenn sie die köstlichsten Denkmähler der alten Litteratur und der neuen Kunst, nebst den vorzüglichsten Handschriften und Archiven der neuern Geschichte werden in ihr Paris zusammengeschleppt haben. Nur mögte man den Musen, die nach Horaz die engen Pfade des Lebens verfolgen, einen stillern und heiligern Sitz wünschen, als diesen Tummelplatz aller Kabale, aller Laster, aller Pracht und Zerstreuung, wo der junge Künstler gar zu leicht aus seinem Himmel wieder mit Gewalt auf die Erde hinabgerissen wird. Alle öffentliche Anstalten sind öffentlich, d. h. an gewissen Tagen kann jeder Bürger frei eintreten, der Künstler, der Studierende und Fremde alle Tage.

Der botanische Garten liegt in der jenseitigen Stadt, und zwar an der einen äußersten Seite derselben nahe an den alten Boulevards und der Salpetrière. Es ist ein schönes und großes Oblongum, und sein Eingang ist an der Seine. Voran findet man schöne Alleen seltner Bäume, und die Abtheilungen ihrer Einfassung eben so mit Bäumen bestanzt und mit grünem Rasen. Zur rechten Hand ist eine herrliche Menagerie von allerlei reißenden nordischen, afrikänischen und asiatischen Thieren. Sie stammen sich, wie die besten Elefanten, meist aus Holland her, wo sie zum Hofstaate des Erbstatthalters gehörten, wie sich ihr Hüter witzig ausdrückte. Vorzüglich schön war der König der Thiere, der Löwe, hier in einem Exem-

plare

ter fortgehend findet man linker Hand in einem kleinen Park von allerlei Holzen und Bäumen, die Thiere, welche nur durch die Schnelligkeit ihrer Füße und ihren Kopfputz kapfer und schön sind. Da sind Kamele, Gazellen, alle Hirsch- und Reharten, Büffel, Ure, alle möglichen Arten Schaafe und andre seltene Sachen; jeder hat seine kleine Umzäunung, wo er gefüttert wird, und spazieren kann. Von den Elefanten des Erbstatthalters, die weiter zur Seite des Gartens in einem eignen kleinen Bau gefüttert werden, war der eine von einer seltenen Größe und Klugheit. Es fiel gerade in meine Periode, daß dieses Thier in der Stadt berühmt ward, und daß es anfing, Mode zu seyn, den Elefanten gesehen zu haben, und von ihm sprechen zu können. Eine Menge Karossen trägt nun einige Monate durch die alte und junge Stutzerwelt zu ihm, welcher es gefiel, sich einige Minuten mit Msr. l'Elephant zu unterhalten. Als man vollends ausgefunden hatte, was in Indien und vielleicht auch in Amsterdam ein jeder Bube weiß, daß diese Thiere musikalisch sind, da wurden ihnen zu Ehren, und um die Wirkung der Musik auf sie zu bewundern, Ständchen gebracht und Waldhornkonzerte gegeben, welche die ankommende Gesellschaft sich eine Freude machte, zu bezahlen. Kaum war dies alles recht unter die Leute gekommen, so waren auch die Elefanten schon auf den Theatern, und mußten mit ihrer Anlage zur Musik irgend einem hungrigen Skribenten ein Abendbrod verdienen helfen.

Neben dem kleinen Thiergarten der friedlichern Thiere hat sich nun das Thier, welches das friedlichste von allen seyn sollte, auch seine Menagerie angelegt. Es sind nemlich ein Paar für diese Gegend ganz nette Kaffehäuser gebaut, mit einer Menge Stühle und Bänke draussen im Freien unter den Bäumen, wo es an guten Tagen immer von Menschen wimmelt. Denn der schöne Garten dient neben seinem Gebrauch für den Naturforscher dieser gan-

zen vom lebendigsten Paris so abgelegenen Gegend zu einem lustigen Spaziergange. Von hier rechts beginnen nun in mehreren großen, schön eingefaßten und mit Linden, Ulmen und Platanen umpflanzten Quadraten die feineren Pflanzen, Blumen und Gräser. In einigen der Abtheilungen sind große Wasserbecken, die mit fremden Wasservögeln besetzt, und mit Gesträuch umkränzt sind, wo sie der Freude des Kindermachens obliegen können. Zur Seite laufen statt der Staketen der übrigen Seiten des Gartens, mehrere große Treibhäuser hin, für die man auch neue Acquisitionen gemacht hat. Am Ende des Gartens, der Seinepforte gegenüber, ist wieder ein Ausgang in die Stadt, und dieser führt auf ein stattliches Gebäude, das man mit dem Beinamen, Museum der Naturgeschichte, beehrt. Seine vornehmsten Zimmer verzieren Linné, Büffon und Daubenton, Büffons Freund, der noch in einem hohen Alter rüstig lebt. Sie sind als Büsten auß weißem Marmor gehauen, und bestätigen, wenn ihre Gesichter wahr sind, die alte Bemerkung, daß die Freunde und Forscher der Natur gewöhnlich einfältig und kindlich in ihren Mienen sind. Sie waren aber auch das erste und neueste der ganzen Sammlung, die in allen Theilen nur sehr unvollkommen und schlecht geordnet war. Darum aber ist man nicht arm. Nein, man hat ungeheure Sammlungen von auswärts gehohlt, und auch die emigrirten Prinzen haben viele köstliche Sachen zurückgelassen. Diese liegen nun noch eingepackt und zerstreut an verschiedenen Stellen, und es fehlt an einem Lokale, wo sie mit Vortheil aufgestellt werden könnten. In diesem Museum der Naturgeschichte lesen Daubenton und la Cepède und andre Männer des Nationalinstituts über Wissenschaften, die sich hier am besten demonstriren lassen. Von hier ausgehend ist rechts noch ein kleiner Anhang des botanischen Gartens, ein ganz ansehnlicher Hügel, mit mancherlei Nadelholz bepflanzt, und mit Schneckengängen von unten sich

zu seiner Höhe hinaufwindend. Auf dieser Höhe prangt ein kleiner chinesischer Regenschirmthurm, von dem man nächst der Kuppel des erhabenen Pantheon und dem Telegraphenthurm des Montmartre die schönste und reitzendste Aussicht über die Stadt hat. Wie oft habe ich den sinkenden Abend hier erwartet, einsam und selig in der getümmelvollen Stadt, deren Lärm aber weit von hier ist. Diese Warte nebst ihrem unten liegenden Hügel wird außerordentlich besucht, und alle rüstigeren Spaziergänger des großen Gartens versäumen nicht, dieses nette Rund hinanzuklettern. Auch hier ist unten ein Kaffehaus und ein Restaurateur, der den Matten und Hungrigen gern seine Waare hinaufschleppt. Man nennt ihn wegen der vielen Hühner, die er hält, den Eierrestaurateur, und seine Wohnung ist eben so dicht mit Eierschaalen umworfen, als die des Fischers mit Schuppen und Floßen. Weiter hinabwärts nahe bei der Elefantenwohnung findet man das schöne anatomische Theater, ein Pantheon, das bis auf den heutigen Tag noch keinen Unsterblichen gemacht hat.

Von diesem Pantheon, wo geschnitten wird, hat man durch die Straße Coupeaux ganz nahe zu dem andern größeren, welches ausschlußweise das französische Pantheon heißt. Wer weiß nicht von der heiligen Genoveva zu sagen, der Schützerin von Paris? Dieser nahm man ihren Tempel, und machte ihn zum Tempel aller Unheiligen. Denn bis jetzt ist er es gewesen. Als ein treffliches Denkmal der Baukunst, welches nur zu gebrechlich gerathen ist, wird dieses Pantheon nebst dem simpeln und schönen Val de Grace, woraus man ein schmutziges Soldatenlazareth gemacht hat, immer einen großen Eindruck machen. Es beherrscht auch durch seine Lage auf der höchsten Stelle von ganz Paris, und durch die unbegränzte Aussicht von seiner Kuppel herab, die ganze Stadt. Aber mit der Versammlung der neuen Heiligen hier ist es was Unsinniges. Man hat es schon eingesehen, und meh-

rere wieder auf den Schindanger der Schande geworfen, die zu früh und wider Gebühr sich eingedrängt hatten. Ich bin die beiden Male, daß ich hier war, nur mit Aerger weggegangen über manche Schurkenköpfe, die ihre ehrwürdigen Nachbaren der guten alten Zeit entehren. Soll so ein Pantheon seyn, so lasse man funfzig Jahre nach seinem Tode über den Mann debattiren, den man für einen würdigen Kandidaten dieser vergänglichen Unsterblichkeit hält. Wo ist ein Urtheil über einen Mann, der gestern durch die Guillotine, oder die Franzosen fiel, und heute durch die Kehlen und die Fäuste seiner Parthei, nicht durch die leichten Flügel des Gedächtnisses und die zarten Hände einer dankbaren Nachwelt hieher gebracht wird?

Von der polytechnischen Schule will ich nichts sagen, weil ich nichts Neues davon sagen kann. Man hat überdies schon zu viel in Teutschland davon gesagt, wo es Mode wird, in allen neueren Anstalten der Franzosen, die oft nichts Neues haben, als den Namen, eine Regeneration des Menschengeschlechts und außerordentliche Samen künftiger Früchte zu bewundern. Es ist wahrlich jetzt nicht die Zeit, wo die Wissenschaften blühen können, wo die Alten noch keine Ruhe haben, und die Jugend von dem neuen wilden Geist umgetrieben, oder von der Nothwendigkeit zu früh aus ihren stillen Studien zu den Waffen gerufen wird. Der Plan der polytechnischen Schule ist vortreflich, und sollte in allen Ländern nachgeahmt werden, aber er ist noch lange nicht realisirt, und man weiß hier in Paris noch wenig von den großen Mechanikern und Ingenieurs, welche die teutschen Nachrichten haufenweise daraus hervorgehen lassen. Die beiden Male, die ich da war, gab es nicht über 30 Knaben und Jünglinge, und die Sachen, die man mit ihnen durchnahm, waren so, wie jeder gute Schulmeister in einer kleinen Landstadt es auch kann.

„Das Nationalinstitut ist nur ein andrer Name für Akademie, Kollegium, Universität, oder wie man sonst will, obgleich man hoffen darf und hoffen muß, daß vielleicht in diesem freieren Namen auch das Todesgift liegt, welches den Innungsgeist endlich zerstören wird, der für nichts weniger paßt, als für die Wissenschaften und Künste. Die Gelehrten müssen werden, wie andre Bürger und Menschen, so werden sie ihren hohen Zweck als Ausstreuer des Salzes der Erde am besten erfüllen. Aber daß der Staat Menschen entschädige, die so weit über der Erde leben, daß sie nach ihren Gaben nicht greifen dürfen, wo sie nicht jenes hohe Leben verlieren wollen, ist billig und löblich, und nur so ein freies und von aussen gesichertes Daseyn, welches die Arbeit selbst nur als ein frohes Spiel treibt, wird die schönsten Blüthen des freien Geistes auch frei hervortreiben, die nur auf den Mistbeeten des Formelwesens und der Konvenienz, oder in den Treibhäusern der Muse, die Hunger und Durst heißt, immer schon das Welke, oder Gezwungene ihres Ursprungs an sich tragen. Man glaube übrigens nicht, in diesen Mitgliedern des Instituts lauter republikanische und bürgerliche Gestalten zu sehen. Sie sind ja noch die Alten, und ihr Blüthenalter hatte wenig mit den neuesten Revolutionen gemein, nicht einmal im Gedanken, und selbst der republikanische simple Rock und das Franklinsche Haar lassen dem Kopf und dem Rumpf immer noch das Ansehen, welches in der Allongenparüke und im Gallakleide abgedrückt ward. Es sind, einige jüngere ausgenommen, Gelehrte, wie diese Klasse, wenn sie über die Vierzige hinaus ist, im ganzen übrigen Europa aussieht; Menschen, die man fast sogleich für das erkennen kann, was sie sind. Sollte es je dahin kommen, daß unsre Schiller und Voltaire wieder durch Kunst würden, was Pindar und Sophokles durch ihre Sitten und Verfassung natürlich waren? oder sollten die Verfassungen sie wieder je so begünstigen, daß sie auch als

Bürger bedeutende und handelnde Mitglieder des Staats werden können? O es giebt viele Träume, die wirklich geworden sind; aber doch muß ich rufen: lieber Herr, hilf meinem Glauben.

Indessen verschwindet diese Schwerfälligkeit der alten Katheder und Innungen ziemlich, sobald diese Männer in Handlung sind. Da verachtet die französische Lebhaftigkeit die teutsche Aengstlichkeit der Form, und springt wie ein lange gekrümmter Bogen wieder in die grade Natur zurück. Ich habe mehrern Versammlungen beigewohnt, die öffentlich waren, und durch Reden einzelner Mitglieder gefeiert wurden. Da ging es ganz französisch her, nicht bloß unter den Zuschauern und Hörern, sondern unter den Mitgliedern selbst. Der eine lacht, der andre schläft, der dritte liest ein Buch, der vierte notirt sich einzelne Stellen, um sich bei Gelegenheit darüber lustig machen zu können. Vorzüglich laut war es das letzte Mal, da ich sie sah. Der alte Mercier hielt eine Rede, die von Paradoxen wimmelte. Um seinen Liebling Shakespeare, um den er schon vor 20 Jahren mit de la Harpe Händel gehabt hat, zu erheben, trat er den Stolz der Alten zuerst unter die Füße, dann den der Franzosen. Demosthenes, Cicero, Sophokles, Voltaire und Corneille, kurz, alle schrumpften wie Zwerge vor diesem Riesen zusammen, der die menschliche und weltliche Natur in ihren mannigfaltigsten Gestalten immer wahr und schön, gleichsam an ihren letzten Enden zu ergreifen wußte. So lange es die Alten und Fremden galt, lachte und murmelte man; als er aber über die Lieblinge der Nation herfiel, da ward endlich aus manchen Kehlen der Unwille laut, und selbst die Schlafenden erwachten. Er gerieth in Zorn und Verwirrung, stand endlich verblüfft da, und ging ausgelacht fort, mußte sich auch nachher noch deswegen und seiner beißigen Hundelaune wegen in den öffentlichen Tagesblättern von Röderer und andern herumhohlen lassen.

Die Bibliothek ist in jeder Dekade zweimal, wie die meisten andern Institute, jedem, täglich aber den Fremden und Studierenden offen. Der Fremde thut indessen am besten, an öffentlichen Tagen hinzugehen, weil dann alle Aufseher und Angestellte da sind, und man also die kostbareren und geheimeren Sachen auch gezeigt und aufgeschlossen bekömmt. Diese Bibliothek war sonst schon die erste in Europa, wie sollte sie es denn jetzt nicht seyn, da Rom, Mailand, Venedig, Turin und andere Städte ihr Köstlichstes haben zu Hülfe geben müssen, um sie noch herrlicher zu machen? Indessen erwarten alle diese Schätze erst die milde Hand des Friedens, um gehörig geordnet und eingerichtet zu werden; jetzt ist noch vieles zu thun, und manches liegt unbenutzbar da. Außer den Büchern ist hier noch gar vieles, was in ein Museum und in eine naturhistorische und physikalische Sammlung gehört; anderes, was als bloßer Plunder zu alten Naritäten geworfen werden wird. Dafür sieht man hier die Medaillen des Vatikans, der Republik Venedig, der Städte Mailand und Bologna zum Theil, und die treflichen Sammlungen anderer Städte. Welch ein leichtes Feld für den Kenner und Forscher der Alterthümer und der Geschichte! Auch ost- und westindische Natur- und Kunstprodukte sind in Menge gesammelt, und diese gehören zum Theil den Missionsanstalten Roms, und den Holländern ursprünglich an. In einem großen Zimmer bewahrt man noch eine schöne Sammlung römischer und gallischer, auch fränkischer Alterthümer des Mittelalters, die aus den Archiven und Pallästen französischer Großen gesammelt sind; Urnen, Lampen, Leuchter, Degen, Dolche, Sporen, Teller und manchen kleinen und großen Hausrath, nebst vielen unbekannten Dingen, worüber sich einst die Antiquare noch die Köpfe zerbrechen können. Wir wunderten uns über die kleinen Häufchen, worin manches, was nicht der natürlichen Ordnung nach zusammengehörte, zusammen hingelegt

war. Aber dies war eine politische, die oft mit der natürlichen nichts zu thun hat. Unser freundlicher Führer sagte mit einem Lächeln, indem er an seinen Hals schlug: „Man muß für sich sorgen; ich habe es hingestellt, wie jedes den alten Herren gehörte, und die Namen beigeschrieben. Sie könnten einmal wieder kommen, und dann wäre es doch schlimm.“ Guter Mann, was würde das für Liquidationen mit Köpfen geben, wenn alles zurückkäme mit dem Rechte, das Seinige wieder zu fordern!

Vom Museum der Künste sage ich nur soviel, daß zu meiner Zeit zwei Ausstellungen waren, in welchen ich die größten Meisterstücke der größten Meister sah und anbetete, die Verklärung Rafaels, den Skt. Peter Tizians, Allegris Hieronymus, Augustin Caraccis und Dominichinos Kommunion des Hieronymus, Guidos Fortuna, Andreas Sacchis Skt. Romuald und Skt. Gregor. Wer kennt sie nicht, und hat nicht Beschreibungen davon gelesen, die doch immer nur Buchstaben sind? Unglücklich genug war ich, daß die Denkmähler des Alterthums aus Rom alle noch eingepackt lagen und standen, und ich nur einige geringere davon gesehen habe. Jetzt weiden sich andre am Laocoon und Apollo, denen man damals im unteren Geschosse des Louvre ihre Wohnung bereitete. Aber auch so war der Louvre mir in Paris schon der liebste Ort. Wenn alles aufgestellt seyn, und jedes Gemählde, jedes Bild seine feste Stelle haben wird, dann komme ein Meister und beschreibe, wie solche Dinge beschrieben werden können. Ich gehe also von hier zu den

Denkmählern der Bildhauerei Frankreichs, die schon ziemlich ein Ganzes ausmachen, und eine für Frankreich einzige Sammlung sind. Man hat das, was von den ältern und neuern Werken der Franzosen in Marmor und Stein sich von den zerstörenden Händen eines neuen Wandalismus gerettet hat, aus allen Palläſten, Kirchen, Klöstern und öffentlichen Gebäuden gesammelt,

und ihm einstweilen ein Lokale angewiesen, wie man es für das erste Bedürfniß nur finden konnte. Dieses ist das vormalige Kloster der kleinen Augustiner jenseits, dem Louvre gegenüber, welches der verdienstvolle Pfleger und Hüter der Kinder französischer Genien, der Bürger le Noir, (er ist nun todt) ziemlich gut eingerichtet hat, wie er es nach dem Lokale nur gekonnt. Rührend waren mir die Worte dieses wackern Mannes in der Vorrede zur Beschreibung der Monumente, die in dieser reichen Sammlung enthalten sind, als ich seinen Tod in den öffentlichen Blättern las: „Das Leben geht dahin mit der Geschwindigkeit eines Stromes, und das öffentliche Gute, was ein ehrlicher Mann in einem so kurzen Raum thun kann, ist ein süßer Trost in seiner Seele.“ Schlafe wohl! Dein Leben lebt.

Im Eingange dieses alten Klosters, oder im Vorhofe stehen und liegen mehrere gute und schlechte Statüen, symbolische und historische, in Menge, die zum Theil aus Mangel an Raum hier noch eine fröhlichere Reise ins Innere erwarten, zum Theil ausgebessert werden, andere auch wohl wegen ihrer Mittelmäßigkeit verdammt sind, hier zu paradieren. Von hier geht man nun ins Kloster ein, welches mit großen Gängen und mit Zellen, die aus vielen kleinen mehrere große geworden sind, um einen runden Hof herum läuft. In einzelnen Sälen hat der wackre conservateur du musée die vorzüglichsten Denkmähler der verschiedenen Jahrhunderte aufgestellt, und diese Säle den Denkmählern und dem Karakter der Jahrhunderte gemäß ausgeschmückt. In den Gängen und Vorhallen liegen einzelne zerstreut herum, die entweder verletzt, oder doch geringern Belanges waren. Die Fenster selbst sind zum Theil mit seltenen bemahlten Glasfenstern ersetzt, die man wegen ihrer vorzüglichen Arbeit würdig gefunden hat, hier eine Stelle einzunehmen. Man muß es nur beklagen, daß man nicht gleich ein leeres Gebäude gefunden hat, was

dieser Denkmähler würdiger gewesen wäre. Im Ganzen ist der Raum zu eng, und auch zu finster an vielen Stellen, und ich fürchte nur, daß die alten Mauern die neuen Verzierungen und Veränderungen mit dem Salpeter und der dumpfen Luft verderben und abblättern, und selbst den Denkmählern nicht vortheilhaft seyn werden.

Man findet zuerst in den Gängen mehrere alte Denkmähler, die der Bürger le Noir für gallische nimmt, deren Zeitalter und Ursprung aber von einigen zweifelhaft befunden wird. Nächst diesen sieht man einige Denkmähler von Skt. Denis aus den Zeiten der Merovinger. Von diesen war mir das Grabmahl der Fredegunde merkwürdig, jenes blutigen Ungeheuers, das nebst ihrer Schwiegermutter Brunehilde ein ewiges Schandmahl in der alten Geschichte der Franzosen seyn wird. Ich suchte nach dem Kopfe dieses schönen Ungeheuers, wie man bei dem Teufel nach dem Hahnenfuße und dem Pferdehufe guckt; aber der Künstler hatte ihn nicht auf dem Sargdeckel ausgedrückt.

Dreizehntes Jahrhundert.

Der ganze Saal dem Geschmack dieses Säkulums gemäß, verziert mit vielen Inschriften und zerstückelten Ueberresten von Skt. Denis und andern Orten. Der erste, der hier meine Aufmerksamkeit auf sich zog, (der Mensch will immer das Ungeheure und Gräuliche haben) war Karl von Anjou, der Usurpator Siciliens, der durch den Tod des letzten Hohenstaufen Konradin und durch die sicilische Vesper ewig denkwürdig seyn wird. Er ist im weißen Marmor liegend gebildet, ein schöner Kopf voll Kraft und unzerstörbaren Sieges über alles. Man liest nichts Blutiges in seiner Miene. Dieser Karl der Erste von Napoli war auch der letzte, der mich hier aufhielt.

Vierzehntes Jahrhundert.

Die Statüe Philipp des Schönen aus weißem Marmor. Auch diese spricht nicht mit der Geschichte seines Lebens. Es ist gar eine gute, man kann wohl sagen, schöne Schönheit. — Er steht fast aus, wie sein fünfter Nachfolger, der zweite König aus dem Hause Valois, Johann der Gute, von dem man hier auch eine liegende Statüe sieht — und doch kann es wohl schwerlich größere Antipoden im Karakter geben, als diese waren.

Interessant vor allen war mir das Kenotaphium des Konnetabels Bertrand du Guesclin, des Retters der Franzosen vom Joche der Engländer und eines der größten Männer, welche das Mittelalter erzogen hat. Seine liegende Statüe in Marmor ist sehr mittelmäßig, aber doch spricht der Kopf. Neben ihm steht brüderlich sein Schüler und Waffenbruder und Nachfolger Santerre, der auch einer der Helden jener Zeit ist.

Funfzehntes Jahrhundert.

Noch ist die Kunst in der Barbarei in Frankreich, da sie in Italien schon ihr goldnes Zeitalter erneuert. Dieses Jahrhundert ist sehr leer an Merkwürdigkeiten, und doch war es für Frankreich eines der thatenreichsten, wo zuerst die Engländer fast ganz vertrieben wurden. Die einzige berühmte Statüe hier ist die von der Königin Isabelle von Baiern, der Gemahlin Karl des Sechsten, oder des Tollen, die über ihr Land durch die Engländer unsägliches Unheil brachte, und von der ganzen Nation verabscheut starb. Doch sieht man es dem schlechten Marmor an, daß sie schön war.

Sechszehntes Jahrhundert.

Die Kunst und die Menschen werden edler, alles wird menschlicher und lebendiger, und selbst das äußere Lokale, wo die Werke dieses Jahrhunderts aufgestellt sind, hat ein leichteres und freundlicheres Ansehen, wie es die Gegenstände erfordern, die es in sich enthält. Die Menschen und die Denkmähler werden größer, und in diesem Reichthum und dieser Größe fühlt der hier umher wandelnde Geist doppelt seine Armuth und seine Zweifel, was er sagen, was er zuerst und zuletzt erwähnen soll.

Man sieht hier zuerst den wackern Ritter und Historienschreiber Philipp von Commines, der die Kriege und Händel Ludwigs des Eilften und Karls des Kühnen meisterhaft beschrieben hat. Man sieht seine Statüe, und die seines Weibes neben einander. Zunächst folgt der gute König Ludwig der Zwölfte als Statüe in weißem Marmor und als ein Todter liegend, von dem Florentiner Paul Trebati, der sie in der Mitte des Sechszehnten Jahrhunderts machte. Ich weilte mit Liebe auf dem Gesichte dieses redlichen und biedern Fürsten, der jedem seiner Unterthanen jeden Sonntag ein gutes Huhn im Topfe wünschte. Diese Statüe gehört zu einem prächtigen und nicht ganz schlecht gearbeiteten Monument, wo er und seine Gemahlin Anna von Bretagne in ihrem Tode vorgestellt sind. Aber man sieht hier eine Scheußlichkeit, die über die Gränzen des Schönen hinaus geht, nemlich die verwesenden Körper, die man durch die Oeffnungen dieser beiden Statüen erblickt. Vorzüglich schön sind die Basreliefs an dem Monumente, welche christliche Tugenden und Scenen aus dem Leben des Königs vorstellen. — Eine schöne liegende Statüe in weißem Marmor, Franz den Ersten im Tode vorstellend, von Gougeon, ein treffliches Kunststück dieses berühmten ältern Bildhauers. Außerdem sieht man ein herrliches Grabmahl Franz des Ersten und seiner Ge-

mahlin Klaudia, die man auch dem Gougeon zuschreibt, mit vielen vorzüglichen Basreliefs, die gewiß von diesem wackern Künstler sind und einzelne Thaten des großen Königs vorstellen. — Doch das schönste der Monumente dieses Jahrhunders ist unstreitig das der Familie Heinrichs des Zweiten, der mit seiner Gemahlin Katharina von Medicis in weißem Marmor vorgestellt ist, im Zustande des Todes wie auf einem Bette liegend. Sie sind von der Hand des braven Pilon, eines der größten Künstler, der große Kraft und Stärke des Ausdrucks mit stiller Mäßigung vereint. Es sind gar schöne Köpfe, und ein süßes Wehen des Todes, wie das eines Engels, scheint um ihre Gesichter zu säuseln. Von ihm sind auch zwei Statüen desselben Paars in Bronze vor einem Betpulte knieend. Wie haben sich doch Beten und Morden oft vertragen müssen! Katharine und die Bartholomäusnacht von 1572 gehören zusammen. Man sieht noch von eben dem Künstler diese beiden, jeden besonders, in Hoftracht. Sie ist auch hier nur das schöne Weib. — Die drei Grazien, eine treffliche Arbeit, etwas über vier Fuß hoch aus einem einzigen Marmorblocke von Pilon, eine Gruppe, so leicht und schwebend, so zart verbunden, so still und züchtig fortschwebend, als wenn sie an Acidaliens Quell die Reihentänze um Venus Urania schlängen. Die Gruppe war bestimmt, eine Urne zu tragen, welche die Herzen Heinrich des Zweiten und seiner Gemahlin Katharine enthielt, die selbst als eine der drei Schwestern vorgestellt war. — Eine Statüe zu Fuß von Heinrich dem Vierten von Prieur in Marmor. Ein rechtes Bild dieses guten Königs, dessen schönstes auf dem Pont neuf zertrümmert ist. Sie soll auch, wie le Noir behauptet, äußerst ähnlich seyn nach der Leiche, die man im Jahr 1793 bei der Ausgrabung der Leichen fast unversehrt angetroffen hat. — Die Büste Wilhelm Fröhlichs, eines Schweizers, der als ein wackrer Feldherr Franz dem Ersten diente, und 1562 zu Paris

starb. — Nicht weit von ihm der treffliche Michel Montaigne, ein herrlicher Kopf, der als Greis unschuldig, wie ein Kind, ins Leben hineinzusehen scheint. — Außerdem viele andre Denkmähler berühmter und merkwürdiger Männer und andre schöne Arbeiten von Francavilla, Da Vinci, Cellini, Gougeon, Pilon, Cousin, Prieur und andern, welche das Zeitalter Franz des Ersten erschuf und pflegte. — Mit vielem Geschmack hat le Noir verdienten Künstlern der Nation Denkmähler geschaffen, die sie freilich unter ihren Werken nicht nöthig haben, welche immer die besten seyn werden. So sieht man als einen schönen Genius dieses Jahrhunderts ein Porträt von Erasmus nach Holbein gemahlt, und die Grabmähler von Pilon, Cousin und Gougeon. Vorzüglich schön ist das des letztern, den die Kenner für den größten Bildhauer der Franzosen halten. Man bewundert unter andern noch seine trefflichen Basreliefs an dem Brunnen des Markts der Unschuldigen und im alten Louvre. Mit Kopien dieser Basreliefs und andrer seiner Arbeiten ist das Monument verziert. Die Büste aus Marmor ist von dem geschickten jetzt lebenden Künstler Michallon, der sie nach einer Medaille gearbeitet hat, worauf Gougeon ausgeprägt war. Er hatte das Unglück, ein Reformirter zu seyn, und ward am Bartholomäustage 1572 erschossen, als er im Louvre auf seinem Gerüste arbeitete. Er ist von keinem seiner Nachfolger erreicht worden.

Das siebenzehnte Jahrhundert.

Die schöne Gruppe in Marmor, welche das Mausoleum von Richelieu vorstellt, von Girardon. Er hat die Religion und Geschichte, ein Paar brave Statuen, zur Seite; aber welch' ein Kopf ist er selbst? so einer, der der Welt einen Stoß giebt und spricht: geh vorbei! — Man kann damit das Monument Mazarins von Coyzevox ver-

gleichen, welches in einem ähnlichen Geist noch fast grö-
ßer ausgeführt ist. Der Kardinal knieet, ein schöner und
feiner Kopf mit einem süßen Lächeln. Auf der Basis ihm
zur Seite sitzen drei Statüen in Bronze, welche die Treue,
die Klugheit und die Fülle vorstellen. — Es folgt ihr
großer Zeitgenosse Türenne mit einem Mausoleum von Tu-
by und Marsy, unwürdig eines so simpeln und bescheide-
nen Mannes, so ist alles geschniegelt und verziert und
verschnörkelt, mit einem Prunk bis auf die kleinsten Bas-
reliefs, welcher eines so großen und des edelsten Franzo-
sen seines Jahrhunderts unwürdig ist. Statüen und Alle-
gorien giebt es die Menge. — Louvois Denkmahl von
Girardon und Le Brün's von seinem Freunde Coycevox,
sind freilich auch in Rücksicht der Komposition vorzüglich;
aber das Schönste sind die Köpfe, die recht karakteristisch
da stehen; der harte Louvois mit einer Stirne, die Europa
hundertmal in Flammen setzte, und eine Stadt abbrennen
sehen konnte, wie ein andrer einen Strohhalm, und Le
Brün, der stolze Mahlerakademiedirektor, der den beschei-
denen und stillen Poussin, dem er nicht werth war, die
Schuhriemen aufzulösen, so in die Enge trieb, daß er sein
Italien wieder suchte, woraus ihn nachher nichts weglok-
ken konnte. Jedem kömmt endlich sein Tag, und spät
oder früh entscheidet die gerechtere Stimme der Nachwelt.
Doch wer mag sie alle beschreiben, die Meisterwerke eines
Coustou, Girardon, Desjardins, Coycevox, Sarrazin, Gui-
lain, Anguier und andrer Künstler? Man verliert sich end-
lich unter der Menge des Schönen, und wird mit wech-
selnden Empfindungen hin und her gerissen, und greift oft
nach einer Posse, weil man von Schönheiten überfüllt ist.
Hier findet man auch unter mehrern eine recht große Posse,
nemlich eine seltsame Vorstellung der Dreieinigkeit in terra
cotta, eine Gruppe, wo Gott Vater als ein alter Mann
da steht, Christum zur Seite habend, und der Heilige

Geist grade in der Handlung ist, ihm aus dem Munde zu fliegen, den er mit seinem Taubenkörper halb passirt hat.

Es war doch ein schönes Jahrhundert das verflossene für Frankreich, vorzüglich die letzte Hälfte. Da lebte und strebte alles empor, und große Männer wurden wie Wasser aus der reichen Urne der Natur ausgegossen. Hier ist ein rechtes Pantheon der Nation, wo man gern und oft wandelt unter den Manen aller Guten und Schönen, welche die Regierung Ludwig des Vierzehnten so glorreich machten. Hieher gehe der Patriot und der Weise, sehe, was die Väter unter dem despotischesten Könige waren, und begreife, was ihm im neuen Aufflug des jetzigen Geschlechts geziemt; hieher wandle der Fremdling, der gern das Gute aller Völker und Zeiten sein eigen glauben mögte, freue sich und gehe bescheidener und fröhlicher heim. Was geht über die schönen Büsten jener großen Unsterblichen, die zum Theil von Meisterhand gemeißelt sind! Da leben sie, wie im Elysium, zusammen und alle Formen und Titel sind fort: De Thou und Lulli, Colbert, Sully, Corneille, La Fontaine, Racine, Despréaux, Molière, gehen mit Ludwig dem Vierzehnten und seiner Familie hier vertraulich um; vorzüglich schön aber ist eine Sammlung Büsten von Coiecevox, nemlich Richelieu, Mazarin, Türenne, Colbert, Condé, der große Prinz versteht sich, und andre. Lebt wohl, ihr Seelen der Helden, und nehmt eure Enkel freundlich in euren Olymp auf!

Achtzehntes Jahrhundert.

Viele der Denkmähler des jetzigen Jahrhunderts findet man in dem Hofe (impluvium) des alten Klosters, einem mäßigen Quadrate, um welchen die Säle und Gänge rund herum laufen. Man hat Pappeln und Thränenweiden gepflanzt, und um die Wände sich Epheu und Reben schlingen lassen; aber man hätte auch den hesperischen

Himmel

Himmel sollen hieher pflanzen können. So ist es ein schlimmer Stand hier für die Kunstwerke, besonders wenn bei heftigem Regen, oder Schnee die steilen Dächer ihren verheerenden Vorrath herabgießen. Das neueste Denkmahl hier ist einem berühmten Patrioten der ersten Zeit, und einem noch berühmteren Schauspieler errichtet, dem Britard, oder Brizard, der im zweiten Jahr der Freiheit in dem Alter einiger 70 Jahre starb. Es ist eine einfache Pyramide, und sein Bildniß auf der einen Seite von dem jetztlebenden Künstler Fouçou modellirt. Ferner sieht man hier ein schönes Denkmahl des Marschalls Grafen von Harkourt, der im Jahr 1750 starb, von Pigalle. — Im Innern findet man eine herrliche Kopie der Gruppe von Amor und Psyche, die man in der Gallerie von Florenz bewundert. Sie ist von Peter Legros, einem der größten französischen Bildhauer, der im J. 1719 starb. Sein Meisterstück, die Mnemosyne, findet man in den Thuilerien, und seine Vestalin im Garten der Thuilerien. — Das Denkmahl des Kardinals Du Bois, Regenten von Frankreich unter dem Regenten, mit frommen und demüthigen Worten, die diesem Kardinalerzbischof wohl nöthig waren, der ein heilloses Leben durch eine heillose Krankheit endigte. Die schön gearbeitete und knieende Statue aus weißem Marmor trägt ein äußerst feines und geistvolles Gesicht, das derjenige wohl haben mußte, der vom Barbier und Aufwärter eines Abtes sich zur Stelle eines Schiedsrichters von Europa emporschwang. Das Werk ist von Wilhelm Couston aus Lyon. — Noch sieht man mehrere Arbeiten von dem Lothringer Slodtz, der mit seinem fürchterlich rauhen Namen auch einen sehr rauhen Stil verbindet. Er ist einer der berühmten Bildner dieses Jahrhunderts, und Manche haben ihn, weil er viel nach Michel Angelo gearbeitet hat, sehr freygebig Michel Angelo Slodtz genannt. — Eine schöne Bildsäule Ludwigs des funfzehnten in Marmor von Le Moine, und

das Modell in Bronze jener herrlichen Statue auf dem alten Platz Ludwigs des funfzehnten, dem jetzigen Revolutionsplatz. — Ein hübsches Monument zum Andenken Peyre's, des Wiederherstellers der schönen Baukunst in Frankreich. — Ihm zur Seite will ich sogleich das einfache Andenken Drouais nennen, eines Jünglings, den der Tod im 24. Jahre seines Lebens im J. 1788 in Rom hinwegraffte, der bestimmt schien, einst den größten Preis der Kunst zu sammeln. Er war einer der trefflichsten Schüler des großen David, dessen Schule Epoche machen wird, und war in den Jahren schon Meister, wo so mancher kaum anfängt, aus der Mittelmäßigkeit hervorzugehen. Man sieht in dem Museum der französischen Mahler zu Versailles seine Kananiterin zu Christi Füßen, welche ihm hier in Paris den ersten Preis gewann. — Draußen im Hofe steht noch Piron's Büste aus terra cotta mit seiner eignen Grabschrift: „Ci git, qui ne fut rien, pas même academicien;" es scheint, man habe ihn auch hier bedeutungsvoll von den übrigen Innungsmännern trennen wollen. — Endlich eine Menge Büsten von Männern, die mehr, oder weniger dieses Jahrhundert mit empor gehoben haben, oder in seine Geschichte mit eingreifen: Fleury, Maupertuis, Crebillon der Alte, Mignard, Johann Baptist Rousseau der Dichter, und Johann Jakob Rousseau der Philosoph, Coizevox, Moritz von Sachsen, Montesquieu, Fontelle, Winkelmann, Helvetius, Voltaire, Diderot, Büffon, Raynal, Gluck, und zuletzt Bailly, den Robespierre blutig zu den Schatten schickte. —

Nächst dieser wirklich einzigen Sammlung, die noch alle Tage durch Sendungen aus den Departements wächst, sieht man die meisten französischen Kunstwerke hier im Louvre und in und bei den Thuilerien und zu Versailles im Schlosse und Schloßgarten, wo indessen auch manches durch jenen Wandalismus zerschlagen ist, den man füglicher Kannibalismus nennen kann.

Voranschickung zu vielem Folgenden.

Was ich hier sagen werde, wird freilich an andern Stellen nur in andern Gestalten wiederkommen, aber doch mußte es hier gesagt werden, um es nicht zehnmal an verschiedenen Orten wieder zu sagen. Es soll die kürzeste und nackteste Einleitung seyn zu dem, was man in unsern Tagen politischen Geist der Zeit nennt, ein Name, dem es wie allen Namen geht, daß sie immer mehr sagen, als vernünftige Leute wollen, oder meinen, überall durch Worte ausdrücken zu können. Man ist da in einer großen Verlegenheit, besonders, wenn es keinen Geist der Zeit giebt, der sich festhalten läßt, oder wenn dieser Geist so verwirrt und gemischt ist, daß er dadurch zu Dunst aufgelößt wird, oder so ein alltägliches Ansehen gewinnt, daß man ihn den Bauch- und Magengeist der Zeit nennen könnte; denn ich sehe nicht, warum es nicht mit eben dem Rechte einen Magengeist geben sollte, als gewisse Leute eine Magenseele glauben? Der berühmte Arzt und Physiognomiker Gall in Wien, der bekanntlich den Geist und das Gemüth des Menschen bloß in der vordern Hälfte des Schädels und den Stirnknochen liest, nimmt allein thätige und virtuose Organe an; wenn diese fehlen, so ist einer Tugend ein Laster, und einer Thätigkeit eine Unthätigkeit untergeschoben. Da wird denn nichts weiter gesagt, als: „das Organ der Großmuth, des Muthes fehlt, also muß Niederträchtigkeit und Feigheit nothwendig ihre Stelle einnehmen," und auf diese Weise ist das ganze Ding kurz abgemacht. In diesem Falle mogte sich der Geist der Zeit ungefär in Paris während meiner Anwesenheit befinden. Er schlief gleichsam, oder arbeitete still fort; seinen schönen sowohl, als seinen blutigen Schwung schien er verloren zu haben, eben weil er die Menschen zu schnell und zu wild fortgerissen, und für einige Zeit gleichsam gesättigt hatte. Ueberall ist es schwer, hier eine Gränze zu ziehen

zwischen dem politischen und dem freien Geist der Zeit, den wenige Schriftsteller in ihren Beurtheilungen und Erzählungen der neuesten Volksbegebenheiten unterschieden haben. Manches schreibe man dem irdischen Weltgeist, dem Zufall, und einzelnen Menschen zu, was man für reinen Erguß einer ganzen Zeit und eines ganzen Volks hält. Ist die eingreifende Gewalt eines Teufels, wie Danton, auch Geist der Zeit? Bewahre der Himmel! er ist nur ein unreiner Ausfluß der losgeketteten irdischen Mächte. Der freie Geist der Zeit kann solchen Strudeln, die ihn mitreißen, nachdem er ihnen Wasser gab, nicht wehren. Der freieste Geist der Zeit, wenn es einen geben könnte, würde als ein liebenswürdiger Tyrann herrschen; aber mit ihm würde selbst das Bedürfniß der Gesetze und Regenten dahin seyn. Wie oft läuft die Gesinnung und der Geist der Nationen und Zeiten gegen Verfassungen und Regierer an; hier ist doch wohl der politische Geist der Zeit, in dem sie handeln und leiden müssen, und der freie, der aber nur durch Stürme auf einige Zeit der freieste werden kann, himmelweit von einander unterschieden? Das Schicksal muß, wie den einzelnen Menschen, auch den Völkern oft einen Stoß geben, wenn sie sich mächtig umwenden sollen. Wie war der Zustand der Franzosen, ehe die wiederhohlten Unfälle dieses Jahres ihnen zuerst Klagen, und durch die Klagen wieder Muth gaben, einzelne Männer zu entfernen, die sie als die Unheilbringer und Quellen aller ihrer Unfälle ansahen! Vielen selbst fehlte nicht der blutige Muth, der gern unter aufgehäuften Leichen sich auf den ledigen Thron gesetzt hätte, aber das Volk hätte lieber Sklaverei, als zweite Robespierriaden, erlebt. Es war ein Zustand allgemeinen Kummers und heißer Erbitterung, die aber durch die blutigen Lectionen Geduld gelernt hatte, als die Schlacht bei Verona, der Verlust der Lombardei, das Treffen bei Stockach in Schwaben, und die Ermordung der französischen Gesandten hart auf einander folgten; aber doch war

der Geist des Volks, der unterwürfig und bebend den blutigen Jahren 92, 93 und 94 zusah, auch hier hundisch genug, und während man in den Provinzen schon laut zu klagen und zu murren wagte, dukte hier noch alles unter den Direktoren. Und wahrlich die jetzige Regierung war keine sanfte. Es war unter diesem freiesten Volke dahin gekommen, daß man vor einem lauten und freien Worte bebte. Scheu unterhielten sich einzelne von politischen Dingen, scheuer noch vermieden sie den Frager, und sagten ihm höchstens auf eine wichtige politische Neuigkeit: il n'en transpire rien, „es verlautet nichts davon.“ Die Kaffehäuser dieser lebendigen Pariser waren stummer, als die in Wien; jeder las sein Zeitungsblatt still für sich und mit gesetzter Miene, und stand dann auf, um von den erbärmlichsten Dingen zu sprechen. Es war Ton, von dem nichts zu wissen, ja nicht einmal zu ahnden zu scheinen, was doch jedermann wissen konnte. Die Regierung erlaubte sich jede mögliche Aefferei mit ihnen; die entschiedensten Tollheiten, die ausgezeichnetsten Niederlagen hießen Siege der großen Nation, die zu den Teutschen in Rastadt wie zu Unterjochten gesprochen hatte, Italien tyrannisirte unter dem Titel der Brüderschaft, und jetzt vor den Säbeln der Russen nirgends Stand halten konnte. Es mußten wahrlich Lehrjahre vorhergegangen seyn, um das queckfilbrigste und lebendigste Volk so zahm im Munde zu machen. Es war nicht bloß Zwang mehr, es war schon bei vielen Gewohnheit geworden, wie bei den Wienern. Man wußte, was das menschliche Wort für ein schlimmes Ding ist. Man kannte Cayenne und Oleron und den Tempel und die Abtei, wohin so mancher witzige und muthwillige Skribler und Volksaufklärer hatte schiffen und einkriechen müssen. Die Lehre hat zu allen Zeiten gegolten, wie der Rath, den ich einmal in Wien von einem Patrioten für das österreichische Regiment las, man solle nur alle die politischen und philosophischen Schwätzer einige

Jahre die Muskete tragen, und ihnen bei Gelegenheit das üppige Fell gerben lassen, sie würden sich besinnen und gute Bürger werden. Leider ist diese Art, gute Bürger zu machen, selbst da Mode, wo die Leute einem von Freiheit die Ohren taub schreien. Die, so oben am Ufer auf dem Trockenen stehen, freuen sich über die vom Sturm empörten Meereswogen, und mancher sucht Stoff für eine Ode in ihrem wilden Elemente, während der kämpfende Schiffer in jedem krachenden Balken den Tod hört. Wie schön leuchtet ein Feuer durch die Ferne in der Nacht, welches die Wohnungen von Tausenden verzehrt! Mögten doch die, welche in einem düstern System alle Weisheit ausgeschöpft und in schönen Worten und Gesetzen alles Glück und Heil der Nationen begründet sehn, mögten sie doch die Augen ein wenig in die Runde wenden und sehen, durch welches Getriebe sich die Maschine der Welt regiert; sie würden mäßiger gern manches Schöne und Gute nicht bezweifeln, aber auch manche Flitter sich entfärben, und manchen Firniß sich abblättern sehen, wovor Viele wie vor Götzen knieen. Die Franzosen haben, wie sonst mit den unschuldigen Moden, so auch mit der neuen Revolutionsmode das Urtheil gar Vieler blind für sich gehabt, die von dieser liebenswürdigen Nation, die für die Bildung und Verbildung des übrigen Europens so viel gethan hat, alles Schöne erwarteten, alle kleinen und grossen Dinge, die sie thaten, oder nur sagten, mit einer Art von Enthusiasmus annahmen, und selbst Lügen, die kaum der leichtfertigste dieses leichtfertigen Volkes ohne Erröthen aussprechen mögte, enthusiastisch vertheidigten. Es wäre unbillig und barbarisch, das Große und Menschliche dieses Volks, das sich das große Volk nennt, wegen der Gräuelscenen der Gesetzlosigkeit zu verkennen, und allenthalben nur die blutige Faust der Revolutionsgährung und das blinde Ungeheuer der Gleichmachung zu erblicken; und noch unbilliger wäre es, alle diejenigen als schlechte Bür-

ger und als blutgierige Menschen verketzern zu wollen, die warm das Interesse der Franzosen ergreifen. Man kann für so eine Vorliebe, für einen solchen Haß nicht. Sie beruhen oft auf frühen kindlichen Eindrücken der Jugend, oder auf einzelnen Anstößen der Laune und des Kopfes in späteren Jahren, und man kann dabei ein edlerer Mensch und ein thätigerer Bürger einer gesetzlichen Monarchie seyn, als Mancher, der sich für blinde Ukasen und verrückte Religionsedikte todt schlagen läßt. Aber haben solche blinde Vergötterer, solche kopflose Schwärmer, solche inspirirte Gläubige denn auch ein Recht, ihren neurepublikanischen Glauben (sie halten ihn wenigstens für neu) zum alleinseligmachenden machen zu wollen? Es giebt bis auf diesen Tag Menschen, und zwar Menschen, die kein Kind traurig machen könnten, welche meinen, auch Robespierre's Zeit sei nothwendig gewesen, um die französische Nation zu retten; aber man kann nur so von der Hyäne sprechen, wenn sie auf fremden Feldern brüllt und fremde Kinder verschlingt. Noch sieht man in vielen Gesichtern der Pariser Spuren dieses scheußlichen Ungeheuers. Er hätte nur zwanzig Jahre herrschen sollen, und das urbanste Volk wäre vielleicht das rauheste, das liebenswürdigste das ungefälligste geworden. So ein politischer Phaeton erwärmt nur wenige, die sonst im Eise verdarben; während er Millionen versengt und verbrennt.

Es ist nicht der Zweck dieser leichten und frohen Schilderungen, die nur die freundlichen und lebendigen Seiten des Lebens beleuchten sollen, eine Geschichte der politischen Begebenheiten Frankreichs während des Sommers 1799 zu geben. Ohne Anmaßung treten sie lustig hinzu, und gucken ein wenig durch den Schleier, der die Bühne der Spieler verdeckt; sie horchen hie und da, sehen, so viel sie mit ihren flüchtigen Spionenaugen können, und erzählen es arglos wieder, und machen sich nicht kraus, wenn weisere und ehrbarere Folianten sie von den modern-

den Gerüsten der Unsterblichkeit zurückjagen. So wahr, wie der Mensch mit seinen Maulwurfsaugen und seinem Herzen, woran so viele Polypen saugen, seyn kann; so ehrlich, als man Narren und spielenden Kindern es in dieser ernsthaften Welt erlaubt; so munter, als eine Zeit voll Schlachten, Hungersnoth und zerschlagener Buchdruckereien ist, will ich mein kurzweiliges Schattenspiel zur Belustigung vorüberführen, glücklich, wenn Einige nur im Scherze Ernst, und in rohen Umrissen die Aehnlichkeit mit menschlichen Zügen sehen. Ich hoffe auch ein Reich der Frommen und Guten, ich schwärme und träume auch von Veredlung und Fortschreitung, aber bis jetzt wandle ich im Reiche der Welt, das der Teufel dem Erlöser zeigte, und in diesem Reiche der Welt ist noch immer der alte Hader, der seit Prometheus Diebstahl und Pandorens Büchse sie so oft auf den Kopf gestellt hat. Wer nur Einen Menschen — sei es Hinz, oder Kunz, der Klügste, oder der Dümmste — versteht, versteht auch ein Volk. Wer die Regierung der kleinsten Stadt ergründet, ergründet die eines Volks. Wer aber keinen Karakter überall nicht verstehen kann, der muß auch sein Urtheil über menschliche Dinge zurückhalten; er wird im Himmel, oder in der Hölle seyn, wenn er auf dem kleinen Planeten seyn sollte, den wir Erde und oft etwas unbescheiden Welt nennen. Die Erde wird durch physische Macht regiert, und die moralische kann höchstens lenken, oft liegt sie unter, und öfter kämpft sie, und wegen dieses ewigen Streits träumt der Gute sein Himmelreich und sein Elysium, wo der böse Geist nicht hinkommen darf.

Wie Paris der Fokus war, der seine Flammen allenthalben hinschickte, woher er die einzelnen Strahlen erhielt, so fühlte es den Brand auch am heißesten, und nirgends vielleicht sind bei den Bürgern des Staats die Einwirkungen der verschiedenen politischen Umwälzungen wohl größer gewesen. Jedes Schlimme und Gute zeigte hier seine teuf-

lische und göttliche Energie am thätigsten, und ließ Spuren in den Gemüthern und auf den Gesichtern zurück, die bei Schwachen und Gebeugten unauslöschlich sind, und vielleicht noch ihren Kindern anhängen werden; der stärkere Mensch steht und besteht mehr durch sein Eignes, und handelt und leidet mit andern Ursachen und Wirkungen. Hier in dieser feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven sehr aufgelöst, und die Gemüther selbst verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen sandten ihre markigen Ungeheuer, die Million von Weichlingen zu beherrschen, und allenfalls zu decimiren, welche sonst nur Vergnügungen geliebt, und in der neuen Freiheit, wie sie Europa in ihrem schönen Anfang ehrte und bewunderte, die mildeste und sanfteste Tochter des Himmels angebetet hatte. Die Pariser fühlten sich verloren, als man nach Köpfen und blutigen Opfern schrie. Sie ließen das Schwert fallen, das die Mörder von Avignon und Marseille ergriffen, nebst dem niedrigsten Pöbel, der so gern meint, weil er nichts besitzet, ein Recht zu haben, andre aus ihrem Besitz zu jagen. Doch was erinnere ich an eine Zeit, die schwarz und gespensterartig an dem Abgrund des versinkenden Jahrhunderts steht, und die einst neben der Vesper Siciliens, der Bluthochzeit des 24. August und den Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten mit Flüchen zur Nachwelt geschickt werden wird? Das Volk, das im jungen Frühlingssonnenschein seiner gepriesenen Freiheit aufzustreben anfing, das harmlos und fröhlich dem ganzen Europa seinen süßen Traum erzählte, ward leider des Rausches inne, der hier unterm Monde nichts festhält, und sah sich ohne die Bande der alten Gesetze, und ohne die Ketten, woran es ein mehr als hundertjähriger Despotismus geschmiedet hatte, jedem Schurken und Schwärmer Preis gegeben. Die böse Gottheit siegte im ungleichen Kampfe über die gute, die Schranken fielen, die den König und die Repräsentanten schieden; er war, viel-

leicht eben so sehr, weil er zu gut, als weil er zu schwach war, den höllischen Waffen nicht gewachsen, und verlor mit größerm Muthe und Ruhme das Diadem und den Kopf, als er sie getragen hatte. Sein Sturz riß Tausende ins Verderben. Nicht bloß seine Freunde fielen, sondern selbst diejenigen seiner Feinde, die bei dem blinden Partheihaß doch noch nicht Menschenblut wie Wasser fließen sehen konnten. Es folgte Dantons und Robespierrens Regiment mit Septembernächten, und Pulver- und Wasserhochzeiten, die unter dem Namen der republikanischen von den Ungeheuern gefeiert wurden. Seit Robespierrens Sturz hat sich der Staat durch den Schwung gehalten, den einzelne große und kräftige Männer in Kriegs- und Friedensgeschäften ihm gaben. Das Rad, das einige Jahre durch Blut rund getrieben war, konnte nun von sanfteren Händen desto bequemer umgeschwungen werden; das Volk war froh, nur nicht ersäuft und guillottinirt zu werden, und ließ sich die äußerste Anspannung gefallen, weil man ihm in der Ferne immer Ruhe und Frieden zeigte. Was seitdem geschah bis auf unsre Zeit war das Werk einzelner Männer. Die Menschen der Hauptstadt waren ruhig, und lernten schweigen und gehorchen, wie unter dem alten Regimente. Höchstens waren in den entfernteren ärmeren und gebirgigten Departements (Bergbewohner sind immer die eifrigsten Demokraten) noch zuweilen wahre Aufwallungen des Freiheitsgeistes. Das Andere, was man dem Auslande so schön vorhielt und vormahlte, war größtentheils Gaukelei der Regierung und ihrer Agenten, eine Art von Theaterspiel, wie es im Anfange der Revolution schon Anacharsis Kloots zu spielen wußte. Wenn man mir hier widerspricht und sich auf den Eifer beruft, mit dem die Heere gefochten, auf die Aufopferungen, welche die Bürger gemacht haben, so ist das ja nichts Außerordentliches, und kann höchstens einem Teutschen außerordentlich scheinen. Das demokratische

System, von welchem die Machthaber und Schlauköpfe wenigstens das beibehielten, was sie brauchen konnten, ist mehr als ein andres zur gewaltigen Energie geeignet, wenn es gleich selten eine lange Dauer behauptet hat. Das Eine Wort, jeder Bürger ist ein gebohrner Soldat seines Vaterlandes, und muß fechten, wann es nöthig ist, macht eine Nation von 24 bis 30 Millionen Menschen mobil, und wie soll eine anders eingerichtete Verfassung dem furchtbaren Drucke begegnen, den eine Million Krieger machen kann? Warum haben alle Demokratien die meisten Kriege gehabt, und die größten Eroberungen gemacht? Das kann nicht von Ungefähr kommen. Wie die Menschen, so waren auch die Güter derselben Gemeingut geworden, und nach einem neuen System des Völkerrechts plünderte man Nationen, um sie frei zu machen, und machte sie frei, um sie zu plündern. Welch ein Fund von unversiegbaren Goldminen war dies, und welchen Vortheil hatte man über die Alliirten, die wenigstens nicht so frisch auf ein Chaos losarbeiten konnten, aus welchem eine neue Welt entstehen sollte! Sie wollten die alten Formen schützen, mußten also auch zu ihrem Schaden darin einhergehen; die Franzosen aber sagten laut, wenigstens einige von ihnen: Diese Generation müsse im Streit untergehen, daß die folgende frischer aufgehe, und die Gewalt müsse die Freiheit schaffen, damit der freie Wille sie nachher behaupte. Aber, alles dieses bei Seite gesetzt, giebt es denn nicht außer dem Freiheitsgeiste einen andern, welchen die Meisten bei den Urtheilen über die Franzosen vergessen zu haben scheinen? War denn nicht eine Zeit, wo die Franzosen, von Turenne und Condé angeführt, und von Colbert und Louvois regiert, die Freiheit Europens eben so bedrohten, wie noch vor zwei Jahren? Und doch nennt die Geschichte jene herrliche Epoche gerade diejenige, wo der Adel, die Parlamente, kurz das ganze Volk den Rest der Freiheiten verloren, wodurch sie sonst die königliche

Gewalt balancirten, und wo Ludwig der Vierzehnte und seine Minister und Dragoner leicht vollendeten, was die beiden großen Männer Richelieu und Mazarin, der erste stark, der zweite schlau, begonnen hatten. Man hat vergessen, daß es einen National- oder Volksgeist giebt, der oft eben so kräftig wirkt, und eben so groß handelt, als alles, was Schwärmerei und Begeisterung für Freiheit ausschreien. Dieser Volksgeist, ein eben so reiner oft, als der der Freiheit, der bisher nur in Worten eine ganze Welt mit Liebe umfaßte und beglückte, lebt bei jeder edeln und großen Nation, die sich ihrer Unabhängigkeit versichern kann, und wirkt auf das Herrlichste. Wofür schlagen die Engländer sich so brav? wahrlich nicht für Pitt und sein System, sondern um ein Volk zu bleiben, und ihren uralten Nebenbuhlern nicht unter die Füße zu fallen. Wodurch waren die Schweden, eine kleine, aber unbesiegbare Schaar von Heldenmännern, so groß und gefürchtet? wodurch sind sie gegen den russischen Koloß noch nicht zertrümmert? Ich antworte, weil sie den Stolz und Sinn eines Volks haben, das noch heute mit Enthusiasmus seine Gustave, Horne, Torstensone und de la Gardies nennt, und sich edelmüthig ihre Thaten zueignet. Selbst Völker, die nicht nach Gesetzen einer freieren Verfassung, sondern bloß durch die blinde Willkühr regiert werden, können von diesem warmen Feuer einen Funken in sich fühlen, der entbrennt, wenn ein fremdes Volk die Grenzen derer anfällt, die nur durch Eine Sprache mit ihnen vereinigt sind. So ist der Russe am baltischen Meere nicht gleichgültig, wenn der Türke am schwarzen Meere plündert; aber wie mancher Teutscher an der Ostsee und Nordsee liest es als eine gleichgültige Neuigkeit, daß die Fremden Südteutschland mit verheerenden Waffen durchziehen. Weil der Nationalgeist fehlt, ist ein Volk von 30 Millionen Menschen der Spott Europens geworden.

Was man auch schwatzet und schreibt, mich dünkt, ich kenne die Franzosen so viel, daß selbst jene Royalisten und Aristokraten und Anarchisten, denen man Schuld giebt, daß sie das Verderben des Vaterlandes wollen, bittere Thränen weinen würden, wenn sie Fremde darin herrschen sähen. So werden es immer die erbittertsten Partheien eines Volkes wollen, das wirklich Eins ist. Dieser Geist konnte selbst durch die Sünden Ludwigs des Vierzehnten; und durch das Elend und die schmachvolle Maitressenregierung seines Urenkels Ludwigs des Funfzehnten nicht ausgelöscht werden. Es wird bleiben, wenn auch alles wieder in die alten Formen zurückkehrt. Man höre die Emigranten, diese Unglücklichen, die durch die Welt gejagt werden; sie, die ihre Feinde, die Regenten ihres Vaterlandes, mit Flüchen verfolgen, die nur in fremden Waffen ihre Rettung und Rückkehr zu sehen scheinen, verdammen doch größtentheils den Gedanken an die Möglichkeit, daß Frankreich jemals ein Raub der Fremden werden könne und solle. Ich habe von mehreren die Aeußerung gehört, daß sie jeden Erfolg der französischen Waffen mit Freude vernehmen, obgleich er ihre Wiederherstellung immer weiter hinauszuschieben scheint. Die alte Liebe siegt da über den neuen Haß.

Ich bin nicht so keck, zu behaupten, daß alles, was man als Freiheitsgeist auswärts bewundert und verdammt, bloß Nationalgeist sei. Es giebt noch Bürger, die die Hoffnungen der ersten Jahre des neuen Zustandes noch nicht aufgegeben haben, die im Glauben an eine Vorsehung meinen, aus der Gährung und dem Blute und Verderben müsse endlich durchaus was Gutes entspringen. Es giebt andre, die alles mit Gewalt brechen und zwingen wollen, die laut schreien, man dürfe durch jedes Mittel das Gute und das Heil der Nationen befördern. Diese, denen Danton und Marat und Challier noch Märtyrer der Freiheit heißen, und welche die Septembernächte und

die Meynungen der Straße Grenelle mit rothen Buchstaben in den Kalender schreiben, mögten gern alle festgeketteten Teufel wieder loslassen, und auf den Trümmern derer, die nun herrschen, ihren blutigen Thron erbauen. Ob man den Geist dieser Schwärmer, (einige mögen doch ehrlich seyn) oder Schurken vielmehr, Geist der Freiheit nennen darf, ist wohl keine Frage. Doch weg von diesen Unreinen, von denen ich bald mehr sagen muß!

Wenige sind nur noch, denen es um die Freiheit warm im Herzen ist, die in ihr das schönste Gut des Bürgers, und das Angeld aller Veredlung und Größe ehren, die von ihr ein besseres Geschlecht hoffen, das fern vom Blute der letzten fünf Jahre, fern von Regierungslosigkeit und von zu vieler Regierung, noch immer eine Zeit hoffen, wo man unter dem Schutze weiser Gesetze die Tage der Gleichmacher vergessen wird. Die Meisten gehen dumpf und gefühllos einher; sie wissen nichts von der Republik, sie lesen mit Lächeln die Rodomantaden der Regierung, und mit Schrecken die Ausrufungen der Jakobiner. Sie stehen weit unter allen den Hoffnungen, die auch sie sich einst machten, und haben für die Angelegenheiten des Volks und der Welt, die eine zeitlang jeder Franzose von Paris mit zu besorgen meinte, wieder die kleinen Angelegenheiten des Herzens, Vergnügungen, Schauspiele und Tagesgeschwätz übernommen. Den Meisten dieser Leute ist es gleichgültig, wie es geht, wenn sie nur endlich Ruhe haben, und das Land den Frieden bekömmt. Ich glaube, Jupiter könnte ihnen jetzt den Klotz der Frösche geben, und sie würden ihn geduldig ertragen können, als sie ihren letzten guten König trugen.

Ich habe oben schon erwähnt, daß vor der Veränderung, oder vielmehr dem Sturz des größten Theils des alten Direktoriums hier ein recht despotisches Schweigen und Flüstern war. So hatten diese fünf Despoten, die Schreier der Freiheit bei den Fremden, alles eingeschüch-

tert und eingeschult; so frei waren sie mit Kerkern, Konfiskationen, Deportirungen und Entsetzungen gewesen, daß man in der weiland freien Stadt vor dem schwülen Sirroccowind des Despotismus den Mund nicht aufthun durfte. Es war wirklich eine recht erbärmliche und freudenlose Zeit. Ich kannte die offenen und kühnen Franzosen hier gar nicht wieder, wie ich sie zum Theil in den entfernteren Departements gefunden hatte. Es war ein Haufe zitternder Sklaven, der, allenthalben von Peitschenvögten und Spionen umgeben, sich immer erst umsah, ehe er ein leises und schwaches Wörtchen zu äußern wagte. Hiezu kamen die Unfälle der vaterländischen Waffen, die man umsonst zu verkleiden suchte, die Unterdrückungen bei den Volkswahlen in den Départements, die Muthlosigkeit und Hülflosigkeit des Handels und aller Gewerbe, und über so viele Uebel hatte man nicht einmal den kleinen Trost, ein Wort sprechen zu dürfen. Endlich machte sich der Geist des Unmuths doch durch ein dumpfes Murren Luft, während öffentlich alles im ehemen Gleise der Decenz und Unbekümmertheit einherging. Aber so gut war die geheime Polizei und Spionenhande der Regierung bedient, daß kaum das Gesicht, geschweige denn die Lippe, sagen durfte, was das Herz drinnen dachte, und daß man selbst auf die Bänke der Theater, und in die wilden Freuden der Gärten Argwohn und Behutsamkeit mitbrachte. Man meinte endlich, dem Volke ein Spiel geben zu müssen, und hätte den Unmuth gern wo anders hin gelenkt, den man endlich nicht dämpfen zu können hoffte. Reubel, einer der verhaßtesten von den Fünfmännern, war ausgefallen, und sollte durch Sieyes ersetzt werden. Die übrigen vier erklärten, sie seien bereit abzutreten, wenn es der Wille und das Wohl des Volkes forderte; aber man kannte dieses Spielen mit Worten, und murrte endlich lauter.

Doch vorwärts zum handelnden und wandelnden Leben der politischen pariser Welt. Vielleicht wird manches dann klarer werden, was jetzt im Allgemeinen nur dunkel angedeutet ist. Das Erste also sei das Theaterspiel, wodurch man den eigenen Haß auf Fremde abladen wollte, eine Feier des Trauerspiels, das den aufgelösten Kongreß von Rastadt so berühmt machte, und dessen Getriebe bis jetzt noch in Dunkel gehüllt ist, indem es immer von dem Einen dem Andern zugeschoben wird. Dieses tragikomische Spiel war

Das Leichenfest der unweit Rastadt ermordeten französischen Gesandten.

Man hatte darauf alles schon seit einigen Wochen vorbereitet, und suchte den Mord zur Angelegenheit des Hasses und der Rache des Volks zu machen, die man selbst am meisten fürchtete. Es ist hier nicht der Gegenstand, über diese dunkle Abscheulichkeit unnütze Worte zu machen. Sie aufzuklären, mag Andern überlassen bleiben, ich erzähle nur, wozu man sie benutzte. Das Geschrei des ganzen Volks war anfangs nur einstimmig das der Rache und des Abscheus, welche die Regierung und die Flugblätter geflissentlich zu nähren suchten. Viele sahen in diesem Morde den Ruhm der französischen Waffen neu aufblühen, und den Geist des Patriotismus erwachen, und man hörte die emphatischen Worte: „man wird die Oesterreicher von der Erde vertilgen, um das Blut unsrer Gesandten zu rächen; jeder gemeinste Soldat wird nun ein Tiger werden, und keinem Unger Quartier geben,“ und was der leichten Worte mehr waren. So ging es einige Wochen im ersten Ergrimmen. Allmälig wendete sich aber die Stimmung bei Vielen, und mancherlei Gerüchte, vielleicht alle gleich unwahr, liefen über die Lippen und durch die Ohren der Leute, und einige dieser wagten es sogar,

die

die Regierung als mitverschworen bei dieser schwarzen Mordgeschichte zu nennen. Man hatte also mehr als Einen Grund, unter der Autorität derselben mit dem größten Pomp die Schatten der Gemordeten zur Unterwelt zu senden, und zugleich einen Ableiter des allgemeinen Hasses in diesem Schauspiele zu suchen. Es fiel in die ersten Tage des Junius. Jean Debry, (einer der Gesandten) grade Präsident im Hause der Fünfhundert, kündigte in einer pathetischen Rede, die ich mit anhörte, unter tausend Flüchen, Gebeten und Thränen die Feier an, und erzählte dann belustigend genug die Abendtheuer der schwarzen Nacht des 9. Floreal, wo die That vollbracht war. Anfangs hörte man den Widersprüchen seiner Erzählung, die mich an die Erzählung von Falstaffs nächtlichen Heldenthaten erinnerten, aufmerksam zu; als er aber auf sich selbst und seine Abentheuer kam; ward die Sache zu scherzhaft. „Von 24 Wunden durchbohrt, kroch ich in einen Graben voll Gestripp und meinte, mein elendes Leben an meinen Wunden ausbluten zu müssen, als ein Paar Bauern mich fanden, und mich halbtodt nach Rastadt brachten.“ — Als er diese Worte mit dem größten Ernste sagte, da lachten die meisten seiner Kollegen, und sahen ihn bedeutend an, als wollten sie sagen: „zeige denn eine Spur der gefährlichen Wunden, die du vor vier Wochen erhalten hast.“ Um dem ganzen Dinge mehr Ansehen zu geben, hatte man grade den Tag angesetzt, wo Sieyes von Berlin zurückkommen sollte, dessen Wahl sehr populär war, und von dem die Regierung selbst durch ihre Ausschreiber und Ausschreier die beste Meinung zu verbreiten suchte. Auf dem Marsfelde, wo die Herrlichkeit des Festes sich zeigen sollte, war alles angerichtet und zugerüstet, was die Augen bestechen konnte, und die Herzen verführen. Der Altar des Vaterlandes war in ein Elysium verwandelt, (so hieß es in der Beschreibung) und von Ulmen, Pappeln und Akazien umgrünt. Aus einer

Gruppe Eichen erhub sich die Statue der Freiheit, und auf einem marmornen Altar zu ihren Füßen brannten wohlriechende Sachen. Jünglinge standen in antiken Priesterkleidern, und unterhielten die Flammen auf den Altären und auf kleinen Gefäßen, welche hie und da angebracht waren. Mitten im Marsfelde sah man eine Pyramide, das Centrum des Festes, deren Inschriften zu merkwürdig und bezeichnend sind, als daß ich sie nicht hersetzen sollte. Man las auf den vier Seiten: „1) Den 9. Floreal im 7. Jahre (der Republik) um 9 Uhr des Abends, hat die österreichische Regierung durch ihre Truppen die französischen Minister ermorden lassen, die zur Friedensunterhandlung nach Rastadt geschickt waren. Rache! 2) Sagt Frankreich, daß es nicht Teutsche, daß es Oesterreicher sind, die ihre Hände in unser Blut getaucht haben. (So sprachen zu Jean Debry die andern Minister auf dem Kongreß zu Rastadt.) 3) Das meuchelmörderische Oesterreich ruft die Banditen, die Mörder, die Giftmischer auf, um den gesitteten Zustand Europens wieder zur Barbarei zurück zu führen. (Rede Jean Debrys im Rath der Fünfhundert). 4) Eine mordende Regierung, eine Regierung, die das Völkerrecht verletzt, setzt sich selbst aus dem Gesetze der Nationen heraus.“ Den Wald von Bäumen, der rings umher angebracht war, hatte man zum Theil mit großen Kosten hieher transportiren lassen; denn auf dem Marsfelde selbst sieht man nur einige Pappeln, die ihr Alter von wenigen Jahren her datiren. Vor der Pyramide standen zwei Urnen aus Porphyr mit der Inschrift: Den ermordeten französischen Gesandten. Cypressen und Thränenweiden beugten sich über sie.

So war die Scene schon am Vortage des Festes vorbereitet, und lockte eine Menge Neugieriger hin, um die Sachen zu beschauen. Unter diesen war auch ich einsamer Fremdling. Das Marsfeld ist ein schönes Oblongum, etwa 10 Minuten lang, mit einem Viertel Breite der

Länge. Rund umher ist ein Erdwall etwa 20 bis 30 Fuß hoch aufgeworfen, das eine Ende ausgenommen, welches die Vorderseite des ehemaligen Kadettenhauses, jetzigen Hauses des Marsfeldes, einnimmt. Der Wall ist schön mit einer doppelten Reihe von Linden und Ulmen bestanzt, und mit grünem Rasen bedeckt, und auf ihm lagert sich die Menge der Zuschauer und Zuhörer. Dieses Marsfeld hat nichts mit der Bedeutung des alten römischen Marsfeldes zu thun, obgleich auch Julian sein Marsfeld in dieser jenseitigen Stadt anlegte; (denn diesseits war damals kein Paris) sondern es hat den Namen von den alten Volksversammlungen der Franken, die, wie bei den Lombarden auf den Ronkalischen Feldern bei Pavia, gewöhnlich im Anfange des Frühlings, im März, gehalten zu werden pflegten, Versammlungen, die freilich auch viel vom Mars hatten, weil jeder Magnat mit seinem besten Streithengst, seiner glänzendsten Rüstung und seinen stattlichsten Vasallen aufzureiten pflegte.

Am Morgen des Festes verkündigte von Viertelstunde zu Viertelstunde ein Kanonenschuß das Leichenbegängniß. An allen Ecken und auf allen Plätzen schrieen die Kolporteurs Ankündigungen der Feierlichkeit und des Zuges, wunderbare Erzählungen des Mordes und Flüche und Betheurungen der Rache ab, sangen Verse, verkauften Bilder und Pasquille, worin Debrys zerfetzter Rock mit seinen 24 Wunden blutig zu sehen war, und seine Kollegen zerhauen auf der Erde lagen. Unter diesen waren einige witzige Schreier, die ganz fein gegen die Ordnung des Tages anbellten, und das ganze Ding persiflirten zum großen Ergötzen der meisten Bürger. Die Administrationen der Municipalitäten versammelten sich zuerst, jede in dem Tempel ihres Arondissements, und machten ein Kunststück, um die Ehre der Konskribirten rege zu machen. Vor jedem Tempel nemlich waren zwei Säulen aufgerichtet, eine weiße und eine schwarze. Die Präsidenten rechne-

ten nun die Namen der Konskribirten auf, und schrieben auf die weiße Säule die, so sich zu den Fahnen des Vaterlandes gestellt hatten, auch die, so freiwillig sich erboten hatten, die Republik zu vertheidigen, und das Unrecht zu rächen, das allen Nationen in der Person der französischen Gesandten zugefügt ist. Ihnen zu Ehren, und der Republik zum Heil wurden Siegeshymnen gesungen, und darauf beschmierte man die schwarze Säule mit den Namen derer, die nicht abreisen wollen, mit der Erklärung, daß sie nicht eher ausgelöscht werden würden, als bis sie ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllten.

Um die Mittagszeit versammelten sich die übrigen Admistrationen, die zum Seinedepartement gehören, das Nationalinstitut, das Kassationstribunal ꝛc. und zogen langsam vom Louvre zum Hause des Marsfeldes, von Truppen begleitet, die mit geneigten Waffen und einem militärischen Todtenmarsch marschirten, indem Trommeln und Pfeifen beflort, und selbst der Arm jedes Bürgers im Zuge mit einer schwarzen Binde umhüllt war. Von allen Seiten her kamen einzelne Bataillons der Garnison, und füllten das Feld mit Waffen. Die fremden Gesandten, die Familien der Ermordeten, das Direktorium mit seiner Garde langten gegen zwei Uhr im Hause des Marsfeldes an. Die Früheſten indessen, und die von diesem Tage unstreitig den größten Nutzen gezogen haben, waren die patriotischen Bürger, welche bei dem Andenken an die Todten doch die Sorge für die Lebendigen nicht vergaßen. Diese waren um eilf Uhr schon auf ihrem Platze. Zu beiden Seiten des Feldes hinter dem Walle zwischen den Alleen war eine Menge Zelte aufgeschlagen, als wenn hier ein großes Lager zu stehen kommen sollte. Tische, Bänke und Stühle waren bereitet für die, so müde und hungrig geworden waren; große Tonnen Bier und Wein waren auf einander gestapelt; Schinken lagen mit ihren elegantesten Enden auswärts, Mettwürste hingen in Kränzen, und

Braten dampften auf Kohlen. Ein Heer von Fruchthändlerinnen, Wasserträgerinnen, Kolporteurs und Limonadeschenkern hatte vom Revolutionsplatz bis zum Marsfelde eine weite Hecke gebildet, und konnte auch dem Unkundigsten den Weg weisen. Weil der Mensch so gern von Geköpften und Gemordeten etwas sieht und hört, selbst hier noch, wo er es eine Zeit alle Tage sehen konnte, und weil man heute so was zu sehen und zu hören meinte, so hatte sich eine zahlreiche Menge eingefunden; besonders drängte sich alles um den Pallast des Marsfeldes. Alle Säulen hingen voll, auf allen Knäufen und Fenstergesimsen standen deren, und an den Thoren und Pforten ließen sie sich von der Wache beinahe zerstoßen und zerschlagen, ehe sie wichen. Man wollte nemlich den neuen Direktor sehen, von dem man Wunderdinge hoffte und erzählte, man wollte auch den Mann sehen, der 24 Wunden erhalten, und sobald wieder in heiler Haut erscheinen konnte; (Er war aber als Mitglied der Fünfhundert nicht hier, welche, als Bewahrer und Träger der Majestät und Gesetze, dekretiren und befehlen, aber ihre Diener senden, zu vollführen und zu gehorchen) man wollte die Weiber und Kinder derer sehen, die durch einen bösen Tod plötzlich die edelsten und ersten Bürger des Vaterlandes geworden waren. Doch die größte Menge hatte sich rund umher auf den Wällen postirt, zu deren Füßen das Militär eine undurchdringliche Hecke gebildet hatte gegen die, so zu schauen und zu hören begierig waren.

Nach einem langen Harren in der brennenden Sonnenhitze und unter dem Staube, den 400000 Füße erregten, öffneten sich endlich gegen drei Uhr Nachmittags die Thore des Pallastes, und der Zug hub an, von einer herrlichen Kolonne Soldaten geführt und geschlossen, und von der prächtigen Garde des Direktoriums in der Mitte geleitet. Hinter der ersten Kolonne voran sahe man die Familien von den Ermordeten, von

Robespot, Bonnier, Debry und Rosenstiel, denen zwei schwarze Fahnen vorgetragen wurden mit der Statue der Gerechtigkeit, die in der einen Hand ein gezücktes Schwert, in der andern die blutigen Kleider hielt, die Jean Debry trug, als er so zusammengehauen ward. Hierauf marschirte das Direktorium in seiner bunten Harlekinstracht, und die lächerlichen Minister in rothen Strümpfen und Hosen, indem ihnen zur Seite Oriflamen getragen wurden, welche man nach dieser Einweihung den Armeen zusenden wird, denen sie als Flügel der Rache voran wehen sollen. Endlich folgten die Municipalitäten, das Nationalinstitut, das Kassationstribunal, der Generalstab der Truppen ꝛc., und militärische Divisionen, denen Invaliden, Jünglinge und Knaben mit allerlei Symbolen und Attributen voran gingen, schlossen den langsamen Zug. Ihn empfing am Altar des Vaterlandes, wo Sitze für ihn angebracht waren, ein Trauergesang von Chören des musikalischen Konservatoriums, welcher rührend und feierlich durch die stille Luft klang, und selbst die strudelnde und schnatternde Menge einen Augenblick zur Stille brachte. Droben im Zirkel begann Chenier nun, einen Cypressenzweig in der Hand, eine Lob- und Leichenrede auf die Todten, ein ganz erbärmliches Ding, das einer solchen Versammlung durch den Schwulst und Pomp, der die Empfindung ersticken sollte, durch die barbarischen Flüche und Schimpfe, durch die Verfluchungen der Russen und Oesterreicher ganz unwürdig war. Mehrere Redner, die in mäßigen Zwischenräumen rings im Cirkus gestellt waren, hielten sie zu gleicher Zeit mit ihm auf ein gegebenes Signal, und endlich schloß die Rede und die Gesänge und Hymnen ein lautes vive la republique! welches mit einem matten Nachhall von der Menge wiederhohlt ward. Hiebei fiel auf dem Flügel, wo ich Posto gefaßt hatte, ein lächerlicher Spaß vor, der eben so sehr die Andacht des Tages, als den Karakter des Volks zeichnet. Ein altes Weib schrie mit

ihrem Wassercylinder auf dem Rücken unaufhörlich ihr: Qui veut boire, Messieurs? so laut und gellend, daß man vom Redner nichts vernehmen konnte, und war nicht zur Ruhe zu bringen. Unwillig schrie da einer: Jettez la par la porte! Alles lachte nun lauter über das Wort, als sie geschrieen hatte, der Redner mußte inne halten, in zwei Minuten war der Einfall um den Cirkus gelaufen, und er konnte nun wieder fortfahren. Nach der Rede und ihrem Schluß durch Musik und den Donner der Kanonen wurden drinnen von den Gewalten noch mehrere Ceremonien an der Statue der Freiheit und dem Altar des Vaterlandes vorgenommen. Der Präsident weihte dort mit heiligen Flüchen das Andenken des Mordes der Rache der Völker und dem Abscheu der Nachwelt; jeder der Begleitung legte den Eichenzweig, den er in den Händen hielt, am Fuße des Altars nieder; die verschiedenen zerstreuten Divisionen des Militärs versammelten sich um die Pyramide und den Altar; der Präsident segnete, indem die Weihrauchwolken von den Altären zum Himmel wirbelten, die Oriflamen ein, und die Marseiller Hymne und der Donner der Kanonen beschloß das Ende des Aufzugs, der nun wieder in der vorigen Ordnung zurückging, indem sich hinter ihm die Menge über das freie Feld ergoß und die Staubwolken der Füße unter die Weihrauch- und Dunstwolken der Altäre und der Rede mischte. Bald war von dem lebendigen Haufen nur noch ein kleiner Rest zu sehen. Schnell strömte er vorwärts auf verschiedenen Wegen, der eine ins Schauspiel, der andre in die Gärten, der dritte, noch eine Fahrt nach dem Hölzchen von Boulogne zu machen, der vierte hungrig und matt zu seinem magern Tisch und seiner kleinen Hütte. Die die ersten gewesen waren, wurden nun die letzten, und langsam machten die Zelte mit ihren Tischen und Stühlen und leeren Tonnen sich wieder mobil; das Elysium, welches so viele Wälder hatten machen helfen müssen, war in wenigen Stunden ohne

einen Baum, die Altäre verschwanden, der Weihrauch war zerflogen, und nur das zertretene Gras und die bestäubten Bäume sagten, daß hier ein Viertel der Stadt sich bewegt hatte.

Ich ging wehmüthig, wie man in einem solchen Menschengewimmel so leicht wird, mit dem letzten Theil des Zuges ab, um noch einige Stunden des Abends im Elisée zuzubringen. Wie menschlich, wie schön könnte so ein Trauerzug wirken, wenn die Regierung, die ihn anstellt, wirklich eine wackre, wenn das Volk, das ihn mitmacht, wirklich ein freudiges und von Liebe und Hoffnung beseeltes wäre! Aber wie war dies alles doch so ganz anders, als es scheint, wenn man die pomphaften Beschreibungen davon in der Ferne liest! Man hatte aus dem Ganzen ein Gaukelspiel gemacht, wollte es gern zu einem Instrumente der Herrschsucht machen, und die Nation, welche die Regierung nicht lieben konnte, durch Haß gegen Fremde für ihr Interesse entflammen. Aber man sah hier nichts, was den Geist durch etwas Schönes erheben, oder durch etwas Gewaltiges erschrecken konnte. Ein großer Menschenhaufe war da, nicht um vaterländisch und bürgerlich zu trauern, oder nur republikanisch zu empfinden, sondern um einmal wieder ein buntes Schauspiel zu sehen, zu gaffen, zu lachen und zu spotten, und in der zweiten Minute zu vergessen, was er in der ersten sah und hörte. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß außer denen, die mit im Zuge der öffentlichen Gewalten waren, fast alles aus der niedrigsten Volksklasse bestand, die immer lustig ist, ein neues Spektakel zu sehen, und mit Kindern und Narren jedem Popanz nachläuft. Da war keine Stimme des Unwillens, geschweige denn der Rache, die man so gern entzünden wollte, sondern alles hielt sich in Ton und Unterhaltung fein alltäglich. Die verschiedenen Vive la republique! der Redner wurden ohne Theilnahme nur von wenigen aus der Menge wiederhohlt; desto eifriger und lu-

stiger aber machte man Glossen über alles, erzählte sich ärgerliche Anekdoten von den Gesandten; ja mancher meinte, es sei ihnen Recht geschehen, und eben so solle es der Regierung gehen, weil sie dem Volke nicht habe den Frieden geben wollen, als es in ihrer Macht stand.

Was man also erwartet hatte von diesem Feste, erreichte man nicht. Das Direktorium blieb unpopulär, wie es gewesen war, man dachte nicht mehr an Rastadt, als um den Frieden zu beseufzen, den man hätte haben können, und die wachsenden Unfälle und Bedrängnisse des Staats machten die unruhigen Tollköpfe und die eingeschüchterten Patrioten von Tage zu Tage kühner. Kabalen keimten in den Räthen und im Direktorium. Man deckte sich gegenseitig seine Sünden und Gebrechen auf, und suchte sich einander zu überlisten. Der schlaue Sieyes, der manche Mine der Revolution angelegt hatte, während er sich dem Argwohn und Aufsehen zu entziehen wußte, dieser zweite Ostermann spielte mit dem herrischen Barras so fein, wußte geheime Insinuationen, Journalisten, Ausschreier und Drohungen so zu gebrauchen, und durch Unterhandlungen, Versprechungen und Schreckungen die übrigen drei in eine so schlüpfrige Lage zu versetzen, daß sie sich aus dem Sattel gehoben sahen, ehe sie einen förmlichen Angriff ahndeten. Kaum 14 Tage hatte Sieyes unter ihnen gesessen, so traten Treilhard, Merlin und La Reveilliere Lepaux aus dem Direktorium, und die beiden Andern nahmen Männer auf, denen sie für sich keine Gefährlichkeit, und bei dem Volke einige Gunst zutrauten. Dies, was im Lande und auswärts eine Revolution hieß, und wovon man dem Volke gar zu gern einbilden wollte, daß mit diesen drei Männern auch alles Unheil von den Waffen und der Verwaltung der Republik genommen sei, streute doch nur einigen wenigen Schwachköpfen Sand in die Augen, und machte einige bezahlte Schurken schreien und jubeln, während das Volk ruhig und still seines We-

ges ging, als sei nichts vorgefallen. Man wußte wohl, daß diese Drei die Sündenböcke für Reubel und Barras seyn sollten, welche seit Carnots und Barthelemi's Exil und Deportation Frankreich regiert hatten. Welche Unflätereien und Schändlichkeiten also auch auf die Karaktere jener Drei abgeladen, welche unpopuläre Dinge ihnen auch aufgebürdet wurden, der Hauptfaden des Stroms lief gegen die andern zwei, aber er durfte gegen den noch stehenden nicht laut brausen. Das Volk nahm das Ding also untheilnehmend auf, als sei nichts Neues geschehen, und in der That war auch nichts Neues geschehen; denn Barras schien noch immer zu herrschen, und der feine Sieyes wagte es nicht, als ein schlechter Kämpe, der er im offenen Kampfe war, das gefährliche Ruder auf Kosten seines Kopfes allein anzugreifen. Mit dem Fall der alten Direktoren fielen freilich einige Schrecken und Ketten ab, und man mußte, da es auswärts so schlimm ging, im Innern etwas sanfter und bürgerlicher regieren; im Ganzen aber blieb es bei dem Alten. Das neue Direktorium wollte, oder konnte nicht strafen, welche das Volk anklagte; es konnte die vernichteten Heere und muthlosen Gemüther nicht sogleich wieder aufrichten, und mußte mit dem Haß und der Muthlosigkeit kämpfen, welche die vorige Verwaltung und Politik veranlaßt hatte. Das Volk, wenn man Dreiviertel der Menge so nennen darf, blieb immer gleich ungläubig, lau und beklommen, und sah diese Dinge nicht mit mehr Neugier, oder Interesse an, als wenn vormals eine lettre de cachet die andern jagte, und ein Minister die Stelle des andern einnahm, die er nicht länger bekleiden sollte, als sein Vorgänger. Es war der Politik so müde und aller öffentlichen Verhandlungen, vielleicht, weil es keinen Glauben mehr hatte, daß es die Stimme eines großen Theils desselben war, für den Frieden alles hinzugeben. Viele wagten es, laut zu insinuiren, man müsse wieder Einen haben, der befehle, und die-

sen gegenüber stellten sich diejenigen, welche die Allherrschaft, die auch eine Einherrschaft ist, als das einzige Palleadium der Völker priesen. Diese, bald wieder durch den Namen Jakobiner ausgezeichnet, spieen ihre Schlangenwuth wieder über alles aus, und bahnten wenigstens der Wahrheit den Weg, und gaben der Unterdrückung Luft, wenn es gleich traurig gewesen wäre, so sie gesiegt hätten. Doch war diese Zeit, worin so viele alte Ungeheuer von neuem den Kopf erhoben, für den unpartheiischen Fremdling immer eine sehr interessante. So lange es nicht auf die Köpfe losging, lebten die meisten Neuen, wie die alten Pariser weiland, und nur wenige Bessere und Patrioten weinten im Stillen, weil sie ihre Anliegen und Vorstellungen nicht den unreinen Organen des Jakobinismus leihen wollten.

Doch ich will, ehe ich mich zu den heiteren und unschuldigen Scenen des lebendigen Lebens wende, noch einige Seitenblicke auf einzelne Gegenstände des politischen Thuns und Treibens dieser Stadt werfen, und einige Auftritte der Zeit beleuchten, und dann nicht mehr eine Sphäre berühren, worin so mancher Vernünftige sich den Kopf dumm gelaufen hat.

Ein Paar Worte über die Regierung, Verwaltung, Polizei, das gesetzgebende Corps ꝛc.

Hier in Paris, wie schon gesagt, konnte man wenig davon merken, ob das Volk glücklich, oder unglücklich war, schlecht, oder gut regiert ward. In einer solchen Welt des Luxus und der Mode, des größten Glanzes und des größten Elends verliert man gar zu leicht den sicheren Blick, der durch die Gewebe der Kabalen und die Dünste der Lügen und Prahlereien dringen könnte. Die Menschen selbst, die sich dort bewegen, haben durch das ewige Reiben und Abschleifen an und auf einander allen

Karakter verloren, und fließen zuletzt gleichmüthig und unbekümmert um sich und andre so mit, wie die Wasser des Zufalls und der Laune treiben. Da fasse einer Wahrheit, wo keine ist. Aber es giebt ein anderes Kriterium derselben, was durch alle Gespinnste der Lüge und Uebertünchung der Kunst durchdringt. Sobald eine Regierung genöthigt ist, sich über einen Gegenstand zu vertheidigen, und etwas, das mit einem Ja, oder Nein sich leicht entscheidet, durch tausend Schlangenzüge der Sophisterei zu schleppen, so muß sie sich des Unrechts und der Wahrheit der Beschuldigung bewußt seyn. Die Rede der Wahrheit ist einfach, und bedarf keiner Windungen, sagt schon Sophokles. Wenn gleich Vieles ein leeres und unnützes Geschrei der Verläumder und Bluthunde war, die gern alles unter einander gemischt hätten, um ihr blutiges Spiel nachher mit den Betrogenen treiben zu können, so waren doch auch manche Anfragen, Addressen und Anschuldigungen von der Art, daß sie nur durch eine klare und ehrliche Antwort des Direktoriums und seiner Diener sich widerlegen und lösen ließen. Aber diese Antworten erfolgten nicht, diese Vorlegungen wurden der Nation nicht gemacht, und man schob sie, wie Pitt die Untersuchung des Zustandes der Nation, immer durch andre Verhandlungen auf die Seite. Man müßte sehr kurzsichtig, oder sehr boshaft seyn, wenn man allen Beschuldigungen, welche sowohl die Schurken, als die Frommen der Freiheit auf die Regierung warfen, glauben wollte; aber daß Frankreich durch Sorglosigkeit und Untüchtigkeit der Regierer und Verwalter in eine böse Lage hineingespielt war, lag am Tage, und viele Klagen von Gebrechen und Verbrechen fanden ihre Leute, auf welche sie richtig trafen.

Es liegt am Tage, wie es den großen Talenten Frankreichs gegangen ist. Dantons und Robespierrens Scissionen und Mordgerichte mähten die Blüthe der großen Genien und Patrioten Frankreichs hin, die zum Theil durch

Unschlüssigkeit, mehr durch den Abscheu fielen, durch böse Mittel etwas Gutes wirken zu wollen. Es giebt Zeiten, wo man mit Waffen des Himmels immer der Hölle unterliegt. Wer mit ihr streiten will, muß die Schneide seines Schwerts wenigstens ein wenig im Wasser des Kocytus stählen. Eben so verderblich ward Frankreich die Deportation nach Cayenne, die Buonaparte, damals noch der Diener von Barras, durch militärische Gewalt durchsetzen half. Männer, wie Carnot und Barthelemi, wachsen nicht alle Tage wie die Pilze aus der Erde. Es scheint, als sei seitdem eine Geistesarmuth auf alles gefallen, was mit am Ruder des Staates arbeiten und pfuschen hilft. Eine sehr natürliche Erscheinung. Nicht bloß die, welche man als Begünstiger einer konstitutionellen Monarchie ansah, wurden eingekerkert, exilirt und deportirt; sondern ein ähnliches Schicksal traf alles, was durch Talent und Muth gefährlich werden konnte. Dies und vielleicht Unmuth der betrogenen Hoffnungen des Patriotismus schreckte die Guten ab, sich nicht in den geläuterten Schaafstall zu drängen; denn eine Sammlung von Schaafen behielt man, und von Füchsen, die dumm und listig um das irdische Brod gern das Joch trugen, und gelehrig in alles eingingen, was man eben im Direktorium haben wollte. So ist es noch. Wie oft bin ich im Raths der Fünfhundert gewesen! Aber nie ist mir ein Enthusiasmus angewandelt, der in so einer Versammlung auch wohl den Ungläubigen unwillkührlich ergreifen kann. Es waren doch große Dinge und mächtige Interesse der französischen Nation diesen Sommer, aber es waren kleine Menschen, die sie durch ihre Münde und Hände laufen ließen, und so ward aus Feuer Wasser. Mir scheint es hier an der rechten Stelle, von den fünf Männern, die kürzer, oder länger seit dem Sturz der Pichegrüschen Parthei allein regiert und (wie Viele sie beschuldigen) tyrannisirt haben, ein kleines Por-

trät zu entwerfen, wie es die öffentliche Meinung und die That bestimmt.

Reubel, ein gebohrner Elsasser, der vor der Revolution mit Glück advocirt hat, war vielleicht der fähigste der Fünfmänner, so wie er zuerst durch das gesetzliche Loos dem schlauen Sieyes Platz machte. Arbeitsam und thätig, wie vorher im Privatleben, war er im öffentlichen, und entging mit unscheinbaren Talenten und mit dem einzigen glänzenden der Intrigue den bösen und reißenden Klauen der ersten Revolutionswölfe. Er war eben so schlau und versteckt, als frei und offen, wo es bloß auf den Schein ankam. So wußte er sich einige Zeit populär zu erhalten, und konnte mit dem Beinunterschlager Merlin Männer stürzen, denen diese beiden nicht werth waren, die Schuhbänder aufzulösen. Als der Kampf mit der Parthei Carnots und Pichegrüs zu Ende war, ward Reubel einer der bedeutendsten der Fünfe, und ließ andern in kleinen Angelegenheiten das Thun und in großen oft den Schein, während er hinter den Koulissen lachte. Kabalen, Geld, Beförderungen zu Ehrenposten und Kerkern, alles wußte er fein anzuwenden, ohne sich selbst dem Urtheile sehr bloß zu geben; er stellte bei gewissen Gelegenheiten seine Person und ihren Antheil an Verhandlungen absichtlich frei dar, um desto öfter unbeargwohnt unter der Decke spielen zu können. So ein Karakter hatte nie Liebe, aber er erzeugte bei Klügeren Furcht und bei Schaafsköpfen zuweilen Ehrfurcht. Man beschuldigt vorzüglich ihn des Plans, die Schweitz auszuplündern, um davon die Flotte und Armee Aegyptens auszurüsten, (dieses Unternehmen ist jetzt sehr unpopulär, wo man einen Buonaparte so nöthig hätte) und auf ihn wirft man die ewig neuen Forderungen, wodurch die Unterhandlungen zu Rastadt ins Unendliche, und zuletzt zum neuen Kriege ausgesponnen wurden. Ohne die neuen Unfälle dieses Jahrs säße er mit seinen Millionen noch wohl sicher an seiner Stelle,

und hätte sich wohl nicht herauslosen lassen. Getrost konnte er abtreten. Er hat, wie ihm seine Feinde vorwerfen, womit man seit Jahrtausenden alle Donnerschläge hat ableiten können.

Barras, ein alter Edelmann aus der Provence, aus einer Familie, die für den Degen und die Feder schon früher manche tüchtige Leute dem Vaterlande geliefert hat. Diesen hätte sie indessen immer noch für einige Zeit in ihren Lenden behalten können. Als ein Mann, der die Welt kennt, und ihrer zu genießen weiß, floß er bald mit dem Strome, nicht um der Lust, sondern um des Vortheils der Schiffahrt willen. Er machte den Demokraten, weil das Köpfe auf dem Rumpfe erhielt, und ließ zur Zeit des Kopfabschlagens als Agent der revolutionären Regierung auch gelegentlich einige vom Rumpfe trennen, (wie ihm neulich in einem öffentlichen Blatte jemand vorwarf) um seinen alten Adel außer allen Verdacht zu setzen. Doch blieb er in seinem Leben und Wesen immer ein Edelmann und Franzose. Man thut ihm wohl Unrecht, wenn man ihn einen Bösewicht nennt; aber noch größeres, wenn er ein Patriot und Republikaner heissen soll. Die Natur gab ihm den rüstigen Körper und die schöne und herrische Gestalt, die unter dem heitern Himmel der Provence so etwas gewöhnliches sind, und diese Naturgaben war er von Jugend her gewohnt, nicht brach liegen zu lassen. Durch sein majestätisches und leutseeliges Aeußeres, durch seine Pracht und Eleganz, durch den Staat und Aufwand, den er machte, Tugenden, die der Franzose zu schätzen weiß, wußte er sich lange populär zu erhalten. Man argwohnte nicht viel Böses, oder doch nichts Boshaftes in einem Manne, der so froh und harmlos zu genießen schien. Ohne so arbeitsam zu seyn, als Reubel, war er schneller und konnte, wenn die Kabalen allein nicht durchschlagen wollten, jenem und seinen andern Kollegen einen Muth entgegensetzen, den sie sich nicht gewachsen fühlten. Es scheint,

als habe er sie am Ende eben so betrogen, als das Volk. Sie ahndeten in diesem vergnügenliebenden Manne wohl nicht die Verschmitztheit und in seinem Betragen nicht die Tiefe, welche allein aus der Gefahr herauszugehen und alle Lasten in den Augen Vieler auf sie abzuwälzen wußte. Obgleich er kein großer Mann ist, so vereinigt er doch die Widersprüche großer Männer in sich, Nachlässigkeit und Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Wohllüstigkeit, Sorglosigkeit und Behutsamkeit. Ihn hat in der That nur der Schein gerettet; denn als der kräftigste Mann muß er auch der schuldigste von den Fünfen seyn. Hier fürchtet man ihn meistens; aber wenn man in den Provinzen fragte: wer ist Schuld an euren schlimmen Dingen? so stand er immer obenan, und oft ganz allein. Man beschuldigt ihn ungeheurer Sünden und Verschwendungen und förmlicher Kontrakte mit den im Innern und bei den Bundsgenossen Angestellten über die Theilung des Raubes, den sie machen könnten. Was auch an den Klagen seyn mag, die man über den weiland Kriegsminister und General Scherer führt, so ist so viel gewiß, daß er mit diesem dicken Trunkenbold (einem ächten Vitellius) und andern Genossen und Genossinnen ein mehr als fürstliches, ja ein rechtes Orleanisches Leben der Geräderten (wer kennt nicht die berühmten Roués des Regenten Philipp von Orleans?) geführt hat? Man hat an Einem Abend 50000 bis 100000 Franken verspielt und die feinsten Knaben und Mädchen aus allen Ecken des Vaterlandes zusammengetrieben, und es ist ein in Paris gemeines Wort: Um einen hübschen Burschen und ein artiges Mädchen giebt Barras jedes Vermögen und allenfalls jeden Kopfs Preis, wenn er es nur irgend mit Schicklichkeit und Bequemlichkeit thun kann. Alles was durch schöne Weiber und mit schönen Weibern sich machen und leiden läßt, hat der Direktor Barras mit andern gethan und mit sich thun lassen. Madame Stael und Tallien und die Marquise Beauharnois haben im en-

gern,

gern, oder weitern politischen und leiblichen Verhältnisse mit ihm gestanden. Die letzte war eine Zeitlang seine Maitresse. Er war ihrer müde, (sie hat Kinder von 25 Jahren) hatte ihrem großen Vermögen viel zu danken, und konnte sie also nicht ohne Gefahr fortschicken. Da fand sich ein Jüngling, dessen Ehrgeiz nach Beförderung brannte. Der 27jährige Buonaparte als Direktor der Artillerie bei der Belagerung von Toulon hatte sich glänzend ausgezeichnet. Das war eine schöne Stufe. Man unterhandelte mit ihm über Madame Beauharnois, deren Ueppigkeit eine glänzende Decke brauchte; sie ward Madame Buonaparte. Das war eine schlüpfrige Stufe. Aber der Jüngling stieg durch sie zum Oberbefehlshaber der italiänischen Armee und zur Bewunderung von Europa. Barras fand an ihm zur Zeit der Pichegrü und Carnot eine Stütze. Noch jetzt ist Barras der alte. Seine Mätresse ist das schönste Weib in Paris, und verdunkelt die Tallien, welche anfängt, stark vom Leibe zu werden. Sie bewohnt einen so stattlichen Pallast und hat so viele Equipagen und Domestiken, daß man ihren Staat mäßig auf 200000 Franken jährlich rechnet. Auch schreit man schon. Doch ist es ihm noch eine Ehre in der öffentlichen Meinung, daß er Schulden hat.

Merlin. Mir ist immer gewesen, wenn ich diesen jetzigen Exdirektor sah, als stände sein berühmterer Namensgenosse, der Zauberer Merlin, vor mir, der in den Ritterbüchern des Mittelalters eine so große Rolle spielt. So eine ausgesogene und ausgeklaubte Figur, ohne daß er sehr winzig ist, kömmt einem nicht alle Tage vor. Er ist gleichsam die Transparenz der Politik und die abgeworfene Schlangenhaut der Verschmitztheit. Man fühlt, was ich sagen will; denn das Aeußerste läßt sich nicht sagen. Auch dieses Vögelchen wußte, wie Reubel, durch alle Stürme und Wetter den Klauen der größeren Raubvögel zu entgehen, und durch Umstände, die es geschickt zu benutzen ver-

stand, sich ein ephemerisches Ansehen zu verschaffen. Wenn man Reubel noch immer den teutschen Advokaten nannte, so konnte man diesen füglich den französischen Kommis nennen. Alle Welt hat von ihm nur das Eine Wort: er ist ein tiefer Bösewicht (il est profondement mechant). Nie stand er grade, als wenn es galt, ein Opfer seiner feigen Schlauheit zu stürzen, dann kroch er wieder in seine Schlangengrube und machte sein altes Theater wieder zurecht. Es giebt Menschen, denen es natürlich zu seyn scheint, zu kriechen und seitweges, oder gar rückwärts zu gehen. Zu diesen gehört Merlin. Muthig bei Kleinigkeiten, feige in der wirklichen Gefahr, kurz nie ein Mensch, konnte er sich doch mit zum Herrn machen. O ihr Franzosen, wie tief müßtet ihr gedemüthigt seyn! So betrog er das Volk, so einige seiner Kollegen, so zuletzt sich selbst. Er hatte vieles von dem Erzvater der Bosheit Robespierre gelernt, und wie jener in Holzschuhen und einem schlechten tuchenen Rocke einherging, so spielte Merlin auch äußerlich eine weit republikanischere Person, als der üppige und verschwenderische Barras und der mäßigere Reubel. Er lebte, wie ein kleiner Bürger, während er Millionen in allen Fonds Europas ausstehen und einige schöne Güter erworben hat. Die feige Politik dieses kleinen Menschen klagt man am meisten wegen der Ränke und Bestechungen im Innern und wegen der mit Patrioten gefüllten Kerker an, während Barras und Reubel den höheren Himmel mit den Sternen umlenkten.

Treilhard, vorher einer der Rastadter Unterhändler, macht die Mitte seines und des Reubelschen Karakters, ohne die Vollendung zu haben. Er ist nur ein Lükkenbüßer gewesen, und verdient also, da weder Kopf, noch Herz viel taugten, kaum eine Erwähnung.

La Reveillière Lepaux, auch Exdirektor, soll den Zug dieser Fünfmänner beschließen. Er ist am meisten

von allen Partheien gemißhandelt und angeschwärzt, am meisten bespottet und verhöhnt worden, und verdiente es doch wohl am wenigsten. Nur den einen Fehler hatte er, daß er dem Posten nicht gewachsen war, worauf man ihn gestellt hatte, und das war freilich ein schlimmer Fehler. Unter so feinen Leuten, als seine Kollegen waren, mußte dieser ein Sündenbock mit den besten Absichten werden. Er war gut und grade, aber er war auch muthlos und schwach, und so diente sein ehrliches Gemüth nur, die Sünden seiner Gehülfen zu decken. Schwäche ist oft ärger, als Bosheit. Unter Tiberius hatte das römische Volk eine glorreiche und glückliche Periode, und der Böse hielt die Bösen im Zaum; unter dem dummen Claudius herrschten die Schlechten. La Reveillière war in vielen Rücksichten ein zweiter Roland, der das Gute wollte, aber nicht damit durchdringen konnte. Vorzüglich war er ein Freund der sogenannten Theophilanthropen, welche er schwärmerisch begünstigte. Ihm folgt die Achtung und das Bedauren der wenigen Guten in seiner Ungnade, worin er durch Barras Listen beim Volke gefallen ist.

Sieyes. Die Jakobiner nennen ihn sehr ausdrucksvoll eine Ente, die das Untertauchen versteht (plongeon), und wahrlich ist sein ganzes Leben seit dem Anfange der Revolution ein kluges Untertauchen gewesen. Ohne den Schein, selbst Verbrechen begangen zu haben, stand er doch mit großen Verbrechern oft in einem engen Zusammenhange. Sein öffentliches Leben war nie ein freies und offenes. Seine Feigheit gab ihm keinen Muth, die Liebe des Volks erwerben zu wollen, noch sein kaltes Gemüth nie den Schwung und das Feuer, wodurch er neben einem Isnard von Marseille, einem Manry und Vergniaud die Rednerbühne hätte beherrschen können. Indessen nagt der Wurm im Stillen manchen Schiffsboden mit durch, worauf kühnere Gemüther sich den gefährlichen Wogen vertrauten. Sieyes war in seiner frühen Jugend ein Zög-

ling der Jesuiten, und stand in den Diensten des Herzogs von Orleans als Sekretär und Lehrer seiner Kinder bei dem Anfange der Revolution, wozu auch er mit den andern talentvollsten Männern des Vaterlandes berufen ward. Er spielte eine sehr zweideutige Rolle bei den Unterhandlungen, die zwischen dem fürchterlichen Orleans, nachher Egalité zugenannt, und dem Riesengeiste Mirabeau geflogen wurden, von dem es wegen seines Gifttodes ein unaufgelöstes Räthsel geblieben ist, ob er als ein Teufel sein Land verdorben, oder als ein mächtiger Gott es aus den Fluthen der Revolution gerettet haben würde. Wie alle jene geheimen Geschichten vielleicht nie klar mit ihren Triebfedern und Instrumenten der Geschichte erscheinen werden, so steht auch Sieyes mit seinem thätigen, oder leidenden Antheil, den er daran nahm, im Dunkel, und dies läßt Schatten auf ihm, so sehr er in der ersten schöneren Zeit der Revolution als Vorbereiter und patriotischer Pamphletist glänzte. Während Danton, Robespierre und der Wohlfahrtsausschuß die Zügel der Regierung an sich rissen, und mit dem Tigergespann der Anarchie auf dem Nacken der Nation einherfuhren; war von Sieyes nichts zu sehen. Er war oft krank, erschien selten und immer unscheinbar öffentlich, und sah die besten Köpfe und Herzen des Volks untergehen, ohne daß er nur eine Miene des Misfallens verrathen hätte. Während Carnots mächtiger Regierung lebte er wieder auf, ohne daß jener Starke ihn gebrauchen konnte. Nach Carnot ward er wieder populär, und schien Barras und Reubel so gefährlich, daß sie ihn als Gesandten der Republik nach Berlin in ein ehrenvolles Exil schickten. Er und das Directorium machten sich wechselseitig Komplimente, und dem Volke wurden von Zeit zu Zeit die geheimen Wunder seiner Politik erzählt, und dieses Volk, das für Gutes und Böses ein kurzes Gedächtniß hat, fing an, Großes von ihm zu hoffen, und man schlug ihn also in sehr mislichen

Umständen als den natürlichsten Kandidaten für den Direktor vor, der nach dem Gesetze ausgeworfen werden mußte. Er kam, die Freude der Patrioten war vorbei; sie sahen nur den alten Schlaukopf. Er schloß sich an den Stärkern in seinem Kollegio an; und drei wurden aufgewippt und von den Zweien wieder ersetzt. Diese Laufbahn, die ich nur durch einige grobe Striche angedeutet habe, zeigt zur Genüge, daß der, so sie ohne Straucheln gehen konnte, ein feiner und gescheuter Kopf seyn muß, und darüber ist wohl in ganz Frankreich, wie in ganz Europa, nur Ein Glaube. Sieyes ist ein Funfzigjähriger von mittlerer Größe. Auf seinem schlanken und hagern Körper sitzt ein länglichter Kopf mit schmalen Backen und kleinen tiefliegenden blauen Augen, denen es nie an Helle noch Freundlichkeit fehlt. Er geht selbst in der Regentenuniform als Direktor krumm und gebücket einher, Brust und Kopf etwas übergeneigt, und sein Gesicht immer lachend und kokettirend um sich blickend, als wenn er alle Welt grüßen, oder vielmehr, als wenn er alle Welt segnen will. So habe ich manchen frommen Wolf in geistlichen Schaafskleidern, mit dem Hut unter dem Arm, den Vorbeigehenden zu beiden Seiten sich verneigen gesehen. Man muß ihn neben Barras öffentlich einhergehen sehen, und man begreift auf den ersten Blick den verschiedenen Karakter.

Das Direktorium hat seinen Sitz in dem prächtigen Pallast Luxemburg, der jetzt Direktorialpallast heißt, und da herum ist auch die prächtige Garde einquartiert, ich weiß nicht, ob mehr zum Schutz oder zur Zierde. Nur bei öffentlichen Aufzügen und bei allgemeinen Audienzen erscheinen sie im kleinen und großen Kostum, das man für die Augen und Köpfe der Schwachen berechnet hat, während es vernünftigen und patriotischen Bürgern ein Gräuel ist. Es ist ein Gemisch von orientalischer, altrömischer und neuspanischer Tracht, und im großen Staat gehört ein breites römisches Schwert dazu, daß in einer reichen goldnen Binde hängt. Weiß, Roth und Blau

sind mit Gold und Silber so grell und so dick nebeneinander angebracht, daß es eher einem Theaterkleide, als einem Volke ähnlich sieht, welches alle Tage erklärt, wie es die Völker zur Freiheit und republikanischen Tugend und Einfalt zurückführen wolle. In einem ähnlichen Stil, wie die Direktoren sind die Minister, Staatsboten, Sekretäre und manche andre öffentliche Bedienten gekleidet. Allein die Volksrepräsentanten und Administratoren machen hievon eine ehrenvolle Ausnahme. Abgerechnet, daß man als Republikaner das Gold nicht so auf dem Kleide tragen sollte, ist ihr Kostüm sehr zweckmäßig. Sie sind fast ganz in Blau gekleidet, worüber sie einen rothen Mantel werfen, und den Kopf bedeckt eine Mütze, die noch immer an die alte vom Berge erinnert, an welcher ein dreifarbiger Federbusch schimmert.

Die ausübende Gewalt der Republik ruht allein auf den fünf Direktoren. Sie besetzen alle untergeordneten Aemter, und stehen allein unter dem gesetzgebenden Korps der Fünfhundert und dem leitenden Rathe der Alten, die als die heiligen und unverletzlichen Bewahrer der Freiheit und der Gesetze anzusehen sind. Von ihnen hängt also das ganze Verwaltungssystem des Staats in letzter Instanz ab, und an ihnen muß die Nation sich halten, wenn sie glaubt, Ursache zur Unzufriedenheit mit ihnen haben zu müssen. Indessen greift doch Direktorium und Rath der Fünfhundert in mehrern Punkten so eng in einander, daß ich erst einige Worte von diesem sagen muß, ehe ich mich weiter auf einem Felde ausbreite, wo man so leicht irre geht.

Das gesetzgebende Korps hat seinen Sitz in dem schönen vormaligen Pallast Bourbon dicht an der Revolutionsbrücke in der Vorstadt St. Germain. Ein großer Saal ist in eine herrliche Tribune umgewandelt, wo die Sitze zur Ersparung des Raums amphitheatralisch angebracht sind. Der Präsident hat seinen Stuhl und Tisch

neben der Rednerbühne, welche vor der Stirn aller Sitze steht. Oben sind wenige Gallerien und Logen für die Zuhörer angebracht, mit Fleiß wenige, damit diese nicht auf die Verhandlungen zu sehr durch Geschrei und Beifall und Tadel wirken können, wie dieses sonst nur zu sehr der Fall war. Einige Logen und die Gallerie waren für jeden Bürger, und immer gab es gegen die Zeit der Eröffnung der Sitzungen eine Menge Neugieriger oder Müssiggänger, die sich hier die Zeit vertreiben lassen wollten. Es war oft ein Gedränge schon im Eingange des Pallastes, daß die Hintersten sicher seyn konnten, nicht in den Teich zu Bethesda zu kommen; und wann es wichtige Verhandlungen gab, waren einige Stunden vor der Oeffnung der Thüren alle nächsten Zugänge schon besetzt. Fremde, die die Repräsentanten der Majestät des Volks auch einmal in ihrer Glorie zu sehen wünschten, mußten sich durch ihre respektive Gesandten, oder durch eines der Mitglieder und Saalinspektoren ein Eintrittsbillet in die Departements-Logen oder die für die fremden Gesandten bestimmten zu verschaffen suchen. Durch solche Begünstigungen bin ich mehrmals ganz bequem hineingekommen, ohne mich den Fäusten und Ellenbogen der Menge und ihrem erstickenden Dampfe Preis geben zu müssen.

Ich kam mit keinem Enthusiasmus hinein, und habe auch nie ein wärmeres, oder froheres Herz herausgebracht. Was nichts Großes hat, kann auch nichts Großes geben. Die erste Versammlung der Stände war oft groß und fürchterlich, oft erhaben und schön, als noch die Mirabeau und Maury mit den Donner und Sirenenstimmen der Beredsamkeit ihre ganze Kraft in die Herzen ausgossen. Die zweite war schrecklich und zerstörend, aber doch oft groß und erhaben. Es war doch noch zuweilen Kampf und Leben darin. Nach Robespierre ward mit dem zerschmetterten Freiheitsgeiste der Ton immer sanfter und demüthiger. Wenige herrschten, und die repräsentirende Ver-

sammlung ward zu einem Gaukelspiele für das Volk herabgewürdigt. Sie wollte unter Carnot und Pichegrü wieder für eine Parthei wirken; aber man märzte die besten Köpfe und die unerschrockensten Herzen aus, und besetzte ihre Leeren wieder mit feilen Schurken und willigen Tröpfen. In dieser Lage blieben die Sachen bisher mit kleinem Wechsel. Die Fünfhundert und der Rath der Alten dekretirten, was die Fünfherren befohlen, und genossen in schimpflicher Sicherheit und Unmündigkeit der erlaubten und unerlaubten Vortheile ihrer Stellen. Große Talente fehlten, die alles auf die Schultern nehmen und mit sich forttragen gekonnt hätten, oder vielmehr ihnen fehlte die Zeit und der Geist, sie zu unterstützen. Vor der Veränderung im Direktorium war aus ihren Sälen aller Freiheit und aller Muth zu sprechen verdammt. Die Meisten standen im Solde, und auf den andern lag das Schrecken. Nachdem Barras sich mit Sieyes festgesetzt hatte, suchten beide dem Volke weiß zu machen, es werde und müsse schon anders werden, und selbst die Buben, welche sonst vor den vorigen Fünfen gekrochen hatten, fingen mit an, auf sie und auf die ganze Verwaltung zu schimpfen. Die Unruhen wuchsen noch immer über den Zustand des Reichs. Eine Festung nach der andern fiel, eine Schlacht nach der andern ward in Italien verloren. Man hatte kein Geld, keinen Handel, keine Finanzen. Im Süden und Westen verheerten Räuberbanden und Chouans das arme Vaterland. Wegen der Freundschaft und der Neutralität des Königs von Preußen und der übrigen nordischen Mächte war man ungewiß. Trotz der Veränderung in der Regierung bemerkte man keine Veränderung des Glücks noch des Zustandes der Nation. Die Keime zu neuen Barbareien offenbarten sich in vielen Departements und in der Hauptstadt, und man hatte genug mit dieser Hyder zu kämpfen, während die der Koalition nach jeder Schlacht größer und fürchterlicher aufstand. Die

Jakobiner unter einem verlarvten Namen hoben wieder ihr Schlangenhaupt empor, und selbst im Schooße der Fünfhundert wurden einige laut. Da galt es, eine Hand zu finden, die so viele streitende Kräfte lenken und so viele Wunden heilen konnte, ohne den Staat in dem Heiligthume seiner Konstitution zu verletzen. Aber so einer Hand ward keiner gewahr. Die Regierung hielt ihre Zügel schlaff, und man sah ihr eine gewisse Verlegenheit an, die, wenn nicht immer Schuld, doch gewiß Schwäche verrieth. Im gesetzgebenden Korps durfte man wenigstens hinter der Meinung des Volks nicht weit zurückbleiben. Der größere und stillere Theil gehorchte noch immer blind dem Direktorium, einige wenige waren vielleicht wahre Freunde der Verfassung und des Vaterlandes, und die dritte Klasse, die aber noch immer mit Vertheidigungs-Waffen hier focht, während sie an einem andern Orte angriff, stellte die robespierrische Lehre etwas glimpflicher auf: „man müsse noch einmal die Freiheit durch Blut aufblühen lassen, und die Franzosen endlich zwingen, glücklich zu seyn.“ Diese Parthei ward offenbar in mehreren Motionen und Dekreten die siegende, und zeichnete sich besonders durch einige rasende Gesetze über die gezwungene Anleihe und durch die Aufruhren in den westlichen Departements aus. Während diese Dinge verhandelt wurden, und während die Volksgesellschaft in der Reitbahn sich bildete, waren die Debatten oft stürmisch und interessant genug. Aber Theilnahme und lebendiges Interesse der Furcht oder Hoffnung konnten alle diese Verhandlungen und Symptome nicht geben. Man sah nur das widerliche Schauspiel des Aufgelösten und Schwankenden in allen Erscheinungen. Die Bürger waren muthlos und unentschlossen zum Guten und Bösen, und die Meisten flüsterten im erbärmlichen Gefühle der Hülflosigkeit bei drohenden Ungewittern: Ach! hätten wir nur einen König! so wäre uns geholfen. Die Partheien selbst hatten nicht den

Muth, ganz gut und ganz schlecht zu seyn, und der Rausch war vorbei, wo man so frei einen Kopf hinstellte, um eine bedeutende Rolle spielen, ja, um nur die Wahrheit sagen zu können. Doch das Lebendigste hievon werde ich unten bei der Beschreibung der Reitbahngesellschaft anbringen können; von den Fünfhundert also nur noch zwei Worte.

Die Parthei der Regierung war bloß eine zögernde und unthätige, die schlau die Sprache aller Partheien annahm, und durch die Samen der Zwietracht, die sie ausstreute, die Augen immer von dem wahren Punkte abzubringen suchte. Sie dämpfte oft und machte unwirksam und verhaßt, was sie nicht halten konnte. Sie hatte kein Haupt, und war auch in einem andern Sinn hauptlos, doch drückte sie, so lange der Kampf noch innerhalb der Worte stand, bloß durch die Masse. Die zweite Parthei, die ich thätige Freunde des Vaterlandes nennen will, — denn unthätige und schwache mogten auch unter den ersten seyn — war wohl die kleinste, und es blieb selbst klugen Zuschauern ein Räthsel, was die Leute wollten, und in der That war es leichter, unter diesen Umständen das Gute und Rechte zu wollen, als zu wissen, wie man es recht wollen müsse. Man unterschied hier Lucian Buonaparte, Arena, Briot, die aber oft einen halben Jokobinismus an der Stirn trugen; zu dem ganzen bekannte sich Destrem, Richon, Genissieux und mehrere Unbedeutende. Diese letzteren wollten nun durchaus alles mit der Schneide des Schwerts gestraft, und mit der Schärfe des Gesetzes behandelt wissen. Sie und ihre Parthei kämpften für die Bill der gezwungenen Anleihe auf Kosten der Reichen, die allen Kredit und den letzten Handel aus dem Lande gejagt haben würde, wenn sie durchgesetzt wäre. Sie kämpften für das Gesetz, welches die Aeltern, Brüder und Oheime für die Aufruhre ihrer Kinder, Brüder und Neffen verantwortlich machen sollte, ein unmenschliches Ge-

setz, welche das Signal zum Bürgerkriege werden, und diese Armen zwingen mußte, mit den Waffen in der Hand so eine Unterdrückung abzuwehren. Indessen zeichnete sich diese Periode doch gerade dadurch aus, daß viel geredet und wenig gethan ward.

Wilde Kraft zeigte sich auf allen Seiten, aber nirgends Energie. Es ging in einigen Sitzungen, wie in einer Schenke, oder auf einem Tanzplatze her, wo der Schnellste und Stärkste den ersten Platz behauptet. Da half kein Ermahnen, kein Klingeln, kein Mützenaufsetzen des Präsidenten. Es ging in einem wilden Lärm fort, und der eine trieb den andern vom Katheder, während ein dritter dies benutzte, und sich darauf schwang, um das Wort zu gewinnen. Da stieß und schimpfte und schrie und spottete man sich an, als wenn es jeden Augenblick eine Schlacht setzen sollte, und ging doch endlich decent und oft mit Komplimenten aus einander. Eines aber war etwas gewöhnliches, was die Heiligkeit und Majestät dieser Versammlung in einem sehr kleinen Lichte zeigte, und dem Fremden ganz erstaunlich auffiel. Es war grade, wie es in einer lateinischen Schule zu gehen pflegt, wo der alte Schulmeister schlecht in die Ferne sieht. Während er die Nächsten, vor denen er steht, festhält, machen die andern Glossen, oder treiben ganz was anderes. Selbst bei den wichtigsten Angelegenheiten, während einer seine Lunge angriff, etwas Rechtes und Ueberaußes zu sagen, oder zwei, drei sich stritten, schliefen einige, andre lasen Briefe oder Bücher, andre lachten und schwatzten; kurz die Gesellschaft hatte nichts von dem Ernst, den man denen doch wohl mit Recht zumuthen könnte, die es andern alle Tage in die Ohren schreien, daß sie die Stellvertreter von 30 Millionen Menschen sind.

Einer der schönsten Menschen und der besten Redner war unstreitig Lucian Buonaparte. Auch er hatte vor dem Abgang Reubels die Sprache verloren gehabt; und ward

erst nach und nach wieder laut. Er schien mit Leib und Seele niemand recht anzugehören, und redete auch selten mit einem Feuer, das sich selbst vergißt und andre entflammen kann. Ueberall zeigt sich in seinem Karakter eine wunderbare Kälte, die vielleicht Stärke ist. Er zeichnet sich durch seine vortheilhafte Bildung eben so sehr aus, als sein ägyptischer Bruder unansehnlich und schlecht gebaut seyn soll. Eine schlanke und nervigte Gestalt, in allen ihren Theilen übereinstimmend, hat einen der schönsten Köpfe, die man nur sehen kann. Eine freie Stirn, ein Paar schwarze Augen mit unauslöschlichem ruhigen Feuer, eine schöne römische Nase und ein fester schönlippiger Mund mit einem schönen weißen Teint, der nicht Bläße ist, und mit schwarzem Haupt- und Barthaar geben ihm etwas sehr Interessantes, obgleich der eine größte Buonaparte auch alle die andern interessant gemacht hat. Aber als Redner sowohl, als Mensch, macht der kühnere und schneidigere Arena, auch ein Korse, eine andre Figur, als sein Landsmann. Dieses feurige italiänische Genie war eine Zeitlang Soldat, und zeichnete sich neben Buonaparte bei der Belagerung von Toulon außerordentlich aus. Es ist eine gedrungene und kühne Figur, voll Muskeln und Nerven, in einer so blühenden Jugendkraft, daß er unzerstörbar scheint. Er weiß das französische Idiom, obgleich nicht seine Muttersprache, mit einer solchen Gewandheit zu gebrauchen, und so viel Feuer in seine Worte und Gesten zu gießen, daß er oft, wie ein wilder Bergstrom, alles mit sich zur Tiefe und Höhe reißt. Mir kömmt es oft vor, als rede er zuweilen bloß, um zu reden. Mäßig fängt er an, und scheint seinen Gegenstand so abhandeln zu wollen, aber sein eigner Ungestüm reißt ihn fort; er weiß es dann selbst nicht, wo er hatte stehen bleiben wollen. Ihn ziehen Viele Briot vor; auch er ist ein braver Redner und fließt im gleicheren Strome. Zur Probe Einiges von Beiden.

Boulay de la Meurthe, der beste und treueste Anhä-

rer der Schaafe des Direktorialschaafstalles, hatte bei Gelegenheit des Todesfestes des Ungeheuers Robespierre am 9ten Thermidor sich weit ausgebreitet über die Glückseligkeit Frankreichs nach dem Tode dieses Scheusals und besonders unter der jetzigen Regierung. Er sprach endlich: „Sie sind nicht mehr jene Tage der Trauer und der Thränen, die die ersten Augenblicke der jungen Freiheit verdunkelt hatten; sie ist nicht mehr jene Herrschaft des Blutes und der Wuth, welche drohte, die Menschen zu vernichten, die das Joch der Sklaverei abzuschütteln gewußt hatten; der 9. Thermidor hat die Schändlichen gerichtet, die es gewagt hatten, die Freiheit bei ihrer Geburt zu begraben. Jetzt ist die Regierung der Menschlichkeit, der Ordnung und der Gesetze. Jetzt darf selbst der Verjagte reden, und die Wahrheit herrscht für die Gewalt. Die Redlichkeit belebt alle Gewalten, und nur eine kleine Ausgeburt jener höllischen Zeit erinnert an alte Uebel, die nicht mehr sind. Laßt uns diese zertreten und einig seyn, und Frankreich ist glücklich.“

Arena forderte das Wort, und sein glühendes Gesicht und der schnelle Schritt, mit welchem er die Bühne bestieg, sagten, der letzte Pfeil des vorigen Redners sei mit auf ihn abgedrückt gewesen. Er sprach: Ich weiß, daß der Bürger, der vor mir geredet hat, und mehrere dieser Versammlung gesagt haben, in der Versammlung der Volksfreunde hätten einige Bluthunde — ich brauche ihre Worte — geschrieen: Jeder Freund der Freiheit müsse den 9. und 10. Thermidor als Tage der Trauer und des Unglücks ansehen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber wohl weiß ich, daß es Leute giebt, die allem die Farbe des Aufruhrs geben; wohl weiß ich, daß die Unfälle jener Zeit nur auf eine andre Art erneuert werden; wohl weiß ich, daß man nur die Rollen vertauscht hat, und sich nun einbildet, plötzlich anders geworden zu seyn. Damals zitterten die Menschen vor der Guillottine und vor dem Teu-

fel mit den Holzschuhen (le diable aux sabots), jetzt zittern wir feiger und niederträchtiger vor dem Golde, das wir uns gesammelt, vor den Stellen, die wir uns erschlichen haben; (Lautes Zischen und Pochen, einige klatschen) denn der Reichthum ist ein feiges und schweres metallisches Uebel, das gar leicht in Epilepsie zu Boden fällt. Was lärmt ihr und verbietet mir das Wort? Die Meisten von uns sind feig und dienen dem Interesse anderer. ... Das Volk klagt die Regierung, das Volk klagt die gesetzgebende Versammlung der Pflichtvergessenheit und Feigheit an. Es argwöhnt, daß wir Verbrecher sind, weil wir die Schurken und Betrüger der Vortheile ihrer Verbrechen genießen lassen; daß wir Feige sind, weil wir schwiegen, als es Noth war zu reden, (Gemurr); daß wir nicht besser sind, als Robespierre, weil durch unsre Sorglosigkeit Tausende den Schwertern der Russen und den Banditenstößen der Italiäner Preis gegeben worden. Wer soll das Volk zügeln, wenn es endlich eigenmächtig und blutig straft, und uns und die Konstitution und die Freiheit mit unter den Ruinen und in dem Brande begräbt? Antwortet so vielen Addressen, Klagen und Argwohnen, antwortet ihnen, wenn ihr könnt; oder gesteht, daß wir schuldig sind, und dieser Tag nur ein Volkstag werden kann, wenn er unsre feilen Köpfe zur Warnung abmäht. „O Urbem venalem, & emtorem invenerit!“ Er wollte noch mehr reden; aber viele andre forderten das Wort, indem er mit lautem Zischen und Murren gleichsam heruntergetrieben ward. Nachdem einige ihn zu widerlegen gesucht hatten, trat Briot auf und machte den stürmischen Tag noch wilder: „Der Tag ist schön, den wir als einen Tag der Menschlichkeit und Freude feiern, aber es würde schöner seyn, wenn wir die Freiheit hätten, wovon man soviel spricht. Werden wir nicht durch alle die Sünden, die der Bürger Arena so schonend berührte, einem zweiten Robespierre wieder das Schwert in die Hand geben, uns und das Vaterland zu

verderben. Wo ist die Kühnheit, wo ist die Ruhe der Freiheit? Daß wir uns noch immer über sie streiten, beweist, daß wir sie nicht haben. Wo sind die Folgen der glücklichen Revolution, die Robespierre verruchten Andenkens stürzte? Hört nur die Addressen, wenn ihr wollt, die wegen des 30sten Prairials aus allen Provinzen eingelaufen sind? Sie klagen die Exdirektoren der ungeheuersten Verbrechen an, geraubt, geplündert, die Bundsgenossen verrathen, die Neutralen beleidigt, die Munitionen der Festungen verkauft, und endlich, den Frieden nicht gewollt zu haben. Und sie leben noch? sie sind ungestraft? Schlage die Gerechtigkeit auf ihre schuldige Nacken, und die Republik wird fester stehen! Ich ergreife zugleich diese Gelegenheit, euren Unwillen und eure Aufmerksamkeit auf die Verschwender und Räuber zu wenden, die durch ihre abscheuliche Raubgier, durch ihren Sardanapalismus, durch ihren Stolz zu den verbündeten Nationen Grausen und Verabscheuung gebracht, und die Barbaren des wilden Nordens, diese Halbmenschen, wünschenswerth gemacht haben. Ich klage vor allen den infamen Scherer an, und gestehe, daß ich erstaune, ihn noch nicht in den Händen einer Militärkommission zu wissen. Sie sind nicht weniger sonderbar die Reden, die dieser Exminister gehalten hat. Hat er nicht zu jemand gesagt, man möge ihm immer drohen, er sei ruhig, denn es müßten wenigstens 40 Menschen ihn vertheidigen, oder mit ihm fallen? Wer zählt die Verbrechen der Trouvé, Faypoult, Rivaud, Rapinat und Grouchy? Und doch gehen sie täglich frei und trotzig auf ihre erpreßten Millionen vor unsern Augen einher. Wie? ihr könnt noch die Gerechtigkeit verschieben, die ihr der Majestät des Volks, die ihr eurer Ehre, die ihr der Republik und der Nation schuldig seyd? Nein, laßt uns an diesem Tage zeigen, daß wir keine Tyrannen aufkommen lassen müssen. Laßt uns nach der Souveränetät den ersten Rang behaupten, und bedenken, daß wir das Vertrauen des

Volks betrügen, wenn wir Feigheit, Schwäche und Langsamkeit zeigen. Wenn wir nicht durch die Gerechtigkeit richten, was sollen wir sagen, wenn man wieder durch Blut wird richten wollen?“ Doch obs jam satis.

Vom Rath der Alten weiß ich nichts zu sagen. Er spielte eine sehr unbedeutende und noch passivere Rolle, als der der Fünfhundert. Seine Sitzungen sind nicht öffentlich, da er gleichsam als eine geheime Kommittè anzusehen ist, die das näher überlegt und prüft, was im gesetzgebenden Rathe vorgeschlagen und beschlossen ist, wodurch es erst die Sanktion eines Gesetzes erhält. Er war am meisten stinkend in der öffentlichen Meinung.

Von der Verwaltung im weitesten Sinn ließe sich leicht ein Buch schreiben, und würde die Materie, die Zweckmäßigkeit, oder Verkehrtheit der Gesetze, die Strenge, oder Nachlässigkeit der Disciplin, den Ueberfluß, oder die Unzulänglichkeit der Officianten, die verschiedenen Zweige der ausübenden Gerechtigkeit, und einige der Staatspolizei, und was weiter hieher gehört, nicht erschöpfen. Einiges, was über diesen wichtigen Gegenstand, von welchem selbst Einheimischen nach einem langen Studium noch vieles dunkel bleibt, eine spärliches Licht geben kann, ist beiläufig schon mit eingeflossen, und wird sich unwillkührlich vielleicht bei andern Gelegenheiten eindrängen. Es ist ein schlimmes Ding darum, alles in ein System und unter Rubriken bringen zu wollen. Oft wird da Eines von beiden zu leicht, entweder zu weit, daß es nicht füglich gefüllt werden kann, oder zu eng, daß man nicht weiß, wo man manches lassen soll. Ich habe weder die Kenntniß vom Lokalen und Einzelnen, noch hat auch mein Büchel den dicken Plan, hier eine große Abhandlung liefern zu können. Es soll dies wenige Politische nur Folie seyn, und manchem Andern den Schein der Wirklichkeit und des Lebens erhöhen. Ich werde Einiges sagen, was ich weiß, und zwar Einiges, was groß und bedeutend ist, und denke.

ke, wenn man so keck im Großen sündigt, werde man es im Kleinen nicht weniger thun. Freilich ist keine Regierung in der Welt, woran Unzufriedene, oder Bedrängte nicht etwas zu tadeln fänden; aber doch sagt ein Sprichwort: wo Spähne sind, da ist Holz gehauen worden. Ich erinnere mich recht wohl, wie einige meiner Landsleute es vertheidigten, als man das verbündete Holland wie eine unterjochte Provinz zu behandeln anfing, und die Schweizer, die 300 Jahre im Frieden gesessen hatten, revolutionirte. Jetzt kommen alle diese Sünden ins Gedächtniß zurück, und die Nation fängt selbst an, die Urheber derselben als Schänder des französischen Namens und der Freiheit an den Pranger zu stellen. Aber abgesehen von dem ausgeworfenen Gesindel, was die Fremden plagt, ist es denn im Vaterlande besser? Es ist mehr, als Jakobinergeschrei, es ist Wahrheit, was auch die Angeklagten sauer dazu sehen, daß durch alle Ramifikationen der Verwaltung eine Spitzbüberei läuft, die den wenigen Redlichen den Arm lähmt, und den Mund verstopft. Hier sollte man anfangen aufzuräumen, nicht bei den kleinen Dieben, die ab und an eine Diligence anhalten, und einem Reisenden die Taschen leeren. Man erinnere sich dessen, was ich in Nizza vom Verpflegungswesen der Armee gesagt habe. Das geht alles von hier aus, und ist nicht einmal ein Geheimniß. Mehrere der ersten Banquiers und andre reiche Leute sind die Unternehmer und Lieferanten, und, damit ihnen ihre Rechnungen und Lieferungen nicht zu scharf beleuchtet und zu genau nachgesehen werden können, haben sie sich Leute associirt, die ihnen den Rücken decken müssen. Es ist nicht Geschrei der Jakobiner, nicht Verläumdung der Misvergnügten, was ich hier nachschreibe, sondern die Stimme von Leuten, deren Interesse es ist, alles Wiederaufstehen des Gleichmachens zu verhüten. Reiche Leute, die in den Jakobinern nur ihre Mörder sehen, wenn ihr Toben die Volksgährung aufkochen macht, stimmen darin

mit ihnen überein, daß Bestechung und der schändlichste Verkauf die Kollegien am meisten entehren, welche bestellt sind, über solche Misbräuche zu wachen. Die Direktoren haben jeder 75000 Franken Gehalt, (etwas über 18000 Rthlr.) und die Fünfhundert nur 15000. Wenn Barras allein für seine Mätressen einige 100000 Franken braucht, wenn die meisten Repräsentanten (sie sind doch wohl nicht alle reich?) in eignen Karossen fahren, und sich die Güter der armen Vertriebenen und Emigrirten kaufen, so fragt der Vernünftige natürlich: woher das? woher sind diese Vorsteher und Handhaber der Freiheit so mit irdischen Gütern gesegnet, während sie ihren Bekennern immer Mäßigkeit und Armuth als demokratische Tugenden zeigen, oder ihnen höchstens die Hoffnung aus der Ferne hinhalten? Noch ist kein großer Lieferant, keiner der ersten Kommissäre gestraft, so klar auch die Betrügereien, Bestechungen und Verbrechen dabei gewesen sind. Woher kommt das? Weil die Herren Direktoren und der größte Theil der Fünfhundert an dieser unerschöpflichen Missisippikompagnie, die nicht so täuschend ist, als die des Irländers Law, ihre Glücksgüter mit befestigt haben. Als der wackre Championet, einer der biedersten französischen Bürger und ein menschlicher Feldherr, den Raben und Geyern wehren wollte, welche mit Ausschreibungen und Exekutionen die Einwohner Neapels und seine Armee verdarben, ward er seines Kommandos entsetzt, und mußte als ein Gefangner mit Pius dem Sechsten und Mack die schnelle Alpenreise machen. Jetzt schreit freilich die Regierung klug genug mit, aber nichts wird gebessert. — Eine Menge Jünglinge, die den Muth nicht haben, zu fechten, werden auf Extrastaat bei dem Verpflegungswesen und Kommissariat der Armee angestellt. Auch sie wissen reich zu werden, kommen nachher prächtig zurück, um der ehrlichen Armuth redlicher Bürger zu insultiren, und müssen natürlich den großen und kleinen Gönnern für so viele Tage des Müs-

ſigganges und der Ueppigkeit bezahlen. Wenn der Kaufmann zugleich Zöllner iſt, ſo blüht der Handel. So geht es mit der Polizei, ſo mit der Gerechtigkeit. Nur einige Beiſpiele zur Probe.

Bei den Wahlen im Frühlinge dieſes Jahrs ſoll es, beſonders durch Merlins und Treilhards Ränke, unglaublich zugegangen ſeyn. Nicht bloß durch Geld, durch den Köder der Schmeicheleien und Verſprechungen hat man geworben, ſondern Deportationen und Gefängniſſe unter allerlei Titel haben die Widerſpenſtigen gelehrig und die Kühnen ſtumm machen müſſen. Ich glaubte anfangs, es ſei nur in Nizza ſo; aber es iſt in dem ſüdweſtlichen und weſtlichen Departemens noch viel ärger geweſen, wo der alte Argwohn des Royalismus und der Anarchie ein ſo weites Feld der Beſchuldigungen gewährte. Jetzt kommen ſo viele mit Klagen und Rachegeſchrei wieder ans Tageslicht, die Monate lang im Kerker geſeſſen haben, und oft weit von ihren Herden und ihren Familien weggeſchleppt ſind. Es war damals eine böſe Zeit, und ſelbſt die Abtei und der Tempel ſteckten voll, und dieſe Inhaber jener Gefängniſſe fangen nun an, laut zu werden, und die Regenten wiſſen ſich nur mit Entſchuldigungen, mit Angelobungen des Beſſerwerdens und mit Inſinuationen zu helfen, die dunkel gern alles auf die aus dem Regimente Abgegangenen ſchieben mögten. Man hat z. B. mehrere Prieſter der weſtlichen Departements als Anarchiſten und enthuſiaſtiſche Päbſtler nach Oleron geſchickt, die das beſte Zeugniß ihrer republikaniſchen Rechtgläubigkeit dadurch abgelegt haben, daß ſie ſchon ſeit Jahren ein Weib genommen, und mehrere Kinder gezeugt haben. Das ſind Beiſpiele der Gerechtigkeit und Polizei, die nicht erbauen können. Die Polizei dieſer Fünfmänner war auch ſo allgegenwärtig und fürchterlich, daß man vor dem 30ſten Prairial kein freies Wort vernahm. Man kannte die Fußſtapfen und blieb fern von der Höhle.

TAYLOR INST. OXFORD

Das Lob der Tribunale ist nicht viel besser, obgleich diese noch immer mehr auf Ehre halten sollen. Wenigstens muß auch da das Geld alle Maschinen treiben. Ich habe mit dem teutschen Konsul einer kleinen Handelsrepublik Bekanntschaft, und es braucht nicht mehr, als die Belege zu sehen von den Summen, die er bei den Processen der Prisensachen verwendet, und diese Sachen kommen gewöhnlich an das Kassationstribunal, die letzte Instanz, die also vor allen andern rein seyn müßte.

Manche Gesetze, die im heiligen Eifer, oder tollen Hasse gegeben sind, haben dem Lande offenbar den größten Nachtheil gebracht, weil sie nicht befolgt werden können, oder sollen. Sie dienen nur, Einzelne und ihre Aufseher zu bereichern. Zu diesen gehört vor allen andern das Verbot der Einfuhr englischer Manufakturwaaren, sie mögen direkte, oder indirekte eingeführt werden. Ist es nicht eine Schande, daß grade während dieses Verbotes alle Wollen- und Baumwollenfabriken im Lande sichtbar abnehmen und untergehen? Ist es nicht eine Schande, daß die Ausrufer und Geber dieses Gesetzes nicht erröthen, ihren Körper ganz in englische Sachen gekleidet zu haben? daß alle besten Läden und Buden des Palais Egalité und der lebhaftesten Straßen diese Waaren öffentlich vor Aller Augen auslegen? Es ist doch was Lächerliches. Einzelne werden indessen bei Gelegenheit hart angezapft, vermuthlich, weil sie sich nicht an die rechte Behörde zu wenden verstanden. Durch dieses Gesetz hat Frankreich den einzigen Nachtheil, die Waaren, deren Gebrauch doch nicht unterlassen wird, um ein gutes Drittel theurer von den Schweitzern, Frankfurtern und Hamburgern zu kaufen; oder fremde Staaten verdienen auch dabei, indem die Kaufleute die alte Signatur abreißen, und für eine mäßige Stempelgebühr einen preußischen Adler, oder zwei Schwerter darauf schlagen lassen. So heißen es dann preußische und sächsische Fabrikate. Sollte denn die Politik nicht endlich lernen, daß

alle Verbote, die den Handel unnütz einschränken, sei es selbst zum Nachtheil des Feindes berechnet, das Land verderben, für welches sie gegeben sind? Aber es braucht hier gar keiner Umstempelungen. Man kann mit dem Minister des Innern, oder auch mit dem Polizeiminister akkordiren, und so werden alle Tage für Millionen Waaren eingeführt, und öffentlich verkauft. Ja durch das Verbot ist die Anglomanie noch viel toller geworden. — Auf eine ähnliche Art werden die andern Gesetze befolgt, z. B. das wegen des Wegschleppens des baaren Geldes aus dem Lande, ein Gesetz, das vernünftig gar nicht gegeben werden sollte. Es dürfen nemlich Fremde und Einheimische, die über die Gränzen der Republik hinaus reisen, höchstens nur 10 Louisd'or in baarem Gelde mit sich nehmen; was sie über diese Summe bei sich führen, wird ihnen abgenommen und konfiscirt. Mir bot bei meiner Abreise von Paris einer der Beamten des Büreau der Diligencen seine Dienste an, wenn ich Geld mitnehmen wollte, und vielleicht fürchtete, es sicher aus dem Lande bringen zu können. Ich hielt den Kerl für einen Spion, weil grade die Officianten der Posten angewiesen sind, Winke zu geben, wenn sie meinen, daß unter verlarvten Titeln Geld weggeschickt wird. Ich erzählte es nachher einem meiner Gesellen zufällig, er aber sagte lachend: Und das wundert euch so, Bürgtr? Wißt ihr nicht, daß grade das Büreau der Diligencen um Ein Procent die Assekuranz für Millionen übernimmt, die man über die Gränzen haben will? — Von den Spiel- und Hurenhäusern und andern Schlupfwinkeln des öffentlichen Elends und Schimpfes, als unter dem nachsichtigen Schutze der Regierung stehend, werde ich nachher noch zu reden haben. Von allem diesen werden bei dem Folgenden einzelne Züge durchgucken, die eben, weil sie unwillkührlich und absichtlos kommen, besser zeichnen und tiefer zeigen, als alles, was man mit langen Worten nur abhaspeln kann. Ich komme nun, ehe ich

diesen dürren politischen Weg auf immer verlasse, auf eine der merkwürdigen und mir wenigstens ganz neuen Erscheinungen, die doch über Vieles Licht ausgoß, und Manches zur Sprache brachte, worüber ich sonst wahrscheinlich im Dunkeln geblieben wäre. Diese mir sehr wohlthätige und interessante Erscheinung, die in den todten politischen Körper neues Leben hauchte, waren die Volksfreunde, die Freunde und Vertheidiger der Freiheit, wie sie sich selbst nannten, oder die

Jakobiner,

wie sie von andern genannt wurden.

Die Jakobiner.

Ihr kurzes politisches Daseyn war ein äußerst lebendiges, und trieb Manches wieder in Liebe und in Haß zusammen und schüttelte nicht bloß die Politiker aus ihrer Starrsucht und Untheilnehmung auf, sondern schreckte selbst den Wohllüstling in den Armen seiner Phryne und den Stutzer vor seinem Spiegel und am Thürenschlage seines Kabriolet. Weil man von diesen neuen Volksgesellschaften wahrscheinlich auswärts Schreckendinge gelesen hat, und weil ihr Einfluß in die Begebenheiten, die bald nach meiner Abreise vorfielen, groß ist, so mag es wohl der Mühe werth seyn, einige Worte darüber zu verlieren. Sie geben auch dem Zeichner mehr Lebendigkeit und Karakter, als jenes Leichenfeld der moralischen Verwesung und des Todes, worauf ich mich eben so dürftig getummelt habe. Nach dem, was ich eben alles zusammengehäuft habe, wird man das Entstehen dieser Gesellschaft nicht eben unerklärlich finden. Der Zustand der Nation im Laude und auswärts war so zerrüttet und verzweifelt, die Symptome des politischen Todes der Verfassung waren so schreckend, zugleich war der Geist des Volks so untheil-

nehmend und lau, daß es wohl die Klagen und Vorstellungen guter Bürger nöthig machte, daß man schleunig helfen und wie man helfen müsse. Dies wirkte allmälig; mehrere Bürger, die man als Patrioten kannte, Manche selbst der Fünfhundert meinten, man müsse Volksgesellschaften zu organisiren und durch diese das politische Leben zu erneuen suchen. Doch zeigte unter diesen Klagen und Aufforderungen sich schon zuweilen ein heftiges Geschrei, mit Drohungen und Aufhetzungen vergesellschaftet. Mehrere Bürger und Journale schrieen ängstlich von Mördern und Jakobinern, und ein fürchterlicher Kampf von Beschuldigungen und Anschwärzungen begann in den Flugschriften und Journalen der verschiedenen Partheien, ehe noch die Gesellschaft sich konstituirte. Endlich im Anfange des Julius kam sie förmlich zusammen. Die Regierung hatte ihr die Reitbahn der Thuilerien in der Straße St. Honoré angewiesen, und sie selbst nannte sich die Gesellschaft der Reitbahn, von ihren Feinden aber wurden sie nur Jakobiner geschimpft. Alles schien vorbereitet, um Eindruck zu machen. Die Häupter der Gesellschaft, unter welchen man mehrere Mitglieder der Fünfhundert, z. B. einen Lucian Buonaparte, Richon, Destrem, zählte, hatten durch förmliche Ankündigungen das Volk zum Beiwohnen ihrer Sessionen eingeladen. Die auserlesene Schaar der Patrioten, wie sie sich selbst stilisirten, zog von dem berühmten Vereinigungsplatze, (Place de la réunion), vor den Thuilerien aus, Musik an ihrer Spitze, und einen jungen Freiheitsbaum in der Mitte, marschirte die Straße St. Honoré hinauf, und machte, von einer unzähligen Menge Volks alles Alters und Geschlechts begleitet, vor den Thüren der Reitbahn Halt. Die Führer ergriffen hier den Spaden, und, während sie gruben und das grüne Bäumchen pflanzten, führten die Musik und die Stimmen, welche einfallen wollten, patriotische Hymnen auf. Die Gesellschaft, die im Hintertheile des langen Gebäudes sich

einen Theil mit Schranken abgesondert hatte, stellte nun die heiligen Symbole der Freyheit unter Gesängen an allen Ecken und auf dem Katheder und den Tischen auf, während der ganze Vordertheil von Menschen vollgedrängt war, deren Säule noch in die Straße hinauslief, indem die Hintersten immer weiter vordrangen, so wie Einige der Vordersten weggingen. Es war gegen den Abend, als man den Baum pflanzte. Mit Einleitungen und Ankündigungen gingen also die übrigen Stunden des Abends hin. Man versprach, treu in den Schranken der Gesetze und der Konstitution zu bleiben, für welche alle zu leben und zu sterben schwuren. Den öffentlichen Geist zu beleben, das Volk, und allenfalls auch die Regierung über ihr Interesse aufzuklären, die großen Schurken zu entlarven und zittern zu machen, den guten Bürgern einen Zufluchtsort zu geben, wo sie ihre Klagen niederzulegen hätten, dies sei der Gegenstand dieser Versammlung. Um dem Gesetze auszuweichen, welches, durch die alten Begebenheiten belehrt, Gesellschaften, wie die des Berges, mit einem Präsidenten und Sekretär verbot, machte man die neuen Titel: Regulateur und Viceregulateur. Die Wände waren mit dreifarbigen Fahnen und den Fascen und der rothen Mütze, und der Tisch des Regulateurs mit einem großen Buche geziert, das die Inschrift: Constitution de l'an III, hatte. Um die Bühne hingen mehrere Symbole der Trauer, so wie im Rath der Fünfhundert die offenen Sitze der ermordeten Gesandten, die man zu Mitgliedern bestimmt hatte, mit schwarzem Flor bedeckt waren. Gegen eilf Uhr brach die Gesellschaft auf und machte, um ihr Daseyn zu verkündigen, einen langen Zug durch die Stadt. Es ging durch die Straße St. Honoré auf die Boulevards, wo sie den reichen und eleganten Leuten, die im Pavillon d'Hannover sich vergnügten, durch wilde Hurra und à bas les Aristocrates, à bas les fournisseurs! ein Schrecken einjagten, daß alles aus einander floh. Der

Strom wuchs im Fortrollen, und alles wilde und müssige und liederliche Gesindel der Nacht hing sich dem Zuge an, und machte ihn lauter und rasender. So wie sie in die Rue de la Loi kamen, thaten sich alle Lichter aus und alle Läden wurden verschlossen. Endlich goß sich der ganze Haufe mit der Anstimmung der Marseiller Hymne in die weiten Hallen des Palais Egalité, wo die zahlreiche Gesellschaft, die dort noch oft um die Mitternachtstunde schwärmet, theils einfach, theils unter der Menge sich verlor. Hier ward das Geschrey wüthend, und der ganze Zug artete in ein Bacchanal aus. Stimmen ertönten wild und furchtbar durch einander, schreckliche Flüche und Aeußerungen gegen die Regierung wurden in der Sicherheit des Versenders von allen Seiten vernommen. Die schönsten Freiheitslieder wurden mit den scheußlichsten Unreinigkeiten vermischt. Die Huren machten die Rolle der weiland Poissarden und waren als die thätigsten Mänaden mit ihren unreinen Hälsen voran. Sie trugen ihre leichten Gewänder in tiefer Mitternachtstunde freier, als je; wilde Buben packten einige und zeigten sie dem Pöbel nackt, und der Zeiger und die Gezeigte frohlockten über ihre Schändlichkeit und schrieen mit in die dumpfen Klänge: Vive la republique! vive la liberté! à bas les lâches, les traitres, les dilapidateurs! Endlich gegen Ein Uhr flossen die Orgien aus einander und endigten still, obgleich vielleicht Tausende diese Nacht in allen Quartieren bebten.

Den folgenden Morgen war es für mich eine Lust, diese Dinge, deren Faden ich von Anfang an mit verfolgt hatte, in allen Journalen wieder zu lesen. Alle Partheien stellten sie mit den Farben ihres Glaubens und ihres Interesse auf, und bei den Anhängern der Regierung bekamen sie unstreitig ein weit furchtbareres und ernsthafteres Ansehen, als sie wirklich hatten, wenigstens jetzt noch hatten. Indessen blieb die Gesellschaft auch nicht auf dem Punkte stehen, worauf sie sich in der Ankündigung des er-

sten Abends gestellt hatte. Sie ward aus einer Vereinigung unbefangener und wahrer Freunde der Freiheit eine grimmige Parthei und ein Staat im Staate; ohne Schonung griff sie alles an, was nicht mit ihr war; machte die unschuldigsten Schritte der Regierung verdächtig, und sich selbst immer furchtbarer, indem sie auf dem weiten Felde der politischen und öffentlichen Sünden der vorigen und jetzigen Gewalthaber herumspazierte, und wahr sagte, was jeder Bürger, der auch nicht ihres Glaubens war, wahr fühlte. Nun ging es an eine Klopffechterei der Partheien in den Tagsblättern und Affichen, an ein Gewebe von Uebertreibungen und Lügen, von erdichteten Verbrechen, Worten und Beschuldigungen, an Aussprengung von Mord- und plötzlichen Staatsgeschichten, um eine Bewegung zum Vortheil der einen, oder der andern zu bewirken; es ging an so ein Spiel des teuflischen Lebens, daß man hier vom Gewebe der Lüge und Intrigue mehr in einigen Tagen lernen konnte, als anderswo nicht in Jahren. Mehrere alte Schwärmer, die zum Theil im Gefängnisse den Uebermuth ihrer Zunge abgebüßt hatten, waren frei, und spieen nun das tödtliche Gift ihres unsterblichen Hasses in Journalen und Flugblättern aus. Unter diesen war der berühmte Karl Hesse, (ein teutscher Prinz) der lange im Tempel geschmachtet hatte, und nun einer der Redacteurs des Journal des hommes libres ward. Alle Kräfte, alle Hebel und Machinationen der Kunst und des Muthes wurden in Thätigkeit gesetzt, um die Feinde zu stürzen. Wenn kaum der Tag graute, trugen schon zahllose Buben und Mägde Blätter herum, worin man allerlei Neuigkeiten las, wovon kein Mensch etwas wußte. Früher schon waren die Ankleber und Anhefter beschäftigt, Dinge, wozu man keinen Urheber mußte ausforschen können, an die Ecken der lebhaftesten Plätze und Straßen zu befestigen. Einige Stunden später kamen dann die Colporteurs und schrieen mit lauter Stimme aus, was einen mildern Ton, oder

wenigstens einen Anstrich von Wahrheit hatte. Dieses ganze Spiel ward auf Kosten der Partheien getrieben; denn die meisten dieser Relations- und Avis au peuple wurden umsonst zu 10 und 20000 Exemplaren in der ganzen Stadt ausgetheilt.

Nach wenigen Sitzungen zeigte diese Gesellschaft der Reitbahn, die man nur bei den Feinden die kollerigen Pferde der Reitbahn nannte, daß sie zu etwas ganz anderm hinaus wollte, als sie anfangs den Leuten eingebildet hatte; sie offenbarte das Geheimniß ihrer Versammlung, welche die Sünden der Regierung nur aufdeckte und gegen den Luxus und die Gefühllosigkeit der Reichen nur deklamirte, weil sie Lust hatte, den ledigen Thron, wenn sie ihn erledigen könnte, zu besteigen, und sich mit den Schätzen zu vergnügen, deren Inhabern sie um ihre Köpfe bange machte. Bei diesen Ausbrüchen der Wildheit und des Schreckens trennten sich mehrere von der Gesellschaft, die aus dem Rath der Fünfhundert, vielleicht, um die Lenker und Bewacher zu machen, gekommen, (wie man es von L. Buonaparte meinte) oder aus dem Volke aus wirklich patriotischen Absichten beigetreten waren. Sie flohen eine Pest, die sie nicht heilen konnten, die sie aber leicht mit in ihre Gräuel und Zerstörung verwickeln konnte, und ganz sich selbst überlassen schonten die Uebrigen selbst den Schein wenig, und machten häufig Motionen und ließen in ihren Reden Anklänge vernehmen, welche die Ohren der stillen Bürger mit Schrecken, und die Herzen der guten mit Wehmuth erfüllten über die Dinge, die vielleicht kommen konnten. Bis jetzt war die Regierung, nebst ihren und den aristokratischen Journalen und Ausheckern immer noch gemäßigt gewesen, höchstens hatte sie sich einige Winke erlaubt und einige furchtsame Seitenhiebe gegeben. Sie wußte ihre Sünden und lauschte, ob die Pferde der Reitbahn im Koller vielleicht mit der Volksgunst davon liefen. Bei einer gewissen Beklemmung und Verlegenheit, worin sie und die Räthe, deren Inter-

esse getheilter war, sich befanden, nahmen die von der Reitbahn täglich eine kühnere Sprache an, und erklärten zuletzt ziemlich deutlich, mit wem und wofür sie zu kämpfen meinten. Man erholte sich von dem ersten Schrecken und suchte durch langsames Gift der Unterhandlungen und Kriminationen zu tödten, was man mit Gewalt auf Tod und Leben anzugreifen sich nicht stark genug fühlte. Den ersten Ausbruch öffentlicher Händel gab eine kleine Geschichte, die im Garten der Thuilerien vorgefallen war, und welche die verschiedenen Partheien, jede zu ihrem Vortheil auszulegen suchten. Es war auf der Terrasse der Feuillans und in der sogenannten Allee der Orangenbäume ein Zusammenlauf und Geschrei entstanden. Die Garde des gesetzgebenden Korps und die Veteranen waren hierauf herbeigeeilt. Die Spazierenden und die meisten der Schreier hatten sich zerstreut. Etwa 40 bis 50 Personen, unter denen Reitknechte, Schmiede, Straßenräuber, Bierzapfer, und einige Huren, waren arretirt, und verschiedene fand man mit Säbeln und Pistolen bewaffnet. Hörte man die Jakobiner, so behaupteten sie, es sei eine angelegte Karte der Regierung gewesen, um sie und ihre Pflanzschule in der Reitbahn verhaßt und abscheulich zu machen. Da dies aber nicht Grund in den Gemüthern gewinnen wollte, so sagten sie, es seien Royalisten gewesen, eine Rotte, der von der Regierung nachgesehen würde, um sie und die Freunde des Volks zu verderben. Man habe geschrieen: Vive le Roi! Vive Condé! Vive Artois! à bas les Jacobins! à bas la Republique! Man habe mit Steinen auf die Manege und die Volksfreunde geworfen ꝛc. Die Journale und Pamphlets der Regierung hingegen kehrten das Ding um. Sie behaupteten, der Zusammenlauf sei vielleicht zufällig, vielleicht auch absichtlich entstanden, um gegen die böse Nachbarschaft der Reitbahn einigen Schutz zu haben, die schon durch die Schrecken, welche sie einflößte, die Promenaden und Straßen der Gegend verödet

und alle Läden verschließen gemacht hätte. Sie behaupteten: Jenes Geschrei sei erlogen, oder wenn es gewesen sei, grade aus dem Munde einiger Brüder aus dem Kern (frères du noyau, so nannte man die Inhaber der Reitbahn) gekommen, um dem Volke eine Maske zu machen. Von allen diesen Unschuldigungen sei das einzige à bas les Jacobins! nicht erfunden, denn welcher rechtschaffene Bürger, welcher Freund des Vaterlandes und der Gerechtigkeit wünsche nicht, mit einem einzigen Schlag diese Volksgesellschaft zu zermalmen, als man von der Tribune einen dieser tigerartigen Schreier 20000 Köpfe fordern hörte, als ein andrer vorschlug, an allen vier Ecken der Stadt Lyon das Feuer zu legen? Sie behaupteten, jene Steinwürfe seien von Jakobinern gekommen, um über Verfolgung und Aufhetzung schreien zu können, und von den Aeretisten seien mehrere, die die Septembernächte mit gefeiert hätten, und jetzt fleißig den erbaulichen Reden und Aufforderungen der Gesellschaft des öffentlichen Unterrichts (société de l'instruction publique, wie sich einige von der Reitbahn nannten) beiwohnten.

Seit diesem vielleicht zusammengekauften und aus Neugier gewachsenen Zusammenlauf fiel dergleichen nicht wieder vor, und er hatte auf die öffentliche Sicherheit weiter keine Folgen, als daß die Gärten der Thuilerien einige Tage weniger besucht waren, und die Reichen nicht so prächtig auf den Boulevards und zum bois de Boulogne einherfuhren und ritten. Dagegen ergoß sich die Wuth der Schreiber und Pamphletisten von Tage zu Tage grimmiger und giftiger, und die Lüge ging von beiden Seiten schaamlos mit offener Stirn einher. Jene Pferde mit dem Koller suchten Stall und Krippe über sich zusammenzureissen und so durchzugehen. Man blieb nicht bloß bei den alten Klagen stehen, die bei dem Volke durch die ewige Ableyerung alles Interesse verloren hatten, sondern griff das Direktorium und die Räthe im Centrum an. Durch das

ganze Reich entwickelten sich von einem Ende zum andern dergleichen Verbrüderungen und Genossenschaften, und man suchte durch Korrespondenzen und Boten diese verschiedenen Hügelchen wieder zu einem Berge zusammenzubringen. Aber mit eben dem Eifer kämpfte die Regierung, und an manchen Orten das Volk aus freiem Antriebe, und noch immer war zum Siege der Terroristen, wie sie nun wieder hießen, wenig Hoffnung. Da liefen Gerüchte über Gerüchte durch die Stadt, wodurch beide Partheien das Volk zu sondiren und irgend wohin zu bewegen suchten. Bald hieß es, die Reitbahn sei aufgebrochen, um mit der Vorstadt St. Antoine den Direktorialpallast zu bestürmen, bald sollten Regimenter angerückt und Kanonen auf die Terrasse des Feuillants geführt seyn, um die Reitbahn zusammenzuschießen und das Signal zur Ermordung aller Patrioten zu geben. Jetzt hieß es, Sieyes habe die Flucht genommen und Barras werde einen Bourbon auf den Thron setzen; jetzt wieder trug ein Junge früh Morgens ein Blatt herum, worin eine umständliche Erzählung von Barras und Sieyes Tode und eine Aufforderung war an alle Bürger und Franzosen, noch einmal für die Freiheit und die letzte Niedertretung der Tyrannen die Waffen zu ergreifen. Dagegen aber hörte man bald wieder einen andern schreien: Fermez les boutiques! le sang va couler; les Jacobins ont ouvert les leurs. Dabei führten Hesse Destrem (in seinem Plus de Jacobins), Marchant und andere Namenlosere rastlos die tauglichen Waffen.

Im Anfange waren über 150 Mitglieder der Räthe mit von der Gesellschaft, vielleicht eben so sehr bloße Lenker und Spione, als Theilnehmer vom Herzen. Viele zogen sich muthlos oder traurig zurück, als die Sachen ein finsteres Gesicht zeigten. Die Häupter waren vorzüglich der berühmte Santhonax, der in den westindischen Kolonien eine so blutige Rolle gespielt hat; Destrem, (vom Rath der Fünfhundert); Marchand (Redakteur des Postil-

lion de Calais); Charles Hesse, (Exprinz und Redakteur des Journals der freien Männer); Felix Lepelletier, (ein Bruder von ihm wird von den Jakobinern unter die Märtyrer der Freiheit gezählt); Richon, (vom Rath der Fünfhundert); Lavaux, Savary, (vom Rath der Alten); Drouet, der Postmeister, ewigen Andenkens; Chretien, Ricord. Sauthonax war lange Regulateur, und Marchant Viceregulateur; übrigens waren Bürger aller Klassen aufgenommen und mehrere ehrwürdige und verwundete Militärpersonen und Krüppel vom Sturm der Bastille her, um der Gesellschaft eine gewisse Ehrwürdigkeit und Autorität bei dem Volke zu geben. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, eröffnete man die Sitzung mit Märschen und Symphonien und schloß mit kriegerischen und republikanischen Hymnen, worin die Menge der Zuschauer oft freudig einstimmte. Diese Zuschauer waren ein bunter und gemischter Haufe, den zum Theil Neugierde und Müssiggang, zum Theil innige Theilnahme an die großen Gegenstände der Regeneration, die man abhandelte, zusammentrieb. Andre kamen indessen eingeladen und bezahlt, und wußten wohl, was sie hier zu thun hatten. Die Gesellschaft hatte ihre Glieder darunter, die einige ihrer Maschinerien unterstützen und durch Winke, Geflüster, Geschrei und Klatschen etwas herbeiführen sollten. Die Gegenparthei ließ eben so sehr spicken, als spioniren, und die Gesellschaft beschuldigte ihre Feinde, daß mehrere Ausrufungen und Ermahnungen des blutigen Schreckensgeistes von ihren Abgesandten unter der Menge ausgestoßen seien, z. B. derjenige, so laut aufgeschrieen habe, es sei einmal Zeit, an den Mördern des unsterblichen Baboeuf (wer kennt diesen Henkersknecht Robespierrens nicht?) Rache zu nehmen, sei ein Emissär gewesen, die Gesellschaft in den Ruf des Blutsystems zu versetzen, und man habe in ihm einen der Polizeispione (mouchards) erkannt, der unter Duvals Ministerium eine große Rolle spielte. Doch wie dem auch sei, die Gesell-

schaft der Volksfreunde konnte sich ihrer Mäßigung nicht rühmen, und man konnte alle Tage ähnliche Ausdrücke und Motionen von einzelnen Gliedern der innern Schranken vom Katheder hören. Die Zuhörer machten größtentheils nur Menschen aus den Hefen des Volks aus, und von Weibern waren nur die gesunkensten Huren darunter, ein Phänomen, das den Abscheu ziemlich deutlich offenbarte, welchen das Volk (populus, nicht plebs allein) vor den Grundsätzen hatte, die hier gelehrt wurden. Die interessanten Reden und Scenen, die man hier hören und sehen konnte, wurden einem durch das Drängen, Stoßen, Toben, Schwitzen, Dunsten und den Schmutz der Anwesenden theuer genug verkauft, und dabei mußte man noch beide Hände auf Sack und Uhr halten, wenn man nicht bestohlen seyn wollte. Oft kam es unter diesem wilden Haufen vom Wortwechseln und Schimpfen, das fast nie ausging, zum Handgemenge, und es wurden gleichsam die Vorspiele zur Tragödie gegeben, die jene im Hintergrunde aufzuführen angaben. So sehr die Redner auch brüllten, um ihre furchtbaren Orakel vernehmlich zu machen, so wurden sie doch alle Augenblicke durch Geschrei, oder Applaudiren unterbrochen, und die Glocke und das silence! des Regulateurs klang fast unaufhörlich. Konnte der Redner dem ungeachtet nicht durchdringen, so brauchte man das amphionische Mittel oft mit Erfolg, ließ eine Hymne spielen und sang einige patriotische Verse dazu und die wilden Gemüther wurden für einige Augenblicke besänftigt.

Die Rasendsten von allen Schreiern waren Marchant, Santhonax und Lepelletier; Destrem und Hesse fehlte das Organ nur, um sie vielleicht alle an Energie des Grimms zu übertreffen. Die Leute hatten Recht, manches zu rügen und bei der Regierung um Abstellung zu fordern, und ich selbst ward oft bethört und meinte wohl, im heiligen Eifer der Gerechtigkeit, man müsse am Ende so reden,

wenn

wenn nichts helfen wolle; aber sahe ich auf den Grund, warum sie jetzt und grade so redeten, so floh ich mit Schaudern einige Schritte von jener blutigen Hölle zurück, die sich unter meinen Füßen öffnete. Die Regierung behauptete endlich, als sie sich dem Strom wieder etwas gewachsen fühlte, man müsse jetzt großen Sündern verzeihen und das Schwert nicht im Blute der Schuldigen färben, damit diese scheußlichen Menschenfresser es nicht der strafenden Gerechtigkeit aus der Hand rissen, und Schuldige und Unschuldige in Ein Verderben verwickelten; und so verhaßt und fürchterlich waren die Alten vom Berge (wahre Söhne des Alten vom Berge aus den Kreuzzügen) mit ihrem gräßlichen Andenken, daß diese Erklärung der Regierung sogar populär war.

Doch ich will einige Proben geben, wie man sich hier auf Kosten anderer desennuyirte, und das Wahre mit dem Falschen, das Menschliche mit dem Unmenschlichen, das Politische mit dem Tollen oft abentheuerlich genug vermischte. Santhonax, ein Stück von einem zweiten Danton, mit einer herkulischen Brust, brüllte; denn selbst sein mäßiges Sprechen war Brüllen: „Nach und nach hebt man einige Stücke von dem Schleier auf, unter welchem unsre Regenten (gouvernans) seit langer Zeit den scheußlichen Gedanken verbargen, die Republik zu stürzen, die Republikaner zu ermorden, und in Frankreich eine constitutionelle Monarchie wieder herzustellen. Hier, Bürger, einige Fragen, worüber ihr weiter nachdenken könnt. — Ist es wahr, daß die französische Republik im siebenten Jahre einen Minister habe, der Exedelmann, Exbischof, Exemigrant ist? (Talleyrand) — Ist es wahr, daß dieser Mann, der für einen der geschmeidigsten Hofleute von Versailles galt, nicht vom Anfang an, oder während des ewigen Kongresses zu Rastadt, die Absichten des Wiener Kabinets gekannt habe? — Ist es wahr, daß es während dieses diplomatischen Gaukelspiels dem Kaiser möglich war,

sich ohne Auslösung 150000 (welche Summe!) österreichische und andere Kriegsgefangene zurückgeben zu lassen, die jetzt die Stärke seines Heeres ausmachen? — Ist es wahr, daß es dem Londoner Ministerium 200000 Pfund Sterling gekostet hat, um die Expedition nach Portugall zu verhindern, die England seinen nützlichsten Bundesgenossen geraubt und Frankreich 18 Linienschiffe, 12 Fregatten, die schönsten Häfen und Schätze gegeben hätte? — (Bei dem Worte et des tresors schrieen mehrere Stimmen: qu'ils soient pendus les traîtres!). Ist es wahr, daß es diese unsichtbare und allmächtige Hand ist, welche den schrecklichsten Krieg gegen die kleinen Schweitzerkantone erregt hat, das einzige wahrhaftig demokratische Land in Europa, da man durch einige republikanische Unterhandlungen sich aus diesem braven Volke ohne Blutvergießen einen treuen und nützlichen Bundesgenossen hätte machen können, statt daß man gezwungen gewesen ist, Männer, Weiber und Kinder niederzuhauen, um unsre elenden Freiheitsbäume auf dem Grabe Wilhelm Tells pflanzen zu können? — Ist es wahr, daß die Revolution Daendels der jetzigen batavischen Republik fünf Millionen gekostet hat? — Ist es wahr, daß wir in die Provinzen, die sich uns als Bundesgenossen anvertraut haben, Vampire schikken, mit dem Namen von Gesandten, Kommissarien, Lieferanten ꝛc. geschmückt, indem man heute die Konstitution umstößt, die man gestern gab, indem man in Paris die Konstitutionen freier Völker schmiedet? Ist man soweit gekommen, daß wir die ganze Welt zu Feinden, und uns selbst nicht zu Freunden haben? Welche Köpfe sollen wir dafür auffassen? — Ist es wahr, daß selbst der Zufall uns an drei verruchten Dienern der Unterdrückung ein Symbol der Zeit giebt, wie ein Bürger gestern bemerkte? Es sind Plünderer der Schweitz; daß Haupt heißt Rapinat, (la rapine, der Raub), sein Sekretär Forfait (Gräuelthat), und sein Gehülfe Grugeon, (gruger, zer-

nagen). Das giebt was zu lachen bei unsern Verbrechen. — Ist es wahr, daß man heute mit uns spielt, wie gestern, daß die Triumvirn (die drei zuletzt abgegangenen Direktoren) mit ihren Reichthümern auf ihren schönen Landgütern schwelgen; daß der schändliche Scherer des Morgens besoffen und des Nachts in den Armen der Huren ist, ohne für seinen Kopf zu beben? daß der übermüthige Reichthum der Armuth und Redlichkeit der Patrioten noch immer spottet? Ist das wahr? — O Franzosen wie lange werdet ihr es tragen? wann werdet ihr die Fesseln zerbrechen, worin euch feige Verräther halten, wann werdet ihr das souveräne Volk seyn, das ihr gelobt habt zu werden? Mögen jene Dreiherren zuerst büßen! Wenn wir drei strafen, sollten wir vor zwei zittern, (Barras, Sieyes) die nicht mehr Muth haben, als jene? Mag der schlaue Beutler (bluteur, von bluter gemacht) seine Mühlen noch so fein bauen, wir werden sie ihm herunterreißen.“ — Eine Anspielung auf den Direktor Desmoulins, von dem man vorzüglich meinte, er sei ein guter gelehriger Tropf für Sieyes, der hier der Beutler heißt.

Einer der wüthendsten Abende war der, wo die Nachricht kam, man werde die Reitbahn schließen lassen. Dies geschah auch bald nach dem Feste des 14. Julius, und die Herren quartierten sich in der Dominikanerkirche Rue du Bacq, in der Vorstadt St. Germain ein, wo sie ihr letztes Ende feierten. Indessen versuchten sie bei dieser Gelegenheit alles, sich und das Volk in Wuth zu setzen. Aber kein Engel des Himmels, oder der Erde kam, sie zu schützen, wahrscheinlich weil es ihnen selbst an Muth fehlte, die großen Mittel, wovon sie so viel schwatzten, zu gebrauchen. Aus dieser letzten Session noch einige Worte, und dann will ich mein Auge von ihnen auf ewig wenden, wie Klopfstock von der Hölle sagt: „Gott schuf sie, in drei schrecklichen Tagen schuf er sie und wandte von ihr sein Antlitz auf ewig.“ Felix Lepelletier mag reden: Hört

mich, Bürger, und wagt es, euer Recht aufrecht zu erhalten. Seit dem 14ten Julius hat man gegen die Gesellschaften alle Journale organisirt und empört. Es ist kein Zweifel, daß die Freiheit, seine Gedanken zu äußern, den Feinden der Freiheit nicht einen weiten Spielraum gebe..... Wir wollen sie darum nicht weniger vertheidigen diese Freiheit, wie ein heiliges Recht des Menschen und des Bürgers. Ihr seid auf den Fußtapfen des gesetzgebenden Kdrps einhergegangen, und weil einige Ideen, die auf dieser Tribune geäußert sind, wieder bei den Fünfhunderten vorgebracht sind, hat man dort den Allarm geschlagen. In welchem Zirkel meint man denn den Gedanken der Gesellschaft zu beschränken? Die Freunde der Freiheit, wo sie auch seyn mögen, leuchtet ihnen nicht Eine Sonne der Wahrheit? Will man eine Reaction machen? will man euch zwingen, eine Scission der Grundsätze mit der Nationalrepräsentation zu machen? Ihr habt laut gegen die Diebe und Verräther, lauter gegen die höchsten Diebe geschrieen; man nennt euch Beller (aboyeurs); ihr habt ihre Köpfe gefordert; ihr heißt Blutsaufer (buveurs de sang). Dies ist der Grund der unsterblichen Verfolgungen. Nehmt jetzt einen Schwung, wie er der großen Thaten des französischen Volks, wie er der Gefahr, worin ihr und die Freiheit seid, würdig ist. Ihr kennt eure Feinde. Zu ihnen gehören auch die Gesandten und Agenten der sogenannten Neutralen, die im heimlichen Kriege mit euch sind. Nehmt den Krieg mit der ganzen Welt, weil sie ihn mit euch will! Reißt dem König von Preußen und Schweden die Larve der falschen Freundschaft ab, womit sie euch endlich den Russen aufopfern werden! Laßt die ganze Welt gegen uns aufstehen, wir werden die Welt besiegen; denn unser Interesse ist das aller Völker. Der Moderatism ist in einer Republik, was die Feigheit in einer Armee ist. Was hebt ihr, Blut zu vergießen? Wollen sie nicht unser Blut, die uns für Wüthende und Tiger

ausschreien? Steht hier, oder fallet rühmlich auf eurem Posten. Wer nicht alle Tage sterben kann, wird immer vor dem Tode zittern. Jetzt zittert nicht. Laßt euch unter diesen Gewölben begraben, eh ihr hinausgehet. Das verlassen der Reitbahn würde das Signal der Reaction und der Ermordung der Patrioten in allen Departements seyn. Ich werde bleiben und sollte ich der einzige seyn ꝛc.“ Aber es erfolgte kein Beifall des Enthusiasmus, vielmehr riefen einige Versteckte aus dem Volke: Restez, Restez! Aber er blieb nicht, und ich habe ihn nachher noch bei den Dominikanern seine blutige Lunge anstrengen hören.

Das Fest des vierzehnten Julius.

Unstreitig war der Tag, welchem zu Ehren dieses Volksfest gefeiert wird, einer der schönsten im Anfange der Revolution. Selbst seinen blutigen Kampf kann man ohne Schauder ansehen; denn er war ein Kampf des Lichts gegen die Finsterniß. Seit dem großen, aber bösen Richelieu, ja, wenn man weiter zurückgehen will, seit dem feigen Ludwig XI., war die Bastille der Abscheu Europens und die Schande der Franzosen gewesen. Daß eine solche Hölle in einem gesitteten Staate existiren konnte, daß die Nation sie so lange ertrug, war das Erstaunen und der Vorwurf der übrigen Völker. Sollten sich denn nicht alle menschlich gefreit haben bei der Nachricht, die alten Kerker, die zum Theil Opfer von 30 und 50 Jahren enthielten, seien gebrochen, und von dem schwarzen Bau, diesem plutonischen Pallast des Tartarus, auch kein Stein auf dem andern geblieben? Ich war den Abend vorher mit einem Freunde unter den Knüppeln, Schurzfellen und Kitteln des Reitbahnauditoriums, und hörte Marchant, nachdem er sich an Invektiven und Verfluchungen erschöpft hatte, die bedeutenden Worte sagen: „Die Re-

gierung wird morgen prächtig in ihren bunten Kleidern, von Kutschen und Lackeien gefolgt, auf dem Marsfelde erscheinen. Ich fordre das Volk auf, seine Würde zu zeigen. Es sei mit den Freunden des Vaterlandes auf dem Bastillenplatze um die Mittagsstunde."

Etwas Unterhaltendes also erwartend setzte ich mich mit meinem Freunde um 10 Uhr in einen Fiaker, und rollte mit ihm den weiten Weg durch die Straße St. Antoine, an deren Ausgang in die Boulevards ein ziemlich geräumiges offenes Viereck die Stelle andeutet, wo vormals die Bastille stand. Man sieht jetzt auch keine Spur mehr von jenen Zwingern, Gräben und Brücken, wodurch diese Gegend einst so schrecklich war. Selbst der letzte Schutt scheint weggetragen, und über die ebene Fläche könnte ein Pflug gehen. Der größte Theil des Platzes war mit hohen Stapeln Holz bedeckt; an der südwestlichen Seite sah man eine kleine mit einem Häuschen bedeckte Fontaine, die kein Wasser hatte, mit der ominösen Aufschrift: Fontaine de la liberté. Sollte man es glauben, daß wir mehrere anwohnende Bürger fragen konnten, uns den Eingang der ehemaligen Hüttenthore zu sagen, und sie die Gegend nicht mehr bestimmt wußten? So leicht löscht sich manches aus dem Gedächtnisse aus. Es war bei unsrer Ankunft noch fast niemand da, und wir gingen also auf ein halbes Stündchen nach des berühmten Dichters Beaumarchais Pallast und Garten, und besahen sein schönes Monument, worüber Pappeln und Thränenweiden ihre noch nicht lange gepflanzten Zweige hängen. Erst gegen Ein Uhr war ein kleiner Menschenhaufe da. Die meisten nemlich hatten sich einzeln wieder verlaufen, so wie sie gekommen waren, da sie keine Brüder vorfanden, und diese waren auf ein blasses Schrecken und Gerücht ausgeblieben, man wolle Truppen gegen sie kommandiren, weil sie sich gleichsam als eine zweite Gewalt im Staate, das Dekretiren und Zusammenrufen des Volks zu einer durch-

aus polizeilichen Sache heraus nähmen. Die wenigen Anwesenden gehörten auch nicht zu der glänzenden Klasse von Bürgern, und waren vielleicht gröstentheils aus der Antonsvorstadt selbst. Man sah fast nichts, als schmierige und zerlumpte Kittel, Schürzen und Schurzfelle, und grose Dornprügel; denn diese Wenigen schienen wenigstens den Willen zu haben, sich, wenn es Nöth thäte, allenfalls zu wehren. Einige Incroyables, mit wilden Mienen, und einige wenige Brüder, die man am forcirten Sansculottism erkannte, waren unter ihnen. Ein sonderbares Ding, daß gerade die sich hier versammelten, deren unscheinbares und kleines Daseyn nichts von den Thürmen zu fürchten hatte, die einst hier standen. Nachdem diese Wenigen lange gewartet hätten auf Verstärkung, die ihre Versammlung weniger schimpflich machen sollte, haben sie endlich an, ein grünes Pappelbäumchen auf ein Paar rüstige Schultern zu heben, und mit dem Absingen der Marseiller Hymne und des Reveil du Peuple die Procession um die alten Gränzen der Bastille zu beginnen. Nachdem diese Lustration vorgenommen war, brachte man einen Stuhl, den zuerst ein Offizier (er sah einem Brigadechef gleich) mit gutem Willen und einem schlechten Organ bestieg, der den Gegenstand nicht erreichte. Aber bald sprang einer nach ihm darauf, dessen Gestalt mir ewig gegenwärtig bleiben wird. Ein kleines etwas gekrümmtes Bürschchen, höchstens in seinen Zwanzigen, mit einem langen Gesichte, einer ungeheuren krummen Nase, und ein Paar brennenden Augen. Hierzu denke man sich einen halbkahlen Kopf, und eine Farbe, wie sie nach einem langen Aufenthalte in den Lazarethen an das Licht zu kommen pflegt. Seine Mienen waren zur Wuth gespannt, sein Mund öffnete sich, ehe er noch redete; er spie eine Hölle aus. Nur ein Paar Worte zur Probe: „O daß jene blutige Energie wieder erwachte, daß das Volk jene edelmüthige Wuth der Gerechtigkeit wieder nähme, die den blutigen Tag auf immer

denkwürdig gemacht haben! Haben wir nicht noch unsre Laumay und des Fleſſelles? Haben wir nicht unsre Artois und Soubiſe? Sind die Antoinetten ausgeſtorben? Seht die Tochter des reichen Cabarrus, des feigen Necker, (die Tallien und Stael) ſeht das Weib des kleinen ägyptiſchen Don Quixote! (Madame Beauharnois Buonaparte). Sie herrſchen und kabaliren, und helfen die Schätze mit verzehren, oder doch vertheilen, die wir den Nationen geraubt haben. Alle die Früchte, die dieſer große Tag Frankreich bringen ſollte, ſcheinen auf immer für uns verloren. Sie werden verloren ſeyn, wenn wir ſie nicht mit Gewalt pflücken. Wo iſt die Gleichheit, wo iſt die Republik, wo iſt die Demokratie? Nirgends. Wir haben wieder das alte Paris, und ſchon geht man im Pallaſt Luxemburg und bei den Huren gewiſſer Exbarone (Barras) zur Cour, und der Name Bürger iſt ein Schimpfname geworden. Wie lange werden wir es leiden, daß wir in Armuth und Verachtung ſind! (lautes Klatſchen und Lärmen) Seht euch an, und fragt dann, wie die Republik ſteht? Iſt es länger zu leiden, daß Schurken, die uns betrügen, in Karoſſen und Kabrioletts fahren, und auf neapolitaniſchen und barbariſchen Pferden durch die Gaſſen und über die Boulevards ſprengen, und ehrlichen Bürgern die Kleider und Strümpfe beſprützen? Wollt ihr den Hohn länger dulden? Dieſe Reichen, dieſe Glückspilze, welche allein den Vortheil von der Revolution gezogen haben, wollen wohl die Freiheit, aber nicht die Gleichheit; man muß ſie gleich machen (il les faut egaliſer) und ſollte es durch die Köpfe geſchehen.“ Ein wildes Geſchrei des Beifalls, mit bedeutendem Schwingen der Knotenſtöcke begleitet, endigte die Rede.

Der Redner und ſein Vorgänger griffen nun zu dem Spaden, und gruben für den Freiheitspappelbaum ein Loch, in deſſen Grund ein Stein, den man aus dem Schutt ſuchte, verſenkt ward. Der Redner hub hier wie-

der an, indem die Erde langsam um die Wurzel aufgehäuft ward. Wir beide drängten uns mit den andern hinzu, und um besser zu sehen, nahm mein kurzsichtiger Freund (der die goldne Nadel seines Busentuches und seine schimmernde Uhrkette den neidischen Augen dieser Republikaner schon entzogen hatte) seine Lunetten, und setzte sie auf die Nase; ein offenbares Zeichen der Stutzerei und des Aristokratismus, denn man konnte beim Abendessen selbst ganze Reihen bebrillter Nasen an den Tischen der vornehmsten Restaurateurs sehen. Bald ward dies Zeichen auch willig aufgegriffen. Ein vierschrötiger Schmied — wenigstens verriethen seine berußten Fäuste und sein Schurzfell so etwas — guckte ihn von unten auf an und sagte höhnisch: „Bürger, binnen 14 Tagen wird sich das Volk nicht mehr durch Lunetten anglupen lassen.“ en quinze jours le peuple ne se fera plus viser par des lunettes.) Dabei machte er eine Bewegung mit seinem Gesichte und seinem Stock, daß ich meinen Gesellen anzupfte, und ihn erinnerte, daß unser Rock für diese Versammlung zu gut sei. Wir gingen, er mit sehr gedämpften Feuer, wozu ich seinen feurigen Demokratism noch ein Bischen in die Beichte nahm. Wir gingen ins nächste Kaffehaus, uns zu erfrischen, und trafen dort einen alten Bürger, der aus einem andern Grunde weggegangen war, als wir. Er schimpfte über die Lanigkeit der Zeit, so einen Tag nicht besser zu feiern, und die Thränen des Grimmes liefen ihm über die Wangen. „Ich war,“ sagte er, auf seinen kahlen Rock und seine schlechte Parüke zeigend, „ein wohlhabender Mann, ehe man die Steine der Bastille bewegte. Ich war mit dabei, ließ mein Metier als Uhrmacher Jahre lang liegen, um den Volksgeist mit verbessern zu helfen, und so bin ich mit zu Grunde gegangen. Soll ich nicht weinen, Bürger, wenn ich dies so ansehe? Ich habe den Sturm mit gemacht, ich habe mein Leben risikirt und ich bin arm“ et je suis pauvre. Dies Wörtchen pauvre

sollte man mit goldenen Buchstaben drucken lassen. Es liegt die ganze Philosophie des Lebens und der Politik darin. Man könnte es über den Titel eines Buches setzen, das zu hundert Folianten angeschwellt werden könnte. Wir machten unsre tiefsinnigen Betrachtungen über die Worte seines Schlusses von Flüchen und Betheurungen, „et je suis pauvre.“ und kamen so langsam spazierend im Palais Egalité bei den drei Provençalen zum Mittagsessen an, expedirten uns schnell, und hatten gegen 4 Uhr in einem schnellen Fiaker das Marsfeld erreicht.

Eben begann aus dem Pallaste der Zug. Er war beinahe in der Ordnung, wie ich ihn bei der Feier des Leichenfestes beschrieben habe. Nur nahmen die Stellen der verwaisten Familien und der Ruinen des cäsarischen Kleides von Debry verwaiste Familien und Ruinen der Bastille ein. Man sah nemlich in der Mitte des Zuges, gleich hinter den Direktoren, aus den Ruinen der cidevant Bastille ein Modell derselben, etwa drei Fuß hoch, auf einem Gerüste vier rüstige Veteranen tragen. Diesen folgten Greise und Jünglinge, Frauen und Mädchen auf Krücken und an Leitern, die bei der Stürmung der Bastille zu Krüppeln geschossen waren; ein ehrwürdiger Anblick. Man beging dieses Fest ganz zweckmäßig. Nach einer rührenden Musik und Gesang, die in der Mitte der Gewalten (des autorités) vom Conservatoire ausgeführt wurden, machten etwa 10000 Mann (der größte Theil der Garnison und und der Garden) mancherlei Evolutionen, Angriffe, Rückzüge, Hinterhalte, kurz die lebendigsten Bilder der Schlachten und des Todes. Vorzüglich schön und schnell zeigte sich dabei die reitende Artillerie, die zu den schönsten Theilen der französischen Armee gehört. Diese Uebungen wurden über zwei Stunden fortgesetzt, und machten mir, vielleicht auch andern, ein rührendes Vergnügen. Doch war die Zahl der Zuschauer sehr klein, höchstens 50000, und bestand auch hier meistens aus dem neugierigen und nach

solchen Dingen laufenden Pöbel. Die feine Welt hält die Theilnahme an politischen Dingen und solchen Festen unter sich und mag sich nicht mehr herablassen, aus den Karossen und von den wiehernden Rennern, ja nur aus den Fiakern unter das Volk hinabzusteigen. Für sie wurden schon die Theater und die Hinabsteigung des Orpheus zur Hölle aufgethan, als hier noch die Kanonen donnerten. So ließ auch dieses Fest die Meisten kalt, und gab den Warmen Stoff genug, allerlei traurige Betrachtungen anzustellen. Ja nicht einmal zu lachen gab es was, und ohne die Biertonnen und Würstchen der Schenken und Zelte wäre es um den Menschenhaufen noch erbärmlicher gewesen. Lachen mußte ich doch, als man von allen Seiten durch das Gedränge der Wälle schrie: Des voleurs! gardez vos poches! Ich griff wirklich nach der meinigen und nahm meine niet- und nagellosen Sachen unter den Beschlag der Hände, als ich einen der Schreier ein Papier tragen sah. Da ward ich meines Irrthums inne, daß ich diese Colporteurs für ehrliche Warner gegen Diebe gehalten hatte, die in so einem Haufen oft Gelegenheit finden, ihre Fixfingrigkeit zu zeigen. Dies Ausgeschrieene war die Aufschrift eines Blattes, worin man tausend Lügen las von dem Unfug, den die Jakobiner vor drei Stunden mit ihren Tausenden auf dem Bastillenplatze betrieben haben sollten. So geht der Weg der Flugblätter. Jeder setzte frisch einen Sol daran, um die neue Mähr, die er nicht mit angesehen hatte, doch auch zu lesen.

Ein Wort von den Journalen, Pamphlets, Tagsblättern, Affichen, Colporteurs ꝛc.

Manches, was über diese Artikel zu sagen wäre, ist beiläufig unter den vorigen Rubriken schon gesagt worden, und wird vielleicht auch nachher noch wieder vorkommen, so daß ich mich der Kürze befleißigen kann. Für die Zei-

tungsschreiber, Journalisten, Pamphletisten, kurz für alle die, welche durch die Feder Kabalen, Intriguen und politische Händel anzetteln und verwirren wollen, ging mit dem Sturz des alten Direktoriums eine schöne Zeit an, und obgleich man bald höhern Orts wieder anfing, von Einschränkung der Pressfreiheit und von Bestrafung und Zügelung der frechsten und unverschämtesten Schmierer zu sprechen, so blieb die Sache doch immer unentschieden hängen, und jene, die zum Theil durch Kerker und Deportation abgehärtet waren, ließen sich nicht schrecken. Mit jedem Tage trat ein neues Blatt und ein neuer Titel auf, die einen immer pompöser und höchtönender, als die andern; und immer strebte das eine, die andern zu verdrängen, indem es die hohe Miene der Verachtung annahm. Außer diesen stehenden Journalen war das Heer der Flug- und Tagblätter, die umsonst und um einige Sols ausgegeben wurden, unendlich, und jede Parthei suchte so ihr loses Spiel zu verhüllen, oder zu beschönigen. Was die politische Tendenz dieses bedruckten Papiers betrifft, darüber ist schon im Vorigen ein sattsames Licht verbreitet, und ich will also das Alte nicht wieder aufwärmen, oder weiter ausschöpfen. Aber Eine Art, die ihnen allen mehr oder weniger eigen ist, kann ich nicht unerwähnt lassen. Ein jeder Journalist und Zeitungsschreiber muß die Kunst des Ausdehnens und Reckens und des Schaffens aus Nichts verstehen; aber wie dies die Franzosen können, ist unbegreiflich und unbeschreiblich. Wie wäre es sonst möglich, daß über hundert stehende Journale, die bloß politisch sind, neben einer Legion anderer bestehen könnten, Journale, die wegen des Stempels zu dem Preise von 40 bis 60 Franken (10 bis 15 Thaler) für das Jahr anwachsen. Für einen Fremden sind diese Journale, besonders in den jetzigen Zeiten, etwas äußerst Interessantes und Belehrendes. Man kann sie mit vielem Rechte die Karaktere der Nation mit stehenden Lettern nennen; denn

alle liebenswürdigen und närrischen Seiten der lieben Nation treten in ihnen in mancherlei Nüancen und Schattirungen hervor, und geben selbst dem Dürrsinn und Dürftigsten dieser Gattung eine freundliche Magie, weil die Phantasie immer Punkte findet, worüber sie brüten, und die Beschauung Tiefen sieht, wohin sie hinabsteigen kann. Was sich am meisten, ja täglich zeigt und dies Volk bezeichnet, das noch immer seinem größten Theile nach alles Fremde als barbarisch und des Wissens nicht würdig ansieht, ist die erstaunliche Unwissenheit der Geschichte und Geographie anderer Länder, und man stößt häufig auf die lächerlichsten Fehler. So behauptete neulich einer: „es waren Franzosen, die unter Wilhelm dem Eroberer England eroberten, und die Reiche im südlichen Italien gründeten; also gehören den Franzosen beide Länder, und noch haben sie das Recht daran nicht aufgegeben.“ Ich verdenke es ihnen nicht; aber fürs Erste kommen sie mit ihren Händen noch nicht an die Londner Bank. Wußte der Schreiber nichts von Rollo und seinen Normännern, die unter Karl dem Einfältigen Frankreich so mishandelten? Am Ende müßten die Schweden und Dänen, die letzten der tapfern nordischen Wanderer und Helden, die Ansprüche durchsetzen. — Ein andrer erzählte vom Don Quixote der Koalition (wie der russische Monarch nur genannt ward) allerlei wunderbare Dinge, und ließ die zweite russische Armee 3000 Lieues, von Tobolsk her, marschiren, und machte sie zu lauter Asiaten. Sie sind alle in Pelz gekleidet, hieß es, haben lange Bärte und fürchterliche Waffen der Liebe (instrumens d'amour). Doch tröstete er seine Landsleute damit, sie müßten wenigstens noch ein Jahr auf dem Marsche zubringen, ehe sie den Rhein oder die Alpen erreichten. — Ein dritter, als sie denn doch wirklich schon in Böhmen eingerückt waren, ließ sie nach Konstanz, einem Hafen am Bodensee, marschiren, wo

sie sich für die Expedition von Holland mit den Engländern einschiffen sollten.

Immer indessen sieht man es den französischen Blättern an, daß ihnen das Politische und politische Abhandlungen, wie sie der Engländer bei seinem Thee, und der Teutsche bei seinem Pfeifchen und Bierglase, mit so vielem Ernst und Appetit genießt, nicht recht natürlich vom Munde noch zum Munde gehen. Wenn man die wüthendsten Parteiblätter ausnimmt, worin der leichte Karakter des Volks aus seinen Angeln gerissen ist, so schlüpfen sowohl Schreiber, als Leser über die kleinen und speziellen Umstände weg, warum es dem Teutschen immer am meisten zu thun ist, und geben das Ding so ziemlich dick und rund. Kömmt es aber darauf an, sich ein bischen mit Worten herum zu narriren und zu hänseln, mit der leichten Luft zu spielen, und doch was in ihr zu erfassen zu wissen, o da sind sie an ihrem Platze. Man sehe einen teutschen und einen französischen Fechter gegen einander über, und man hat den Unterschied. Der erste steht fest wie ein Ochs, und stößt wie ein Ochs zu; der zweite spielt und wippt so viel herum, als habe er es mit einem Strohhalm zu thun, und trifft auch. Wenn von einem Luftfluge, von einem großen Tänzer, von einer Pantomime, einem Feuerwerk und desgleichen die Rede ist, da sind sie allerliebst, und selbst durch die Wichtigkeit ergötzend, die sie ihren kleinen Spielen geben. Man höre nur:

St. Georges, der große St. Georges war in den ersten Tagen meiner Ankunft gestorben, St. Georges, der Repräsentant und Liebling der Nation, der vormals mit dem Chevalier d'Eon den berühmten Zweikampf zu London auf einer Bühne hielt, und nach dem Schauspiel eines zweistündigen Kampfes von jenem gewaltigen weiblichen Ritter unüberwunden blieb, St. Georges war todt, darüber vergaß man die Schlacht bei Verona und bei Stockach, und Tage lang war kein anderes Gespräch als er. Alle

Schauspielhäuser, Promenaden, Kaffehäuser und Gärten hallten den Namen des großen, des liebenswürdigen St. Georges; er ertönte, wenn nur zwei, oder drei Leute auf der Straße still standen. Er war drei, vier Tage durch der Wiederhall aller Journäle, und der Lückenbüßer der Leerheit. Man rühmte seine Talente in allen schönen und liebenswürdigen Künsten, sein schöne Gestalt, seine Stärke, seine Freimüthigkeit und Munterkeit, und schloß meistens mit dem Ausdruck: c'etoit le veritable François c'est à dire le plus aimable des mortels. C'etoit le Voltaire de l'equitation, de la musique, de la danse et des armes. In der That eine sonderbare Erscheinung für einen Teutschen, der so albern gewöhnt wird, körperliche Gaben höchstens als kleine Zugiften der Natur anzusehen. St. Georges war der schönste, der stärkste, der liebenswürdigste Mann seiner Zeit, (er starb 58 Jahr alt) ein treuer Freund, ein guter Bürger, ein reitzender Gesellschafter, Tugenden, von denen einige schon genug wären, unsre Theilnahme zu verdienen. Er war der Alcibiades seiner Tage, genoß die Freude, aber schändete sie nicht. O auch solche Vorzüge verdienen die Unsterblichkeit, und ein Volk, das einen lebendigen und leicht beweglichen Sinn für Schönheit hat, wird sie ewig schätzen.

Le Clairvoyant ließ Folgendes von einer großen Luftreise Blanchards vernehmen. „Wie man hört, hat endlich die große Nation, die bestimmt zu seyn scheint, Europa wieder zu gebähren, und alle Angelegenheiten der Menschen auf das Höchste zu bringen, sich über eine Erfindung Glück zu wünschen, worüber man lange vergebens gesonnen hat, und die dem Genie und Glücke der Nation vorbehalten war. Der Bürger Blanchard hat das Geheimniß erfunden, seine Luftschiffahrt sicher und schnell mit und gegen den Wind anzustellen. Er wird, um einen Versuch zu machen, in Zeit von 8 bis 10 Tagen, von hier nach Neuyork in Nordamerika segeln, und ladet alle

Bürger sein, die dort Geschäfte machen, in den nächsten Tagen ihre Pakete und Briefe abzugeben. Passagiere kann er jetzt nur zwei mitnehmen. Innerhalb eines Monats wird er wieder zurück seyn.“

Indessen ward nichts aus der amerikanischen Fahrt, und nun versprach er, mit dem berühmten Lalande eine Reise nach Gotha zu machen binnen höchstens zwei Tagen, um die Gönner und Freunde des berühmten Astronomen, den Herzog und den Major von Zach, durch ihre Ankunft zu überraschen. Sollte man es glauben? der alte Lalande gab diese Nachricht unter seines Namens Autorität. Das Publikum lachte und freuete sich. Der Teutsche nennt es schlechtweg Narrheit, und doch sind die Franzosen keine Narren. — Sie stiegen bald in Tivoli auf, und man las den 10ten Thermidor in mehrern Blättern: Gestern um 7¾tel Uhr Abends ist mit dem Aeronauten Blanchard der Astronom Lalande in einem Nachen aufgestiegen, (parti) der unter fünf Ballons hing, die in eine einzige Gruppe verbunden waren. Der Ort der Abfahrt war Tivoli. Als die Luftflotte (flotte aerienne) zu einer gewissen Höhe war, sah man aus dem Nachen ein Anker an einem langen Tau herabfallen, da hörte die Flotte auf zu steigen, ja sie behauptete lange Zeit einerlei Höhe. Sie ging gegen Westen, und einige Personen behaupten, daß Blanchard in der Wirkung dieses Ankers und in der Disposition der Bälle ein Lenkungsmittel zu finden hoffe, und daß er sich vorsetzte, zu St. Cloud an einem bestimmten Orte (dans un endroit indiqué) herabzukommen.“ So ward aus Gotha St. Cloud.

Eine große Rubrik einiger Blätter nehmen Theateranzeigen ein und Beurtheilungen der Stücke, die darauf gespielt sind, der Schauspieler, die sie dargestellt haben. Außerdem findet man Anzeigen der Festlichkeiten und Bälle zu Tivoli, Elisée, Frascati, im Pavillon d'Hannovre; Recensionen über einheimische und fremde Litteratur, fein

leicht

leicht und leise — und diese Rubrik gehört für einen Fremden nicht unter die unterhaltenden. Da war zuweilen von Klopstock, von Kotzebue, von Lafontaine allerlei Schnurriges zu lesen. Von Klopstock sagte einmal einer: „er ist der Pindar der Teutschen, die ihn selbst nicht verstehen. Er zeigt das große Geheimniß der Dichtkunst, die sich nur begreifen läßt durch eine Gabe des Wahrsagens und Räthselauflösens," (à force de deviner.) „Kotzebue," heißt es bei Gelegenheit der Anführung seiner Versöhnung, die unter dem Titel: Les deux freres, ins Französische übersetzt und gespielt ist, „Herr von Kotzebue ist unstreitig das größte dramatische Genie, welches unsre Nachbaren, die Teutschen, bis jetzt gehabt haben. Er hat es seiner Nation zuerst verdient, daß Stücke von ihr auf französischen Theatern gegeben werden. Daß die Teutschen uns Lehren im gesunden Verstande (pour le bon sens) geben, ist etwas gewöhnliches; aber daß sie im Geschmack mit uns wetteifern, wer hätte das je gehofft?" So geht es in einem langen Raisonnement fort, wobei Kotzebue endlich als der erste teutsche Schriftsteller mit der Anmerkung entlassen wird, er würde noch vorzüglicher seyn, wenn er nicht so viele faceurs allemandes hätte. Das Einzige, worin sie ihm nicht Unrecht thun.

Zu den Tagesblättern, die bei allem Wechsel und Wandel der Partheien und bei allem Druck der Preßfreiheit nie ausgehen werden, und denen es nie an Lesern fehlen wird, gehören die sogenannten Affichen, eigentlich zum Anschlagen bestimmt, wie der Titel sagt, aber sonst auch in allen Kaffe- und Bierhäusern zu finden. Die ältesten sind die Affiches schlechtweg, neben ihnen bestehen aber immer mit einem sichern Absatz les petites Affiches, welche täglich auf einem halben Bogen in klein Oktav gedruckt werden, und allerlei Angelegenheiten des alltäglichen Lebens enthalten. Auktionen, Käufe, Verkäufe, Anfragen, Hochzeiten, Ehescheidungen, Gebohrne und Gestorbne,

Theater- und Gartenanzeigen, und was für Artikel sind, die dieses Blatt nie leer lassen. Die Affiches sind in Folio mit mehrern Kolonnen gedruckt auf Einer Seite nur, weil sie zum Anschlagen bestimmt sind; auch sieht man sie durch die ganze Stadt an den lebendigsten Straßenecken, und bei Durchgängen und Hauptthoren und Pforten angeschlagen. Lange war mir das eine sehr lustige und angenehme Lektüre, sowohl wegen des Neuen, was sie anfangs für mich hatten, als wegen der mancherlei zufälligen Nachweisungen und Belehrungen, die man darin über viele Gegenstände erhielt, und wegen der oft witzigen und launigen Possen und Einfälle, die zuweilen darin ausgegossen waren.

Der interessanteste Artikel waren unstreitig die Heirathslustigen, die hier öffentlich ihre Ausstellungen und Bedingungen machen, unter welchen sie das Ehejoch auf ihren Rücken nehmen wollen. Man rechnet und handelt und fragt und bietet aus ganz kaufmännisch, und preist und verlangt seine Waare auf Glauben, indem man die Adresse des Wohnortes, oder den Unterhändler angiebt, durch welchen der Handel berichtigt werden kann. Das Meiste kömmt doch auf die äussere Güte und das Ansehen der Waare an. Was haben die Pariser Eheleute viel mit einander zu thun? Man nimmt ein Weib, weil es herkömmlich und bürgerlich ist, und nachher geht ein jeder seiner eignen Nase nach seinen Weg, ohne sich viel um seinen Gesellen zu bekümmern. Oft können solche, unter guter Firma geschlossene, Ehen ganz tröstlich ausschlagen. Das Ding ist dasselbe, die Art, es zu behandeln, ist nur anders als gewöhnlich. Hier geht es direkte, bei uns indirekte und durch eine Art Schleichhandel. Der junge Herr tritt zur jungen Dame und bittet bei seiner unsterblichen Liebe, bei den Reizen ihrer himmlischen Person, bei der Engelgüte ihres Karakters um Gegenliebe, indem er auf die vollen Beutel, oder den hohen Rang und empor-

hebenden Einfluß des dicken Herrn Papas schielt, an welche eigentlich die feurige Liebeserklärung gerichtet war. Zur Probe dieser närrischen Art, sich Mann und Weib zu suchen, wo es freilich im Menschengewimmel schwer ist, je eine Gestalt, oder ein Herz, das oft beweglicher ist, als die Gestalt, festzuhalten, einige Forderungen.

„Eine Wittwe von 36 Jahren, die eine ansehnliche Haushaltung und ein schönes Haus in der Straße Montmartre nahe an den Boulevards besitzt, und ihre jährliche Einnahme auf 30000 Franken rechnen kann, wünschte einen Mann von mittlern Jahren, oder von ihrem Alter zu finden, der mit ihr die Sorgen der Wirthschaft übernehmen könnte. Er müßte aber wenigstens 10000 Franken jährlicher Einnahme besitzen, oder gültig beweisen können, daß er, was daran etwa fehlte, binnen 10 Jahren durch Erbschaft oder andere sichere Vortheile erlangen würde. Lieber noch hätte sie einen Mann zwischen 20 und 30 Jahren, vorausgesetzt, daß er sittsam und nicht häßlich sei; er könnte wegen des längern Lebens, das er hoffen läßt, (wie fein!) am Vermögen die Hälfte weniger haben. Die Wittwe ist von einem sehr vortheilhaften Aeußern, (d'un physique bien avantageux, ein Wort, das selten fehlt) und man würde sie nicht älter, als 25 Jahre glauben. Sie hat keine Kinder. Man wende sich an den Gesetzesmann (homme de loi) Beaupas in der Straße Clery, Nr. 251.“

„Ein wohlbegüterter Mann von 30 Jahren und einer starken Konstitution, die ihm ein langes Leben verspricht, wünschte sich binnen 14 Tagen, aufs höchste drei Wochen, zu verheirathen, weil seine Umstände eine Wirthin erfordern. Er hat ein Vermögen von 40000 Franken, worüber er Beweise geben kann, und wünschte eine Frau, die eben so viel, oder doch nicht viel weniger, dazu beyzutragen hätte. Am liebsten hätte er es, wenn sie Beweise abzulegen hätte, daß sie noch Jungfrau, etwa 17 bis 22

Jahr alt sei, und das Klavier spielen könnte; es ließe sich dafür allenfalls vom Vermögen etwas abschlagen. Er verspricht ihr, immer heiter und freundlich gegen sie zu seyn, und hat keine Fehler, als daß er gern ins Schauspiel geht, und Ausbrüchen (des accès de colère) des Zorns unterworfen ist. Man wendet sich an ihn oder ff."

„Ein Mann von 50 Jahren, der noch einer starken und frischen Gesundheit genießt und mit einem ansehnlichen Vermögen aufs Land zu ziehen gedenkt, wo er ein hübsches Gut hat, wünschte für die übrigen Tage seines Lebens eine fröhliche und witzige Gesellschafterin, die als Frau mit ihm zu leben nicht verschmähte. Da er nicht auf Vermögen zu sehen hat, so werden nicht Reichthümer, sondern Liebenswürdigkeit des Herzens und muntere Laune mit einer angenehmen Gestalt bei ihm entscheiden. Seine Frau dürfte nicht gern unter 25 und über 36 Jahr sein. Am liebsten hätte er eine Jungfrau. Doch auch eine Wittwe würde ihn trösten können. Er ist munter und launigt, liebt Musik, Jagd, Tanz und alle Freuden des Lebens. Man wendet sich ꝛc."

„Ein Jüngling von 25 Jahren, dem durch den Tod seines Vaters eine reiche Erbschaft und die Sorge einer großen Haushaltung zugefallen ist, und dem seine Geschäfte nicht erlauben, sich eine Frau zu suchen, ladet alle die ein, welchen folgende Bedingungen nicht unmöglich sind, sich bei der unten angegebenen Addresse zu melden. Da er selbst von einer vortheilhaften Bildung und einer robusten Konstitution ist, so wünscht er eine junge hübsche und muntere Gefährtin, und hätte es gern, daß sie nicht über 18 Jahre alt sei. Schönheit, Witz und ein liebenswürdiger Karakter würden ihn auch ohne Vermögen glücklich machen können. Gern sähe er es, wenn sein Weib gut singen könnte und etwas Italiänisch verstände."

Der Ausrufer, Herumträger, Ankleber und Ausstreuer, (denn manche Waare muß jedes Auge des Nachspionirens

zum Urheber meiden) oder mit Einem Worte der Colporteurs, ist eine ungeheure Menge. Man hat, mich dünkt sehr mäßig, berechnet, daß über 10000 Menschen in Paris allein von diesem Geschäfte, und manche sehr herrlich leben. Denn auch hiebei heißt es: „Gott theilt seine Gaben wunderlich aus“ und nicht jeder taugt dazu. Wem die Natur eine laute, und allenfalls donnernde Stimme, einen possierlichen Körper und viel Geschmeidigkeit und einschmeichelndes Wesen gab, wer sich selbst nicht schämt, ein halber Sitzbube zu seyn, der wird täglich die meisten Blätter absetzen, und vielleicht reich werden bei diesem ewigen Schreien und Herumlaufen. Indessen ist dies nicht eine einzige, oder privilegirte Klasse. Jeder alte Mann, jedes alte Weib, jeder, dem seine Hände wegen Unvermögens nichts verdienen wollen, mit Einem Worte jeder Junge und Alte kann dies Metier ergreifen und nach seinem Talente davon leben; doch sucht sich das Büreau jedes Journals natürlich einige recht schlaue und betraute an der Hand zu halten, und belohnt sie nach dem Absatz, den sie machen können. Wo ein Durchgang ist, z. B. bei der berühmten passage de Ratzivil vom Siegesplatz zum Palais Egalité, da sitzen die Ausschreier und Feilbieter in Menge und haben sogleich das Neueste des Tages warm aus der Presse. Kaum eine Stunde nach dem Abdrucke findet man von einem Ende der Stadt zum andern ein jedes Blatt. Die Waghälse derer, welche so mit dem Halse oder den Füßen ihr Geld verdienen, spielen auch oft um den Hals. Diese tragen um die Mitternachtstunde ihre verbotenen Sachen aus, die ihren Namen nicht nennen dürfen, und kleben sie an Stellen an, wo sie gewiß von einer Menge Menschen gesehen und gelesen werden. Ich habe sie oft um die Mitternachtzeit und später bei'm Zuhausegehen gesehen. Sie haben schnelle Füße, und werfen sich sogleich eine Art Maske selbst bei Nacht über, um nicht so leicht erkannt zu werden. Nach ihnen kommen

liches Fest gefeiert, welchem alle Kreaturen und Sklaven des Tyrannen andächtig beiwohnten. Ich habe gesagt, eine Hure stellte die Vernunft dar, weil noch heute in ganz Paris die Sage geht, jene schöne Dirne habe gleich die Nacht nach der Vergötterung und Anbetung bei dem Mann mit den Holzschuhen gelegen. O die Vernunft ist doch eine gar menschliche und bequeme Göttin! Vieles von den politischen und metaphysischen Verrücktheiten jenes Unthieres ist denn doch bis auf den heutigen Tag geblieben, und manches wird in den Folgen seiner Handlungen bis in Ewigkeit bleiben. Er, der die Vernunft auf den Thron des heiligen Glaubens setzte, der keine Bischöfe und Priester mehr wollte, ließ auch das Daseyn Gottes von der gesetzgebenden Versammlung dekretiren. Armseliges Dekret! als wenn in jeder menschlichen Brust, die noch menschlich empfindet, nicht ein angebohrnes Ahnden und Gefühl des Heiligsten und Höchsten wäre, das wir Gott nennen, und worin wir das Ideal und Kind unsers eignen Gedankens anbeten? Lächerlich ist es doch wahrlich, so etwas auf die Wände zu mahlen. Noch liest man, und wird wohl lange lesen, oben an der Vorderseite mehrerer Kirchen: Das französische Volk erkennt ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele; andre Kirchen und Tempel sind wieder mit andern Inschriften geschmückt; so stehen über der Kirche Unsrer lieben Frau die Worte: Dem höchsten Wesen, dem Beschützer der Republik. Das ist lächerlich; menschliche Dinge kann man viel in Worten umherwerfen, himmlische sollte man himmlisch und heilig behandeln. Es ist ein höherer Sinn in dem Schnuchen und Täschen der Ammen und Wärterinnen unsrer Kinderstuben, als man glauben mag, wenn sie uns kosen, so oft wir den Namen Gottes, ja selbst des Teufels zu viel gebrauchen.

Unter Robespierre und auch nach ihm noch wurden nicht bloß die Menge der Klosterkirchen und Kapellen zer-

störet und in Magazine und Werkstätten verwandelt, sondern vielen Pfarrkirchen ging es eben so, und sie wurden dem Gebrauche des katholischen Gottesdienstes entrissen. Man hatte im Anfange der Revolution freilich das Vermögen und die liegenden Gründe der Geistlichkeit in Beschlag genommen und sie für Nationalgut erklärt, dafür aber möchte der Staat sich verbindlich, alle nothwendigen und nützlichen Diener und Helfer der Kirche zu besolden; eine Einrichtung, bei welcher der Staat sowohl und die Bildung der Nation, als die Geistlichkeit selbst gewann. Nur die hohe Geistlichkeit ward dadurch verkürzt; aber diese hatte auch bloß den Staat und Pomp der Kirche geführt, ohne zur Bildung und Belehrung des Volks, und zu den übrigen Obliegenheiten etwas zu thun, welche das Amt eines rechtschaffenen Geistlichen zu einem der wohlthätigsten, aber zugleich zu einem der schwersten machen. Die eigentlichen Prediger, Lehrer und Tröster der Gemeinen und Pfarren waren oft elend besoldet, und großentheils nichts, als die Vikarien eines Erzbischofs, Bischofs und Domherrn, die sie nach Gefallen ein- und absetzten, und denen sie alle heiligen Pflichten ihres Amts auf den Rücken warfen, während sie selbst den größten Theil ihres Lebens in dem Luxus und dem Getümmel des ersten Hofes von Europa zubrachten. Nach der neuen Einrichtung der Nationalversammlung ward dies alles verändert. Den Bischöfen selbst ward eine sehr mäßige Summe ausgesetzt, wobei sie an die alte Pracht und Herrlichkeit gar nicht denken konnten. Hingegen wurden die eigentlichen Pfarrer und Vikarien, vorzüglich auf dem Lande, durch die neue Ordnung der Dinge sehr verbessert, und schwuren dafür gern der Nation vor den Pabst den Eid, um so lieber, da sie durch die Aufhebung des abscheulichen Cölibats in alle Rechte und Pflichten der Menschen und Bürger wieder natürlich eintraten.

Die Zeit des Wohlfahrtsausschusses und Robespierens Tollheiten stürzten dies alles um, und verbreiteten nicht bloß über die irdischen Dinge, sondern selbst über die Angelegenheiten des Himmels ihren finstern Einfluß. Dies schuf vielleicht mehr, als alles Andere zusammen, die Vendée. Die Menschen, aus der Ruhe ihres stillen Glaubens mit Gewalt herausgeworfen, verlernten die Anerkennung aller Bürgerpflichten, da man gegen sie die heiligsten verletzte, und alles ging wild durch einander. Die Regierung sprach sich eigenmächtig von der Verbindlichkeit los, die Geistlichen zu besolden, die sie so feierlich übernommen hatte. Sie kannte keine Religion des öffentlichen Dienstes, indem sie inkonsequent der Göttin Vernunft und Philosophie den verdammten Weihrauch auf neuen Altären anzündete; sie kannte und erkannte keine Bischöfe, keine Priester, keine Taufe als solche und als fromme Weisen und Einrichtungen einer Gesellschaft, sondern ließ einen jeden darin meinen und glauben, aber nicht machen, was er wollte. Denn zerstörte sie nicht privilegirte Kirchen in großen Gemeinden? verfolgte sie nicht alles, was Priester hieß, und was auf die alten Religionen Bezug hatte, mit Verachtung und Hintenansetzung, und hieß nicht jeder, der in der Religion seiner Väter Hoffnung und Trost fand, sogleich ein Tropf und ein Fanatiker? Also ließ sie jeden auch nicht glauben und meinen; denn so weit reicht keine Tyranney, daß sie ins Heiligthum des Gedankens unmittelbar eindringen kann; aber derjenige dringt schon verbrecherisch ein, der dem Gedanken die Flügel der Worte raubt, durch deren Kraft wir aus Thieren Menschen geworden sind. Der alte Sonntag der Christen ward mit Gewalt und unter den härtesten Strafen abgeschafft und nur jeder zehnte Tag (Decadi) sollte ein Fest- und Feiertag seyn, an welchem ein jeder ruhen müsse. Also ein Ruhen und Feiern verbot man, um ein zweites zu gebieten. In dieser stürmischen und anarchischen Zeit machte es ein jeder, wie

er konnte, mit seinem Gottesdienst und seinen Geistlichen. Wer aber damals populär und demokratisch seyn wollte, brauchte dergleichen gar nicht, und ein großer Theil der Jugend ward so auf lange Zeit verdorben. Man riß der Verruchtheit und Bosheit die letzten Zügel ab, die durch Schrecken und Furcht und Hoffnung die wilden und ungehorsamen Gemüther halten konnten, und bald sah man die schrecklichen Folgen davon und man sieht sie diesen Tag.

Seit dem Schreckenssystem ist Manches freilich verändert, was die schlimme Zeit befohlen und eingeführt hatte, Manches auch geblieben. Man scheint durch die Sorglosigkeit, ja durch die Verachtung, womit diese Dinge behandelt werden, gleichsam alle öffentliche Religionsübungen und allen Gottesdienst für eine bloße Alfanzerei zu erklären. Die menschliche Vernunft schnappt, ungeachtet der guten Meinung, die Viele von ihr haben mögen und die ich auch von ihr habe, gar zu leicht über, und nirgends hat sie dies wohl mehr an den Tag gelegt, als bei der französischen Revolution und ihren Verhandlungen und Folgen. Welch eine tolle Idee ist es, den Gottesdienst für etwas Abgeschmacktes und Kleinliches zu erklären, der bloß für ein kindisches Zeitalter gemacht und unsrer erleuchteten Tage ganz unwürdig sei. So schwatzte die blutige Metaphysik der Danton und Robespierre und Viele haben es gutmüthig nachgelallt. Wie verschieden auch immer die Aeußerungen und Formen der Religionsweisen (die wir wohl auch Religionen nennen) seyn mögen, es giebt nur Eine Religion, die der Menschlichkeit, wovon Christus viel verstand, und die seine Nachfolger und Bekenner theils schlecht befolgt haben. In dieser Religion der Menschlichkeit, des reinen menschlichen Sinns (was Christus auch Wahrheit nennt; denn Wahrheit ist der reinste Sinn) fließen alle ewig zusammen. Man gehe die Welt rund und sehe umher — Schwärmereien kurzer Jahre

nehme ich aus, die wegen des Hasses aller Menschen nicht bestehen konnten — und zeige eine Religion, deren Grund auf dem Laster ruhe. Alle, auch die unreinsten, predigen wenigstens die legalen Tugenden, ohne welche gar keine Gesellschaft bestehen würde. Man sehe ferner umher und betrachte das menschliche Gemüth und das Leben, womit es umfangen ist, nur Einen Augenblick. Wo ist ein Mensch, der nicht über das Höchste und Heiligste in sich und außer sich nachdächte, den alles dieses Unbegreifliche nicht mit Erstaunen und Ehrfurcht erfüllte, wenigstens zu Zeiten nicht? Ein gewisser Trieb, sagt ihm, er soll sich darüber belehren; er soll von seinen Pflichten und Rechten für dieses, von seinen Hoffnungen und Rechten für und an ein künftiges Leben unterrichtet werden. Kann dies jeder sich selbst thun, so haben Robespierre und seine Anhänger halb gewonnen; aber man sehe! Drei Viertel der Menschen müssen das Leben meistens wie die Lastthiere tragen, d. h. arbeiten, essen, trinken und schlafen; das vierte Viertel ist darum nicht glücklicher, weil es mit ihnen nicht einerlei Loos theilt. Es muß sich eben so sehr und mehr plagen, jene drei Viertel zu lenken, zu regieren, und zu tyrannisiren, je nachdem jedem sein Gemüth fällt, sie einzuregistriren und zu betaxiren, für sie zu denken, zu schreiben, zu predigen, und endlich fromm und getrost sie in den Himmel einzubeten. Zu ihnen also müssen die drei Viertel kommen und sich Trost und Unterricht, oft auch Trug und Aefferei holen. Was die feinsten Köpfe von ihnen erfunden, die besten und größten Herzen gefühlt und gedacht haben, gehört der Dreizahl an, die nur durch das Ungefähr etwas findet und durch die Hülfe jener weiter denkt. Jene Dreiviertel werden bei ihrem beschränkten Daseyn, wo sie mit lauter Dingen und wenig mit sich selbst umgehen, immer etwas Sinnliches, Aeußeres, und Bildliches haben müssen, sich des Heiligen in ihnen bewußt zu werden, und, was sie dunkel fühlen, zu einer

Art von Gedanken zu erheben, den man Gewissen nennt. Sie werden als irdischere Wesen nur in der Masse, d. h. in einer Gemeinde, sich stark zum Glauben und zur Hoffnung des Unbegreiflichen fühlen; sie werden an etwas Festes und Stehendes (was ihnen wenigstens so scheint) nur die Gefühle knüpfen können, die in ihnen durchaus unstät und schwankend sind, d. h. sie bedürfen einer positiven Religion, die solange nothwendig seyn wird, allen Afterphilosophen zum Trotz gesagt, bis allen Menschen ohne Arbeit das Brod und der Wein ins Haus fallen wird. Aber selbst dann nicht würde öffentlicher Gottesdienst wegfallen können. Wenn auch einige starke und seltene Menschen durch die Religion der Tugend, die sie durch langen Kampf befestigt haben, immer warm im Herzen und fest in der Pflicht blieben, ohne mit andern gemeinschaftliche Gelübde dafür zu thun, wie viele werden nicht seyn, selbst aus diesem vierten Viertel, die aus Schwäche des Karakters, aus süßem menschlichen Gefühle der Mittheilung, aus der Idee einer gesellschaftlichen Verbrüderung, die auch auf eine religiöse führt, immer das Bedürfniß haben werden, durch die vereinten Anbetungen der Tugend, durch die Hoffnungen von Tausenden mit empor gehoben zu werden? Und diese ehrwürdigste und nothwendigste Angelegenheit des Staates sehen wir so klein an? und die Besorger derselben verachten wir? Ich hoffe, die Zeit wird die Zeit lehren. Positive Religionen müssen ewig seyn; dies ist Nothwendigkeit. Aber ihre Lehrer sollen Weise, sie sollen Menschen seyn, und das Reine geben aus dem Unreinen. Es giebt keine Mahlerei des Lichts, sondern nur des Schattens; die himmlische Seele wirkt durch den irdischen Leib; der Gedanke bindet sich an die Materie, daß er dargestellt werde und sich gestalte.

Eine andre Frage ist die, ob der Staat und wie weit er die Religion eines Landes und den öffentlichen Kultus in Schutz, oder richtiger in Aufsicht nehmen müsse?

Hier sind viele Dornen und ich werde nicht alle davon ausziehen. Was der Mensch in seiner Gewalt hat als ein Ding, darüber kann er verfügen, das kann er zum Herrn oder Sklaven, oder zu Nichts machen. In einem solchen Verhältniß steht der Leib bloß als Leib betrachtet zu ihm, welches sich ändert, wenn man das darauf bezieht, oder wenn das damit kollidirt, was wir, ohne es recht zu kennen, Seele nennen; deswegen machen wir unsern Leib alle Tage zu diesem und jenem verbindlich, z. B. zu graben, Holz zu hauen, zu reisen, bei Einem Weibe und keinem andern zu liegen und dergleichen. Was aber nicht in unsrer Gewalt ist, der Agent des Lebens und Empfindens in uns, oder, mit andern Worten, wir selbst können über uns nicht disponiren, und also darf es auch kein andrer. Ich selbst als ein fühlendes, glaubendes, denkendes Wesen habe keine steten Gesetze in mir. Ich billige und verwerfe, ich wachse und nehme ab, gehe vor- und rückwärts durch eigne innere Thätigkeit, die ich nicht sehen noch begreifen kann, weil sie Ich selbst ist. Es ist damit, wie man schon in der gemeinen Erfahrung richtig sagt vom Gesichte, daß niemand beurtheilen könne, ob sein Konterfei ihm ähnlich sei. Was also von keinen stetigen Gesetzen, wie nur die Naturgesetze unserm Begreifen sind, regiert wird, darüber können keine stetigen Gesetze gegeben werden. Der Geist also mit allem, was ihm angehört, bleibt frei von jedem irdischen Gesetze und irdischer Ordnung. Nun ist die Religion das heiligste und tiefste Leben des Geistes, seine zarteste Blume, mit welcher alle andere Blüthen im Keim untergehen; also auch Religion ist frei von irdischer Macht, sie ist ein Ding der Willkühr ihres Besitzers, und kein Regent darf mir über sie eine Vorschrift und ein Verbot vorhalten, wie bei einem Stück Acker, bei dem Pfluge, den ich ins Feld, bei dem Schiffe das ich ins Meer schicke. Es giebt ein anderes Futter des Leibes und des Geistes — große Dinge werden durch

ein kleines Bild nicht klein — obgleich man beide eben um das Futter, welches die Räder der Welt treibt, mit einander vermischt.

Frei also ist mein Bekenntniß und mein Glaube, gebunden mein Wandeln und mein Thun. Nur in gleichgültigen Dingen, in dem ganzen Aeußern, wie ich meine Religion mit andern durch Ritus und Ceremonien feiere, bekömmt die Regierung ein Recht, mitzusprechen, doch darf sie nicht befehlen, sondern nur anordnen und lenken in freier Uebereinstimmung mit jeder religiösen Gesellschaft. Streng geschlossen, ob ich einen Gott, oder einen Teufel, einen Stein, oder einen Klotz anbete, darf sie nicht fragen; sobald ich aber wie ein Teufel handle, gerathe ich in ihr Gebiet und in das der Gesetze, und muß, wie ehrlich ich auch glauben und nach Ueberzeugung handeln mag, für meine Ueberzeugung leiden; denn von irdischen Leiden spricht mich keine Religion frei. Aber, kann man mir sagen, wenn ich dir deine Behauptung zugebe, welch eine Verwirrung in einem Staate! wie viele verschiedene Sekten, die sich verfolgen und zerreißen und also den Staat mit zerreißen! welche Misverhältnisse vollends mit bürgerlichen Einrichtungen wird das geben! Hat keine so große Noth. Giebt der Staat nur nicht das Beispiel, so mögen alle die verschiedenen Sekten friedlich und ruhig unter einander wohnen, wie sie es in Nordamerika thun; denn im Grunde haben alle Menschen Eine Religion, die auf das Höchste und Unendliche ihrer Natur gebaut ist, und diese Religion wird sie schon in den Hauptpunkten zusammenbringen. Wie eine liberale Regierung den Geist der Zeit befördert und zugleich mit ihm fortgeht, also im Verhältnisse zu ihrem Zeitalter steht, so thut es auch die Religion meistens. Also, wenn zwei Dinge zu einem dritten ein gleiches, oder nur ein ähnliches Verhältniß haben, so werden sie auch zu einander ein solches haben. Es ließe sich, glaube ich, eben nicht schwer beweisen, daß alle die

Misverhältnisse dann wegfallen müssen, von denen man solche Schrecken und Abscheulichkeiten träumt. Die Regierung sei auf Gerechtigkeit gegründet! die menschliche Natur ist es; so werden die Menschen des verschiedensten Glaubens in ihre Form passen und unter ihr glücklich und gehorsam seyn. Schwärmer können auch da wohl ausschweifen in Handlungen, (in Worten steht es ihnen frei!) aber die Mehrzahl der Bürger wird das Gesetz der Staaten, die Sicherheit, schützen.

Höchstens hat der Staat eine väterliche Stimme, wenn er als ein Vater gegen seine Kinder denkt. Er darf ermahnen, er darf warnen, und fernher seine Engel zur Behütung seiner Lieblinge, aber nur verborgen, senden; was er so vermag, steht ihm frei; aber er strafe nicht vor der That des Gesetzes; er straft nicht einen Menschen, weil er nach seinen Grundsätzen den Schein hat, was Böses thun zu können. Er hefte keine Privilegien, keine Vorzüge an Eine Kirche, indem er die andern zurücksetzt. Nur in seiner Geschicklichkeit und Tugend soll der Bürger seine Privilegien haben. Wann die Christen der ersten Jahrhunderte als ruhige und gehorsame Bürger lebten, durfte sie kein Kaiser verfolgen; wann sie aber nicht für das Vaterland fechten wollten, eine der ersten Pflichten zu erfüllen sich weigerten, da litten sie mit Recht, nach ihrer damaligen Ueberzeugung vielleicht mit Unrecht. Die Regierung kann also nur mit Einwilligung einer religiösen Gesellschaft äußere Einrichtungen machen und der Form der Gesellschaft dadurch gleichsam Sanktion geben. Wer ihr aber dieses Alles unter dem Namen Gleichgültiger Dinge (ἀδιάφορα) Preis gegeben hat als einen Quark, hat sehr einfältig gethan. Denn man weiß wohl, was politische Tröpfe und Schurken unter dem Titel Wohl des Staats von jeher in die Religionsübung hineingeflickt, und wie sie dieselbe verkrüppelt haben. Dies ist von jeher eine reiche Quelle von Auto de Fés und Dragonaden gewesen

wesen und durch das Schwert, das man dem angefachten Hasse lieh, hat man das kindlichste und heiligste Gefühl des Menschen, das religiöse, zu dem unmenschlichsten und blutigsten gemacht. Aber Eines kann der Staat thun und muß er thun, Eines, was allen Zwang immer mehr zerbricht und die Nothwendigkeit immer kleiner macht. Dieses ist die Beförderung des Unterrichts, die Beförderung der Möglichkeit, sich zu bilden und aufzuklären, die Sorge, daß die, welche an der Spitze der Gesetze und der Religionen des Staats stehen sollen, auch die aufgeklärtesten werden können. Läßt man das Licht nur walten, so wird es schon wirken, und ewig den Staat stützen und halten helfen, der auf der Gerechtigkeit ruht. Hier darf der Staat mittelbar eingreifen, und kann es, ja er soll es. Wenn er alle Mittel abschneidet, sich aufzuklären und zu unterrichten, so fallen die heiligsten Aemter Dummen und Schwärmern anheim, und der Gottesdienst wird verächtlich. Der Staat soll ferner die Geistlichen als Bürger und als Lehrer ehren, die mit dem Heiligsten umgehen. Er soll sie ehren als die Tröster und Geleiter, als die Ermahner und Aufklärer einer Menge Staatsbürger, denen die Erde nicht viel erlaubt, an sich selbst und an den Himmel zu denken; er soll sie ehren als die Bewahrer und Träger der höchsten Güter des Menschen, deren sich bewußt und mit Sehnsucht darnach erfüllt zu werden er nur dies kurze Erdenleben lebt.

Eine andere Frage ist die: Soll die Regierung, oder sollen die Kirchen (Gemeinden) ihre Lehrer besolden? Ich sage, es ist gleichgültig; doch scheint es mir besser, wenn selbst hier die Regierung keine Hand mit darin hat; solche Verhältnisse geben gar zu leicht Abhängigkeit. Auch besolden in den meisten Aemtern die Gemeinden ihre Lehrer, wenn man die Dinge ihrem Grunde nach ansieht, man mögte etwa die Zehnten ausnehmen, die meistens durch Autorität des Befehlens eingeführt sind. Liegende Gründe

und fixirte Einkünfte beim einzelnen Dienst sind gewöhnlich eine freie Gabe der Frömmigkeit, oder des Gebrauchs gewesen, und von den Regierungen nur sanktionirt. In Frankreich wird der Fall anders. Die Regierung nahm wirklich zu eigenmächtig die geistlichen Güter weg; sie durfte nur die nehmen, von denen sie beweisen konnte, sie habe sie verliehen; die andern gehörten den Gemeinden zur Unterhaltung ihrer Kirchen, Lehrer und des Kultus. Sie erklärte dafür, sie wolle die Lehrer besolden, und alles unterhalten. Nun sie diese Verbindlichkeit aufhebt, handelt sie eigenmächtig und ungerecht. Sie muß vom Geschenke der Privatleute, die vormals Mitglieder dieser oder jener Kirche waren, so viel zurückgeben, als nothwendig ist.

Doch ich will nun ganz zur Erde hinabsteigen, und erzählen, wie die Sachen sind, nachdem ich gesagt habe, wie sie seyn sollten. Auf mehr als Eine Art hat die Regierung die Freiheit des Gottesdienstes, die sie so feierlich proklamirte und sanktionirte, gröblich verletzt. Wenn sie auch die unnöthigen Kirchen und Bethäuser einzog und zerstörte, war es erlaubt, daß sie oft in großen Quartieren keine ließ, und die frommen Christen, die nun der Andacht genießen wollen, zwang, einen weiten Weg zu machen? Es war die Sache der Regierung und das Interesse des Staats, die Lehrer und Lenker der rohen Menge in der gefährlichen Krisis aller Dinge und Grundsätze nicht dem Zufall und der Verachtung Preis zu geben. Dieses Interesse, das jetzt drückender, als je, war, setzte man hintenan, und that alles, jede öffentliche Religion als ein Kinder- und Narrenspiel zu zerstören. Doch zum Einzelnen.

Für den alten Sonntag, der die heilige Zahl Sieben noch mehr heiligte, machte man neue Feiertage. Jener Tag, der den Meisten, sei es auch nur aus Eindrücken der Kindheit und des Vergnügens, so lieb war, ward mit einem Worte als ein schwarzer proscribirt, und man setzte

um drei Tage dem Arbeiter die Ruhe weiter hinaus. Jeder zehnte Tag ward geheiligt. An ihm sollten die Republikaner ruhen, und, wer einen Gott glaubte, sollte ihn verehren nach seiner Weise. Man hielt auf den Dekadi, wie die Juden auf ihren Sabbath, und strafte strenge jeden, der seinen Laden offen hatte, und in seiner Werkstätte arbeitend angetroffen ward. Den Sonntag zu feiern war hingegen strenge verboten, und die Frommen durften es höchstens heimlich auf ihre Gefahr wagen. Nach dem Schreckenregimente indessen ward man wieder nachsichtiger, und der Sonntag durfte, der Dekadi mußte äußerlich gefeiert werden, und noch heute straft man, die durch einen offenen Laden und durch freien Kauf und Verkauf sich versündigen. Indessen geht es entfernter von Paris damit nicht so strenge zu, wie mit manchen andern Geboten. Neben dem Dekadi hat man nun noch mehrere stehende und eine Menge außerordentlicher republikanischer Fest- und Freudentage, die von jedem Bürger mit Ruhe des Erwerbes und Gewerbes begangen werden müssen, wenn er auch nicht in den Jubel einstimmen will. Die Christen also, die ihren Sonntag, ihre hohen Feiertage und Heiligentage noch haben, sind nun zu einem noch größern Müssiggang gezwungen, als sonst, und die Folgen davon für den Staat lassen sich abzählen. Auch schreien die Leute häufig, wenn sie sich in Klagen ergießen: Wir haben nichts, als rothe Tage und kein Brod, uns daran zu freuen.

Der Staat weiß nichts um Bischöfe, und nicht viel mehr um Priester, er scheint sie nur zu dulden; ja wenn er es noch schiene. Nein alle Tage ergießen sich die Wortführer der Macht in Schmähungen und Schändungen dieser ehrwürdigen und nothwendigen Klasse von Bürgern. Er verachtet sie, er sieht nach, wenn sie auf mancherlei Weise beeinträchtiget und verletzt werden, und durch diese Nachsicht scheint er gleichsam dazu aufzumuntern. In der

sogenannten Verschwörung Pichegrus und Carnots offenbarte sich ein starkes Laufen des Stroms für die katholische Religion, und also auch für die Priester. Mit dem Sturze ihrer Freunde fiel der Haß doppelt auf sie, und noch heute hört man es alle Tage im Rathe der Fünfhundert: point de prêtres; le peuple n'en veut plus. Und doch kann ein Blinder es sehen, daß das Volk sie will und nöthig hat. Seit sechs Jahren sind alle Anstalten zur Bildung junger Geistlichen zerstört; seit sechs Jahren verachtet man diese Behüter und Lehrer des Volks als Fanatiker und Betrüger. Natürlich entzieht sich also alles, was wirklich ein hohes Gemüth hat, einem Stande, der durch Verachtung verächtlich werden muß. Man hat Priester, aber was für Männer müssen es unter diesen Umständen seyn? welchen Menschen muß die Bildung, die Moralität des Volks, das heiligste Palladium zuletzt anvertraut werden? Unverantwortlich also sündigt die Regierung gegen die Freiheit der Bürger und des Staats, gegen die Glückseligkeit des künftigen Geschlechts. Jede Revolution, jeder Krieg treibt das Böse, das Unkraut der Menschen doppelt hervor; was soll aus dem großen Haufen, was aus den Jünglingen und Jungfrauen dieser Zeit werden, wenn die Religion nicht als eine milde Mutter, als eine sanfte Lenkerin in die Mittr tritt, und die blutige und unblutige Zwietracht der Zeit und ihrer Grundsätze beizulegen sucht, indem sie wieder der Vereinigungspunkt der Guten wird, welcher sie seyn soll? Man sieht die Folgen, die daraus entspringen und entspringen werden.

Wenn der Staat gleich die Priester duldet, so ist doch die Hierarchie vernichtet, welche die erste Nationalversammlung dem Scheine nach beibehielt, da sie Erzbischöfe und Bischöfe ꝛc. als Grade zuließ, in der That aber aufhob, da sie gebot, der Nation den Eid der Treue zu schwören, und den Pabst als einen Bischof anzusehen, der

in Frankreichs Kirchensachen nicht mehr als Herr zu reden hätte. Im folgenden Sturm des Terrorismus riß man alle Bande gänzlich, die Frankreich mit Rom zusammenknüpften, schafte die Erzbischöfe und Bischöfe ab, und ließ nur das geistliche Gewürm, die Pfarrer und kleinen Priester, unter mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen stehen. So ist es auch geblieben, obgleich die Geistlichkeit wieder etwas freieren Athem holen kann. Verwirrung indessen ist überall in den Grundsätzen der Lehrer sowohl, als in den Herzen der Gemeinen, eine Verwirrung, die nach der Auflösung eines so künstlichen und scharfsinnigen Systems, als das der Hierarchie ist, unvermeidlich kommen mußte. Wenn dieses freilich hier nicht laut und offenbar werden darf, so sieht man es doch im Westen und Süden, wo ohne die Unduldsamkeit der Regierung vielleicht nicht die Hälfte der Gräuel und Aufruhr wäre, die jene schönen Provinzen verheeren. Ich sage, hier darf es nicht offenbar werden, aber doch ist es natürlich auch heimlich hier. Ich brauche bloß einige Data anzugeben, um den Grund zu zeigen, dessen Folgen jeder sich machen kann. Der eine Priester wird reichlich besoldet, der andre ist an dem Bettelstab; der eine ist ein treuer Jünger Hildebrands, und hält es für die größte Sünde, nicht, bei einem Weibe, sondern bei seinem eigenen Weibe zu liegen; der andere hat unter dem Schutze der wiedergegebenen Naturfreiheit ein Weib ins Haus genommen und mehrere Kinder gezeugt; der eine glaubt an den Pabst, der andre allein an den Staat, der ihn nicht ehrt. Welche Widerstreite, welchen Abscheu der Partheien, welche Angst und Schrekken bei den Schäfern und den Schaafen muß das nicht geben! Doch würde dies alles sich beilegen, wenn die Regierung nicht verfolgte, wenn sie den freien Geist der Aufklärung und des Lichts walten ließe, und ihm mit empor hülfe; wenn sie allein bürgerlich bestrafte, was bürgerlich verbrochen ist. Obgleich der Staat nichts von Bi-

schossen weiß, so haben die strengen Katholiken doch noch immer die ihrigen, und lassen durch sie immer wieder neue Bischöfe und Priester machen; denn sonst ginge nach ihren Begriffen ja die ganze gallische Kirche zu Grunde, weil auf die gültige Einweihung endlich alles, ja die Seligkeit des künftigen Lebens, beruht. Durch diese Zusammengliederung und Verkettung hängen sie auch noch an dem Pabst, an welchen sie glauben, und der das letzte Glied ihrer Kette ist; die andern demokratischen Priester werden vom Hasse natürlich als Schismatiker gebrandmarkt.

Daß unter diesen Umständen der öffentliche Gottesdienst nackter und ungeschmückter, und ohne den Pomp des alten hierarchischen Stolzes erscheinen muß, sieht jeder, und das kann vielleicht für die Zukunft seine guten Folgen haben. Man hat aus den Kirchen vielen alten Wust des Aberglaubens aufgeräumt, Heiligenbilder, Reliquien, Meßgewänder ꝛc. das kömmt nicht leicht so wieder. Es ist mir oft so gewesen, wenn ich der Messe und Predigt in einer katholischen Kirche beiwohnte, als sei ich daheim in einer evangelischen. Alles Gepränge des Gottesdienstes vollends, das auf den Märkten und Gassen aussieht, ist verboten, und das mit Recht; denn es gehört nicht hin, wo die Käufer und Verkäufer sitzen. Es giebt also keine Gassenceremonien, keine Frohnleichnamsfeste, keine Umzüge und Processionen mehr. Die Glocken sind allein zu einer Stimme der Noth bei Aufruhr und Feuersgefahr gemacht und dürfen also, bei Todesstrafe, nicht angezogen werden. Man trägt die Gebeine der Verstorbenen still und traurig zur stillen Erde; das Allerheiligste geht nicht mehr mit Geklingel und Weihrauch, mit dem „ins Gewehr!“ der Wachen, mit dem Knieen und Stillstehen und Hutabnehmen der Vorübergehenden über die Gassen; kurz, in dem zur Schau tragen ist alles anders geworden. Von Paris und den nördlichen Departements gilt dies durchaus. Was im Süden und Westen entfern-

ter liegt, erlaubt sich manches, und menschliche Beamte sehen nach, wo nur Schwärmerei sogleich strafen kann. Da klingen noch oft die Glocken und rufen die Frommen zur Kirche und geleiten die Reste der Todten zur Erde; da wagt man noch wohl mal Processionen und Wallfahrten, und verschließt am Decadi nicht immer die Buden. — Bei diesen Umständen steht es einem jeden völlig frei, ob er seine Kinder in die christliche Gesellschaft durch die Taufe einweihen lassen will, oder nicht. Ihr Daseyn indessen muß jeder in den Büchern der Municipalität seines Bezirks einzeichnen lassen, die in bürgerlichen Dingen allein Gültigkeit haben; denn das Ansehen der Kirchenbücher ist von nun an aufgehoben, und sie sagen nichts weiter, als daß ein Kind in ihrer Kirche getauft sei. Bis jetzt indessen sollen derjenigen sehr wenige seyn, die ihre Kinder nicht taufen, und sie bloß als Menschen in die Rollen der Municipalität einschreiben lassen.

Die Protestanten sind noch die einzigen, die in der jetzigen Lage nicht gedrückt sind; indessen ist es nicht mehr das Zeitalter, Proselyten zu machen, und sie sind im Ganzen ein kleiner Theil der Nation, und haben ihre meisten Gemeinden im Süden. Der Protestantismus kann nach seinen Grundsätzen die meisten geistlichen Einschränkungen als kleine Uebel ertragen, und wenige derselben tasten sein Wesen an, wie es bei dem Katholicismus der Fall ist. Von den Protestanten ist auch überall jetzt nicht die Rede. Das Einzige, was sie vielleicht schmerzlich und nachtheilig mittrift, ist die Verachtung von allem, was nur Lehrer oder Diener ihrer Religion heißt; indessen geht es ihnen in vielen Ländern besser, wo sie im Besitz der geschützten und herrschenden Religion sind? Es ist ein Gefühl in mir, das mir sagt, die Pfleger dieses heiligen Amtes müssen wieder die ehrwürdigsten Glieder im Staate werden; aber sie werden es nur mit Ablegung des Priestergeistes und Priesterstolzes werden, der die Welt verdirbt.

Ich würde hier wenig gesagt haben, wenn ich nicht kürzlich der Theophilanthropen erwähnte, wovon man im Auslande so viel hört, und wovon doch wenige eigentlich wissen, was es ist. Ihr Name, den sie sich gegeben haben, ist schön, und sie nennen sich darin Freunde Gottes und der Menschen. Auch bei ihnen ist der Zweck der Vereinigung öffentliche Gottesverehrung zur Beförderung der Moralität und Tugend; aber weil dieser Gottesdienst sich vom Katholicismus schneidend, vom Protestantismus nicht so sehr äußerlich, aber im Wesen eben so sehr unterscheidet, so verdient es, etwas Näheres zu wissen von einem so ganz neuen Phänomen. Viele der Männer, die mit Robespierre alle öffentliche Religionsübung für Kinderei und Aefferei erklärten, und im hohen Fluge der sprudelnden Revolutionskraft meinten, jeder Mensch müsse den Gott seines Herzens auch im Herzen allein anbeten, und bedürfe dazu keiner Gesellschaft, kamen allmählig von ihrem Irrthum zurück, und sahen wieder ein, daß alles Schönste zwar in jedem Einzelnen liegt, aber nur durch die Zusammenwirkung und Gemeinschaft Vieler ausgebildet und geschaffen wird für die Erde. Sie fanden indessen an der alten Landesreligion kein Behagen, und beschlossen, nach ihren eignen Begriffen sich selbst eine zu machen, die auf den Grundsätzen des Deismus nach dem bloßen Vernunftglauben ruhte. So entstanden in Paris mehrere Gemeinden dieser neuen Kirche, die, wie alle Kirchen, strebte, Proselyten zu machen, und sie auch wirklich machte. Einer der drei Direktoren, die nach Reubel abdankten, die man schimpfend Triumvirn (Dreimänner) nennt, La Reveilliere Lepeaux nahm sich vorzüglich der Theophilanthropen an; er nahm sich ihrer beinahe wie ein Schwärmer an, ward deswegen häufig von seinen Feinden theophilanthropischer Pabst genannt, und hätte, wenn es von ihm abgehangen hätte, die neue Kirche gar zu gern auf den Ruinen der alten gegründet. Man muß ihm aber den Ruhm lassen,

daß er dabei immer als ein Mensch und ein ehrlicher Mann handelte, eine Rolle, der er auch in seinem politischen Leben nicht ungetreu geworden ist. Aber eines fehlte diesem neuen Apostel, die Kraft, etwas durchzusetzen. Diese Kirche war nach ihrer ganzen Einrichtung nicht geeignet, viele Proselyten zu machen, weil ihr fast alles Aeußere und Handgreifliche fehlt, ohne welches der größte Theil der Menschen nicht mit Sicherheit andächtig und fromm zu seyn versteht. Das wird man bald sehen, wann ich Einiges über den Gottesdienst und die Konstitution derselben sagen werde. Man rechnet in Paris, wenn ich nicht irre, vier oder fünf Gemeinen derselben, die, nach der Angabe der eigenen Mitglieder, noch nicht 10000 ausmachen, eine Zahl, die lange nicht an die Meinung reicht, welche man in der Ferne von ihnen hat. Doch zur Beschreibung.

Das erste Erforderniß derjenigen, welche unter diese Theophilanthropen aufgenommen werden wollen, ist der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit der Seele, die einige ihrer Mitglieder allenfalls aus der Vernunft mit mehrern Philosophen zu beweisen sich getrauen. Man sieht also, es ist reiner Deismus, und so hat sich mir diese Sekte auch immer gezeigt. An diese ersten Glaubenslehren, die auch die Glaubenslehren aller andern Religionen sind, knüpfen sie die Lehren der Sittlichkeit und Tugend, und mehrere Gelübde und Versprechungen, welche die Neuaufgenommenen thun müssen, und wovon ihre Feinde viel Sonderbares und Mystisches zu erzählen wissen, ohne es gesehen zu haben. Natürlich sind, wie in jeder Gesellschaft, Vorsteher, Aufseher und Administratoren; doch ist bis jetzt dieses System, das wahrscheinlich und äußerlich ganz bürgerlich eingerichtet scheint und ist, noch sehr im Dunkeln, wie die Antitheophilanthropisten behaupten, welche in ihnen nur eine Sekte von verwirrten Schwärmern finden, vermuthlich weil sie ihren Einfluß fürchten. Es ist un-

möglich, daß eine religiöse Gesellschaft ohne allen Enthusiasmus und Schwärmerei bestehe; denn ist nicht Religion das Gefühl der heiligsten und erhabensten Schwärmerei? Der Same dazu liegt auch in dieser deistischen Gesellschaft, und wird sich wahrscheinlich auch bei ihr entwickeln. Dies begünstigt besonders die Einrichtung, daß sie nach dem Beispiele der Zittterer (Quäker) keine bestimmte Lehrer und Prediger haben. Bei den Quäkern, oft auch bei den mährischen Brüdern, tritt einer aus der Versammlung auf, wann ihn der Geist ergreift, und redet, wie es ihm der Geist giebt; so ist es freilich nicht hier, aber doch beinahe ist es so, und kann vielleicht oft ganz so wirken. Jedes Mitglied der Gesellschaft kann an Tagen der öffentlichen Zusammenkünfte auftreten, und entweder predigen, oder auch etwas vorlesen, das in das Gebiet der Pflichten und Hoffnungen der Menschen einschlägt. Dieses Recht hat vom 25sten Jahre an jeder verheirathete Mann und Wittwer, der es nicht durch Scheidung von seiner Frau geworden, vom 50sten Jahre an jeder Hagestolz, wenn er aus der Gesellschaft einige Bürgen für sein moralisches und erbauliches Leben stellt, eine Assekuranz, die in Paris zu übernehmen ziemlich mißlich ist. Derjenige, so Lust hat, zur thätigen Erbauung durch das Organ der Rede mitzuwirken, läßt sich auf eine Rolle einschreiben und tritt auf, wann sein Tag kömmt. Die Verehrung des höchsten Wesens, die Erweckung zur Sittlichkeit und Menschlichkeit, die Aufforderung zum Patriotismus und Gehorsam gegen die Gesetze, die Achtung für alles Heilige fremder Religionen, sind der Zweck und das Bestreben der Theophilanthropen. Sie umfassen also das Größte und Schönste, was in der Religion liegt; glücklich wenn sie es auch in der Ausübung immer festhalten könnten! Mich dünkt, in dem außerordentlichen Umfange der Erlaubniß, als Lehrer auftreten zu können, liegt der Keim zu frühen Abwegen und Verirrungen auf das gränzenlose Feld der Mystik, das,

so blühend es ist, doch viele Schlangen und Giftpflanzen nährt, und wohin nur die stärksten Herzen führen sollten, um die Verirrten durch ihre Oberherrschaft des Gemüthes wieder zurück bringen zu können. Wie man aber die Einrichtungen machen, wo man die Gränzen stecken soll, innerhalb welcher einer Lehrer werden kann, ohne Priester, oder bestallter Prediger zu seyn, daß weiß ich nicht, und das auszumachen mögte eine sehr schwere Aufgabe seyn. Jeder indessen fühlt wohl; was oft für Zeug an den Tag kommen muß, wo jeder reden darf nach dem Maße seiner Einsicht und Ansicht der Dinge; und die sich zum Reden so leicht berufen fühlen, sind oft von denen, die schweigen und hören sollten, was Vernünftigere sagen. Freilich ist dies auch bei einer andern positiven Religion der Fall, wo auch mancher als Lehrer und Prediger sich eindrängt, der füglicher die Pflugsterze, oder das Ruder regierte; aber so einer hat eine Unterlage, von der er sich weniger verirren wird; und wenn er sich auch verirrt, so haben die Zuhörer an den bestimmten Symbolen ihres Gottesdienstes, an den festen Formeln ihres Glaubens so viele Haltungen, welche hier ganz fehlen müssen, wo man im reinen Aether der Vernunft leben und Gott anbeten will, in welchem so ein Phaeton gar leicht mit den Leuten zum Halsbrechen durchgehen kann.

Ich will des Spaßes und der Belehrung wegen etwas mehr ins Besondre gehen, und zwei ihrer Tempel, die ich oft an Tagen des Gottesdienstes besucht habe, beschreiben, und zugleich zwei Muster von öffentlichen Reden geben, die mehr sagen werden, als alle meine Worte. Der nächste war mir eine kleinere Kirche der alten Gesellschaft des Oratoriums hinter dem Louvre, wo ich sehr oft gewesen bin. Rührend war es mir, als ich das erste Mal eintrat, zu sehen, wie diese kleine Kirche getheilt war. Rechter Hand von der Thüre nemlich haben die Katholischen die eine Hälfte inne, linker Hand die Theophilanthro-

pen die andere. Sie glauben also nicht mehr, daß das höchste Wesen, das Heiligste und Unendliche nicht zugleich über ihnen schweben und unter ihnen wohnen könne, daß es sich mit Verdruß und Zorn von den einen zu den andern wende, und diese verdamme, während es jene beglükket. Rührend war es meinem Herzen, rechts mehrere fromme Mütter mit ihren Kindern vor einem Krucifixe liegen und beten zu sehen, während links ein Redner auf das Katheder stieg und einige treffliche Sachen Fenelons, des trefflichen Menschen und Predigers, vorlas. Die Kirchen der Theophilanthropen sind ohne allen Pomp und sinnlichen Schmuck, ohne Bilder und Altäre, die an eine sinnliche Religion erinnern könnten. Die Mitte nahmen Bänke und leere Plätze für die Sitzenden und Stehenden ein und eine Orgel und Kanzel sind die Einzigen Zurüstungen des Dienstes und auch diese äußerst einfach verziert. Unter der Kanzel hängt eine schwarze Tafel, worauf das Hauptbekenntniß der Gesellschaft in moralischen Sprüchen und andre gute Lehren geschrieben sind, z. B. Gott ist die Quelle unsers Glücks und unsrer Hoffnung. Ehret eure Aeltern, so werdet ihr glücklich seyn. Wer kein gutes Kind, kein guter Gatte, kein guter Vater ist, ist auch kein guter Bürger und Patriot. Auf einem kleineren Täfelchen liest man kleine Notizen und Zurechtweisungen für die Gesellschaft und für die Ordnung der jedesmaligen Andacht, z. B. den Tag der künftigen Versammlung und des Redners, oder die Anzeige einer Sammlung, die zum Besten der Armen von den Mitgliedern veranstaltet werden soll. Die Ordnung ihrer Andacht ist ungefähr diese: Sie darf selten über eine Stunde dauern, damit die Geister nicht ermatten, und diese Stunde theilt man gewöhnlich so ein: Die Orgel erhebt durch eine feierliche und erhabene Melodie die Herzen und das Chor von Sängern singt eine kurze Hymne, oder nur einige Verse, die die ganze Versamm-

lung schweigend mit anhört, selten mit vollen Stimmen wiederhohlt. Einer aus der Gesellschaft, unter den übrigen stehend, sagt einen kleinen Spruch, oder einen schnellen Ausbruch seiner religiösen Empfindung her, und die Orgel begleitet ihn mit einem kurzen Nachklang, zuweilen fallen auch die Sänger mit einem Verse ein. Unterdessen ist der Redner auf die Kanzel gestiegen und liest entweder etwas Gutes und eine moralische Richtung Habendes aus einem Buche ab, oder hält auch eine kürzere, oder längere Rede, je nachdem sein Stoff und seine Begeisterung es ihm giebt. Oft wird diese Rede getheilt und durch einen leichten Anschlag der Orgel und einige schöne Gesangstimmen unterbrochen, öfter geht sie in Einem fort. Außer dem Gottesdienstlichen und Moralischen hat der Redner zuweilen, aber selten, etwas Spezielles, was sich auf die Lage und den Zustand der Brüderschaft bezieht. Der zweite Tempel der Theophilanthropen, den ich zweimal besucht habe, ist die schöne und herrliche Kirche St. Sulpice, eines der ersten Gebäude in Paris, und vormals eine Pflanzschule berühmter Redner und Bischöfe, die unter der Regierung der Maintenon eine bedeutende Rolle spielten. Hier fand ich eben so, wie in dem kleinern Tempel, aufgeräumt, aber Eins fiel mir auf, was offenbar nicht hieher gehörte, und vielleicht bei einem öffentlichen Feste und Aufzuge ohne das Verschulden der Gesellschaft hieher gebracht war. Es hingen nemlich um die Kanzel und an den nächsten Pfeilern gleichsam als Tapezierung eine Sammlung treflicher Tapeten aus der Gobelinsmanufaktur, die einen ganz unpassenden Gegenstand hieher brachten. Sie stellten nemlich Bacchanalien vor; Bacchus, der Gott der Reben, zeigt sich in allen seinen mythischen Gestalten und mit seinem ganzen Gefolge; da springt eine Schaar von Mänaden, unterdessen lüsterne Satyrn hinter dem Rebenbusche lauschen, und einer von ihnen eine gefangen in den Armen hält; Silenus reitet taumelnd auf seinem

Eselein einem Gelage der Kelterer zu, die aufspringen und ihm entgegen kommen. Doch ungeachtet dieser Gobelins hörte ich hier eine trefliche Rede, die ein Mann in einem schlichten braunen Rocke und vom Ansehen eines Dreißigjährigen hielt. Er sprach von der Ehe und Kinderzucht ganz treflich, und ich will nur eine kleine Stelle ausheben, wie sie mir noch im Gedächtniß ist: —

„Bürger und Freunde, man hat in unsern Tagen von der Ehe und Ehescheidung so ganz neue Grundsätze aufgestellt, man behandelt diese Dinge so ganz, wie andre bürgerliche Geschäfte, daß es kaum der Mühe werth scheint, wenigstens bei Vielen nicht, davon zu sprechen. Vielen Leuten sind solche Dinge zu klein, und kommen bei den großen Angelegenheiten des Tages nicht in Betrachtung. Laßt uns sehen, wie groß, oder klein sie sind. Nicht alles ist veraltet, was alt ist, nicht alles lächerlich, was unsern Vätern gefiel und ihnen gut und löblich däuchte. Manches hat man in unsern Tagen bei Seite gesetzt, was man einst wieder wird aufnehmen müssen. Ihr hört und seht es alle Tage, wie leicht man Heirathen schließt, wie leicht man sie trennt. Es giebt Männer und Weiber, die sich rühmen, dreimal in einem Jahre ihre Gatten verändert zu haben. Menschen werden zu Kaufmannsgütern erniedrigt, und gehen aus einer Hand in die andre. Und bleiben sie auch beisammen, so geht der Mann in den Süden, die Frau in den Norden. Und die Kinder, wenn diese Unglücklichen ja Kinder zeugen, die läßt man den Zufall erziehen; sie haben keinen Vater und keine Mutter gehabt, ihnen fehlen die zärtlichen und süßen Empfindungen der Sympathie und Liebe, wodurch der Mensch edelmüthig und gut wird; sie werden zu ihrer Zeit auch nicht Vater und Mutter seyn. So leben wir Franzosen, so verbindet sich unsre Jugend — und doch meint man, daß es gut ist. Man tröstet sich mit dem leidigen Troste, so sei es immer gewesen und werde immer so seyn; die

Welt verderbe darum nicht; noch gehe die Menschheit aus. Aber wozu dieses Geschwätz, wozu diese leidigen Gründe? Wir wollen nicht bloß Menschen an Fleisch und Beinen, sondern auch Menschen am Herzen und an Empfindungen haben; und sind die denn so häufig, so gewöhnlich, daß es die Mühe nicht belohnte, darnach zu fragen? Die edelsten und bravsten Völker haben die Ehe in Ehren gehalten, und die Bürger, welche gesunde und brave Kinder erzogen; bei uns war sie lange ein Sakrament. Sind wir denn vor der Revolution ganz dumm gewesen, oder was sagt unsre Neuheit in diesem Punkte, was sagt sie uns? Sie sagt uns, daß wir keine Sitten haben, daß wir das Joch der Tugend nicht tragen können, daß wir den Werth des Lebens nach seinen eitlen Genüssen und glänzenden Vergnügungen abmessen. Wir sind in Wohllüsten erschlafft, und können uns nicht anders, als durch Erschlaffung der Gesetze, helfen. Das sagen die täglichen Geschichten; aber was sagt uns Patriotismus, Vaterlandsliebe, Vernunft? Sie sprechen nicht, sie wenden sich weg und weinen über das arme Land, das frei seyn will und nicht den Muth hat, tugendhaft zu seyn. In dem Schooße der Familien, in den kleinern Gesellschaften, die Mann und Weib, Brüder und Schwestern, Eltern und Kinder bilden, blühe die Freiheit, die Ruhe des Staats und seine Glückseligkeit; dort werden die Helden, die Gesetzgeber, die Patrioten, mit Einem Worte alle guten Bürger gebildet. Seht umher und sagt mir, was ihr sehet. Da ist nichts als Schwäche und Schurkerei, blutige Grausamkeit und niederträchtige Feigheit; da ist die Wohllust und Liederlichkeit, die keine Zügel ertragen kann, und ihren Begierden alles bis auf das Heiligste aufopfert; da sind die Ungeheuer, deren Hände von Blut triefen, von dem Blute ihrer Mitbürger, die Robespierre, Chalier, Baboeuf. — Was soll aus uns werden, wenn wir nicht bei der Quelle der Menschheit, bei den Ehen, bei der Erzie-

hung anfangen? O trauert mit mir, daß wir keine Sitten haben, wir werden auch keine Freiheit haben können, ꝛc.“

Auf diesem freien Felde, wo so viel Gutes aufgehen und gedeihen kann, treibt auch manches Unkraut; gar Manches wird auch ausgesäet, was in ein ganz anderes Land gehört. Es ist auch in der That nicht leicht, bei einer metaphysischen Religion, wie diese zum Theil ist, nicht gewaltig auf das Lerchenfeld zu gerathen. So lange man sich an die Moral des Lebens hält und ein gutes Herz in der Brust hat, geht es auch bei einem mittelmäßigen Kopfe immer ganz leidlich; aber höher und tiefer ist die Gefahr mit Schneelavinen und Abgründen. Dies kann man täglich von tausend Doktoren und Professoren sehen, wie sollte es denn hier bei einer größeren Sprechfreiheit nicht seyn? Es kommen da oft ganz scharfsinnige, wenigstens eckigte Ideen zum Vorschein, die aber wohl nicht immer erbauen können. Ich will aus dem kleinen halbgetheilten Tempel auch davon ein Pröbchen geben, das mir sehr auffiel, als ich es hörte, und wovon ich mir einige Momente aufzeichnete. Ein kleiner hagrer Mann mit einem bleichen äußerst lebendigen Gesichte und einer gewaltigen Nase, die ein Paar lebendige Augen schied, trat auf und sprach wohl eine Viertelstunde mancherlei Gewöhnliches von den Pflichten, wie man es alle Tage von Kanzeln und Kathedern herleyern hört, dann erhöhte er mit Einem Male seine kleine Gestalt und seine Stimme und sprach:

„Ich habe von Pflichten gegen das höchste Wesen, gegen unsern Nächsten, gegen uns selbst gesprochen, weil man alle Tage so spricht; aber ich denke, man könnte den Katechismus der Pflichten sehr kurz fassen und bloß gegen sich selbst Pflichten haben. Ich rede hier nicht vom Körper, der ist nicht ich selbst, sondern von der Seele, von dem, was mich zum Menschen macht. In dieser Seele bete ich mein Höchstes und Erhabenstes an, was ich kenne und habe; sie betrachte ich mit Erstaunen und Anbetung

und

und falle vor ihr gleichsam wie vor dem Altare einer Gottheit nieder. Ihr ist mein ganzes Leben geweiht, sie zu bilden, zu unterrichten, sie tugendhaft und gut zu machen ist die Aufgabe, die das höchste Wesen mir gegeben hat. Wenn ich für den Leib sorge, so sorge ich irdisch und klein, ich bin ein Egoist; die Seele ist zu groß, zu himmlisch, als daß der Sporn, der mich treibt, die Heilige zu reinigen und zu veredlen, das Gefühl, das ich habe, durch alle möglichen Mittel mich gut zu machen, bloßer Egoismus seyn sollte. Sonst wären die Engel, die nichts thun, als sich am Anschauen Gottes weiden, die dadurch seelig sind, auch Egoisten. Was die Seele zur Reinheit und Seeligkeit bringen kann, ist Pflicht gegen mich selbst. Warum ehre ich Gott und bete ihn an? Ihr sagt aus Dankbarkeit, und weil er das vollkommenste und heiligste Wesen ist. Ich sage, weil ich gut und tugendhaft werden will. Gott ist der Vater der Welt und meiner, ich empfange täglich unzählige Wohlthaten von ihm; aber ich bin zu klein, als daß ich mich erkühnte, dankbar gegen ihn seyn zu wollen; ich bin es um meinetwillen; es ist ein Gefühl, welches zur Güte und Liebe führt, und mein Herz und meine Seele gut macht, für deren Veredlung ich lebe. Gott ist das Heiligste; ich bete es an in ihm aus Pflicht, nicht gegen dieses Heiligste, es steht zu hoch über mir, als daß ich eine Pflicht gegen dasselbe haben könnte; sondern aus Pflicht gegen mich selbst, weil ich zur Heiligkeit streben soll. Eben so sind die Pflichten gegen die Menschen, meine Brüder, nur Pflichten gegen mich selbst. Ich liebe sie, helfe ihnen, achte, beschütze und vertheidige sie, kurz ich bin ein Mensch gegen sie, nicht weil sie meines Gleichen sind, nicht weil sie es mir und andern wieder thun, das würde nur Sympathie, Mitleid, warmes Gefühl, kurz etwas vom Egoismus seyn; sondern ich stelle mich auf einen sichern Punkt der Moral, wo ich kalt nachdenken und betrachten kann, und mein Interesse der Erde und

des aufwallenden Gefühls weniger in Betrachtung kommt; ich sage mir, thue dies um Dich selbst, nemlich um deine Seele, die durch die Uebung jeder Tugend immer göttlicher wird und reiner. So kenne ich nur Eine Art Pflichten, die gegen mich selbst, welche mich zu einem frohen Anbeter Gottes und einem tugendhaften Bürger und thätigen Freunde aller Menschen machen müssen." Er schloß diese Argumente, die er viel weiter ausdehnte, mit einer Anrede an seine Seele, die ächt mystisch war, aber in der stillen Versammlung unbeschreiblich auf alle, selbst auf mich wirkte: „Seele, sprach er, du bist der Repräsentant Gottes auf Erden, der reinste Funke jener Flamme, welche die Welt erwärmt und entzündet, das Centrum, um welches sich alles drehet, woraus alles ausgeht, wohin alles zurückkömmt, das nähere Gefühl jenes ferneren, das mich einen Gott und eine künftige Welt hoffen lehrt. Du bist das rothe Pünktchen, woraus der leuchtende Orient sich entwickelt; er wird immer heller und heller, die Sonne geht auf, die Menschen erwachen, fallen nieder und beten an. O daß du aufgehest, schöne Sonne! daß wir erwachen zum Lichte, daß wir tugendhaft und gut werden! Seele, wir beten dich an, heilige Pflicht, wir ehren dich, leitet uns zur Tugend." — Man urtheile. Es ist Geist und Leben darin; aber man sieht, wohin dies führen und wie weit man gehen kann. Gebt nur recht brennbare Materie und es schlägt in hellen Flammen auf.

Hier wäre es der Ort, von dem öffentlichen Unterrichte ein Wort zu sagen, und Manche, die von den Centralschulen so vieles gelesen haben, denen die Dekrete wegen ihrer Errichtung und Einrichtung, wegen der angestellten Lehrer und ihres Gehalts, wegen ihrer Zahl und der Gegenstände, die gelehrt werden sollen, noch im frischen Gedanken sind, die auch in manchen teutschen Zeitungsblättern und Journalen viel Schönes davon gelesen haben — denn zu Papier steht es sehr schön — erwarten

auch über diesen wichtigen Gegenstand einiges Licht. Ich bin aber ausser Stande, darüber ein helles geben zu können und muß es auf sich beruhen lassen, ob die Gesetze wegen der Volkserziehung schon an irgend einem Orte zur Ausführung gebracht sind. Bei dem Artikel von Nizza habe ich einige Worte darüber verloren, und seitdem habe ich keine belehrendere Aufklärungen darüber erhalten können. Es geht hiemit, wie mit vielen andern Dingen, welche dekretirt, aber darum noch nicht ausgeführt sind. Ueberall ist wohl nichts schwerer und darnigter, nichts, das, wenn es zur Ausführung kömmt, mehr Hinderniße und Widersprüche zeigt, als die öffentliche Erziehung; die der Familien geht von selbst, sobald die Beispiele gut sind. Man kann wohl die vorigen Geschlechter tadeln und finster und kindisch schelten; allein damit ist das Neue noch nicht gemacht, wie es im metaphysischen Gehirne, oder im schwärmenden Herzen steht. Sonst ging es in Frankreich, wie in den meisten andern Ländern, in Rücksicht des Unterrichts der ersten 15 Jahre. Er war meistens in den Händen der Geistlichkeit, unter deren Aufsicht die kleineren Schulen der Pfarren standen. Man konnte damals wenigstens über Mangel an Schulen nicht klagen. Paris hat jetzt in jeder seiner zwölf Municipalitäten, worin es getheilt ist, mehrere Centralschulen; aber wie steht es damit? Die meisten derselben haben bloß ihre Aufschrift auf Kalch, und drinnen sind oft weder Lehrer noch Schüler. So ist es mir mit vielen gegangen, wo ich eintrat und fragte, es war niemand da. In andern saßen einige Lehrer, denen man Armuth und Verdrossenheit ansah, und hatten einige Kinder um sich. Das Ganze deutete nicht auf das Vollständige und Splendide, was man dekretirt hat. Die Leute fingen gewöhnlich, ehe ich noch fragte, an, mir das Räthsel zu lösen. „Um uns kümmert sich niemand. Wir mögen vorstellen und supplicirn, soviel wir wollen, so bekommen wir oft in Monaten unser Ge-

halt nicht, und dann auch noch die Hälfte in Bons, (Staatsobligationen) worauf wir 68 bis 75 Prozente verlieren. Wir haben keine Bücher, keine Materialien, keine Vollständigkeit der Lehrer, die seyn sollen; und was noch ausgesetzt wird, darum wird der öffentliche Unterricht oft schändlich betrogen. Mehrere Lehrer der Centralschulen sind in den Kollegien als Kommis, oder gar bei der Lieferungs- und Verpflegungswesen der Armeen angestellt und ziehen ihre Gehalte für den Unterricht, den sie nicht geben, richtiger, als wir, indem sie ihn mit ihren Gönnern halbiren.“ Eben so klang es in der schönen Centralschule zu Versailles, deren Plan sehr weit umfassend war. Sie ist rechts am Eingang in den Hof des königlichen Pallastes in einem Seitenflügel angebracht und hat ein treffliches Lokale. Ich ging mit großen Erwartungen ein und fand — in einem elenden Zimmerchen zwei Lehrer und 15 Knaben.

Solche Dinge sind niederschlagend und traurig und pressen dem Freunde seines Landes mehr die Brust, als wenn er die Stärke der Heere durch Betrügerei zusammenschmelzen, oder einen Theil des Staats durch eine unweise Politik in Aufruhr gebracht sieht. Was soll aus der künftigen Generation, aus der Haltung der jetzigen werden ohne Erziehung und Unterricht? Wie bei den Centralschulen, so geht es bei der schönen Anstalt der polytechnischen Schule, und der Thierarzneischule zu Charenton, und andern ähnlichen Instituten. Es sind nach Verhältniß äußerst wenige Schüler da, und die mit Erfolg ihre Studien treiben, werden durch die Konskription und andre Staatsforderungen oft plötzlich herausgerissen, um leicht und bald zu vergessen, was sie mit Mühe lernten. Der Staat sollte da wenigstens die Talente in Schutz nehmen, welche künftige Lehrer, Redner und Gesetzgeber, künftige Gelehrte und Künstler hoffen lassen; was machen zwei- bis dreitausend Jünglinge weniger, oder mehr zur Ent-

scheidung des Schicksals der Republik durch die Waffen aus? Sie sind doch in der Masse der Heere nichts. Schon klagen vernünftige und vaterlandsliebende Leute laut über diesen Unfug und sprechen: Man habe genug gethan, die Wissenschaften und die Bildung des Volks zu verderben; dies werde das Letzte thun.

Von der Polizei.

Ich habe freilich oben schon Einiges von der Staats- oder vielmehr Regierungspolizei berührt, muß aber davon doch hier noch Einiges beibringen. Unter Ludwig dem Vierzehnten, unter welchem die Kunst, ein Volk zu despotisiren, auf den höchsten Gipfel gebracht ward, kam auch die Staatspolizei zuerst zu ihrer völligen Ausbildung, ein Zweig der Regierung, der, wenn er nicht guten und weisen Händen anvertraut ist, zu allen Mißbräuchen und Bedrückungen die Hand bietet, und in die scheußlichste und diebischste Spitzbüberei ausartet, und Leben und Ehre der Unterthanen alle Tage in Gefahr setzt. Ein Wunder der Schlauheit und des schleichenden Despotismus war es indessen, daß das freimüthigste und liebenswürdigste Volk, daß die offenen Franzosen sich solche Dinge gefallen ließen, die nicht besser waren, als die offenen Löwenmäuler in Venedig, und alle Tage neue Einwohner in die erledigten Kerker der Bastille und zu Vincennes, oder gar in die weiteren Kerker des Tartarus schickten. Ludwig der Vierzehnte hatte unter den großen Staatsmännern und Feldherren, die vorzüglich die ersten 20 Jahre seiner Regierung auszeichneten, zwar immer despotisch regiert, aber doch oft groß und fürstlich gedacht und gehandelt. Als Colbert und Louvois, als Turenne und Condé nicht mehr waren, als der Genuß der Lüste seinen eiteln, feigen und weibischen Karakter noch kleiner und schlaffer gemacht hatte, da ging ein ganz anderes Regiment an. In der intriganten Maintenon, die immer über Gebühr gelobt und getadelt wird,

bestieg ein Weib den Thron, und über 20 Jahre drehen sich die wichtigsten Angelegenheiten Europens um die Spindel dieser Parze, während sie sich immer das Ansehen zu geben wußte, nur mit der bescheidenen Spindel der Frauen zu thun zu haben. Unter ihrer Leitung regierte Ludwig, wie ein Weib, und sie wußte ihn reichlich mit allen Klätschereien und Trätschereien des Hofes, mit den Geschichten der Chronique scandaleuse der Häuser und Familien, kurz mit dem erbärmlichen Detail des Privatlebens zu unterhalten, worum selbst ein Privatmann sich wenig, ein König sich nie kümmern soll. Die Familien zitterten, ihre Geheimnisse so aufgedeckt, und ihre Penetralia aufgerissen zu sehen, und sahen sich um ein Lächeln, um ein leichtes Wort, um einen Wink in Ungnade, woraus es bei so einem Herrn schwer war sich zu erheben. Die ehrlichen Leute zogen sich von einem Hofe zurück, wo sie über eine bessere Zeit und über ihre Nation trauerten; und wo die Spitzbüberei und Spionerei durch alle Klassen ging, da nahmen die feilen und feigen Seelen ihre Stellen ein. Während Ludwig so einen Monchard der Polizei machte, widerrief man das Edikt von Nantes, das sein braver Großvater seinen treuesten Unterthanen gab, und bekehrte durch die Dragonaden, welche Frankreich beinahe eine Million Menschen und den Verlust seiner besten Fabriken und Manufakturen kosteten; man verfolgte einen Fenelon, und überließ den Jesuiten und jesuitischen Frömmlern die Geistlichkeit und die Wissenschaften, welche sie in kurzer Zeit verdarben, und alles, was durch Geistesfreiheit und Genie sich auszeichnete, von den besten Stellen, oder über die Gränzen jagten. Ludwig betete seine letzten Jahre mit der Maintenon, die Pfaffen versicherten dem alten Sünder den Himmel, und er ließ ihnen die Erde. Von theologischen Faktionen zerrissen, von den blutigen Kriegen erschöpft, womit der Haß Europens die Plane seiner Ehrfurcht vergalt, verfluchte endlich die Nation einen König, den sie in

seinen frühern Jahren angebetet und den Großen genannt hatte. In dieser Periode lebte ein Mann, der die Polizei, nach Ludwigs Angabe, zur größten Vollkommenheit brachte, und nach dessen Muster sich alle die gebildet haben, welche nachher in dieser gefährlichen Kunst berühmt wurden. Es ist der berüchtigte d'Argenson, der unter dem Regenten von Orleans Finanzminister und Siegelbewahrer ward, und endlich 1721 in einer ehrlicheren Ungnade starb, als sein Leben gewesen war. Von diesem Ausbilder einer autorisirten Spitzbüberei, wovor freie Völker immer als vor einem gefährlichern Mittel der Sicherheit des Staats gebebt haben, als die Unsicherheit selbst ist, will ich hier ein kurzes Portrait hersetzen, wie es der Duc de Saint Simon vielleicht zu nachsichtig gezeichnet hat:

„D'Argenson war ein Mann von unendlich vielem Geiste, und von einem geschmeidigen Geiste, der, um sein Glück zu machen, sich allem anschmiegte. Seine Geburt war besser, als es gewöhnlich bei Leuten seines Standes ist, und er verwaltete seit langer Zeit die Polizei, oder vielmehr die Inquisition auf eine transcendente Weise, da er ohne Scheu vor dem Parlamente war, welches ihm oft angegriffen hatte.

Er hatte unaufhörlich sich die ersten Häuser zu Freunden gemacht, da er dem verstorbenen Könige und Pontchartrain Abentheuer ihrer Kinder und Verwandten verhehlte, die nichts weiter, als Jugendfehler waren, und die auf immer ihr Glück verdorben hätten, hätte er sie nicht mit dem Amtsmantel bekleidet, indem er schnell den Vorhang darüber fallen ließ.

Mit einer erschreckenden Gestalt, welche die der drei Höllenrichter darstellte, machte sich d'Argenson alles zur Lust mit Geistesüberlegenheit. Er hatte eine solche Ordnung in die unzählige Menge der Einwohner von Paris gebracht, daß keine bedeutende Person war, wovon er nicht täglich, wenn er es wollte, das Betragen und die

Neigungen wissen konnte; mit einem seltnen Scharfblick (discernement) seine Hand schwer, oder leicht zu machen, bei jeder Angelegenheit, die vorkam, indem er sich immer zu den sanftesten Maßregeln (partis) neigte, mit der Kunst, die Unschuldigsten vor sich zittern zu machen.

Muthig, kühn, verwegen bei Meutereien, und dadurch Meister des Volks. Seine Sitten enthielten viel von denen, die unaufhörlich vor ihm zu erscheinen hatten, und ich weiß nicht, ob er viele andere Gottheiten, als das Glück, erkannte.

Mitten in diesen dornigten (pénibles) Geschäften seines Amts, und mit einem Schein, der nichts als Strenge war, fand die Menschlichkeit leicht Gnade vor ihm; und wann er mit Freunden ohne Abkunft und von einem sehr niedrigen Geschoß zusammen war, welchen er mehr traute, als vornehmern Leuten, überließ er sich der Freude, und war allerliebst (charmant) in diesen Gesellschaften.

Er hatte einige Wissenschaften; aber wenig oder gar keine Fähigkeit sonst in irgend einer Gattung, welches sein Geist ersetzte; und eine große Kenntniß der Welt, (man sieht hier den Unterschied, den die teutsche Welt und der französische monde in der Beziehung auf das Leben macht) ein seltenes Ding in seinem Stande.

Er hatte sich unter dem verstorbenen König den Jesuiten hingegeben; aber doch that er dabei so wenig Böses, als er konnte, unter einem Schleier der Verfolgung, welchen er für sich nothwendig glaubte, um in der That weniger zu verfolgen, ja sogar, um die Verfolgten zu schonen.

Da das Glück seine Magnetnadel war, so schonte er gleich sehr den König, den Minister, die Jesuiten und das Publikum.“

So weit St. Simon. Dieser Polizeilieutenant von Paris brachte das Ding zuerst in ein System, und ward bald das Schrecken aller ehrlichen Leute; aber doch steht

man aus dieser flüchtigen und vielleicht nicht ganz richtigen Zeichnung, daß es in seiner Gewalt stand, viel mehr Böses zu thun, als er that, ja, daß er selbst viel Schlimmes zum Guten kehrte. Aber St. Simon ist partheiisch, er kennt, ungeachtet seiner Ausrufungen und Deklamationen des Patriotismus und des Mitleids mit der Nation, nur Einen Theil der Nation, den alten Adel, und von diesem redet er auch fast allein. Wenn er uns sagt, daß der schlaue d'Argenson keine andere Gottheit kannte und erkannte, als das Glück, so erklärt er uns die Schonungen gegen die Söhne und Vettern großer Häuser; denn er hatte Freunde nöthig auf einem so schlüpfrigen Pfade, wo derjenige, der die Hälse und Köpfe anderer Leute in den Händen hat, oft sehr leicht und unversehens um seinen eignen kommen kann. Man weiß, was zu solchen Schonungen und Durchhelfungen gehört. Wer den Lauf der Dinge kennt, weiß, daß dafür viel Kleine und Unbemerkte oft die Lückenbüßer machen müssen. Gern indessen wollen wir zur Ehre der Menschheit glauben, daß d'Argenson die gelindere Parthei ergriff, wo er es ohne Gefahr konnte; und auch so konnte er manches Gute thun, und viele seiner Nachfolger im Spitzbubenregimente der geheimen Polizei haben sein Andenken der Nation sehnsuchtswürdig gemacht.

Es ging unter Ludwig so weit, daß nicht bloß in die Häuser und zu den Geheimnissen der Tafeln und Gardinen verkappte und verkleidete Spione geschickt wurden, sondern selbst das heilige und unter öffentlicher Sanktion stehende Geheimniß der Briefe ward verletzt. Bei allen Bureaux der Posten in Paris und den Provinzen, wo ein großer Zusammenfluß von Briefen war, stand eine geheime Bande, die mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Schlauheit die verschiedenen Briefe signalisirte und auswitterte, die verdächtigen erbrach und wieder zusiegelte, und ihre Berichte und Auszüge an die Polizei, oder an eine beson-

ders dazu bestimmte Person schickte. Es war eine der liebsten Unterhaltungen des Königs, in diesem Mist der Bosheit zu wühlen. Er wollte nicht bloß Geschichten seiner Familie, seines Hauses, nicht bloß Urtheile und Aeußerungen über sich und die Regierung und Verwaltung wissen; sondern die elenden Kleinigkeiten der Familien, ihre täglichen und nächtlichen Abenteuer, ihre Liebschaften, Bahnreischaften, Verbindungen und Klätschereien interessirten und ergötzten ihn, und aus dem höchsten Munde kam Manches ins Publikum, was der Diener eines guten Hauses sich geschenet haben würde, zu verbreiten. So war nichts so geheim, so versteckt und räthselhaft, daß d'Argenson und seine schlimmeren Gehülfen es nicht herausgefunden und gelöst hätten. Nun ging das Reich der Verfinsterung und der Kabale auf das gräulichste an. Von einem Ende des weiten Reiches zum andern verbreitete die Schlange der Hinterlist und Spionerei ihr Gift, und jeder Bürger, der auf irgend einer bedeutenden Höhe stand, mußte erst seine Gardinen ausklopfen, ob sie auch Ohren hätten, ehe er sich zum Schlafen niederlegte. So ging es durch die folgende Regierung ohne alle Schonung mehr oder weniger schlimm fort, und die Bastille und lettres de cachet verschlossen die Geheimnisse des Despotismus.

Bei der großen Revolution, welche die Monarchie gestürzt hat, verlor dieses Ungeheuer der geheimen Polizei nur seinen Namen, nicht aber seine Kraft, und unter den Terroristen und auch nachher wuchs aus jedem abgeschlagenen Kopfe ein neuer Ankläger und Spion hervor. Wie konnte es auch anders seyn zu einer Zeit, wo man mit dem Leben und Vermögen der Bürger, wie mit Nüssen und Aepfeln spielte, und ein jeder ein Verbrecher war, der die gefährlichen Dinge, Adel, Reichthum und Menschlichkeit besaß? Als der Staat anfing, in einem ruhigeren Strome zu fließen, und wenigstens wieder die Form einer ordentlichen Regierung anzunehmen, ließ auch hier die Natter-

wuth der geheimen Anklagen und Stiche sehr nach, aber immer blieb die geheime Polizei, und sie ist noch mit einem Reichthum an Hülfsmitteln und einem Personale, wie sie in den schlimmsten Zeiten des Vierzehnten und Funfzehnten Ludewigs nicht waren. Große Schriftsteller und Staatsmänner haben den Grundsatz aufgestellt, daß da, wo die Republik mit ihren Dienern und Gewalten in das innere Heiligthum der Häuser dringt, keine Freiheit Statt finde, und daß eine geheime Polizei immer der Anfang der Sklaverei sei. Und hier, wo man die Freiheit an alle Wände schreibt, und über die unreinsten Lippen laufen läßt, bleibt diese Schlange mit ihrer ganzen Bösartigkeit im Leben, welche höchstens ein kurzes Leben des Schreckens für die Bösewichter haben muß? Eine gute Regierung gebraucht keine geheime Polizei, selbst für Diebe und Räuber nicht. Die guten Bürger, die durch eine gute Regierung immer besser werden, treiben alles Gesindel und Gezücht der Liederlichkeit und Tage- und Händedieberei schon aus eignem Interesse aus ihrer Mitte, und bezeichnen ihre schuldigen Häupter der strafenden Gerechtigkeit. Wo aber jeder Schritt und jedes Wort belauscht wird, wo immer drei, zehn, zwanzig Zeugen gegen Einen auftreten, welch ein Feld ist da der Kabale offen, und der Schurkerei! Und es ist ihr nur zu sehr offen gewesen. Ich habe es gesagt, daß man Leute, die der Regierung verhaßt waren, deportirt, eingekerkert und aus dem Lande geschreckt hat; wo leicht ist das, wenn die Polizeiknechte Zeugen abgeben dürfen? Mit dem Sturm des neuen Jakobinismus ward dies freilich etwas anders, und die Gedrückten und Wiedergelösten erhuben nun Ein Geschrei mit denen, die noch auf freien Füßen gingen. Die ruhigen und gemäßigten Bürger aber, oder die, welche nur gern in Ruhe bleiben wollten, sahen doch immer ängstlich umher, wo endlich der Sieg stehen würde, und hielten das gefährliche Organ der Rede, die Zunge, unter dem Schlüssel. Kann man frei

bleiben, wo man nicht zu reden wagt? Wohin man nur seinen Fuß setzen mag, kann man auf einen Besoldeten oder Betrauten der Polizei treten. Sie sind listig und schmeichlerisch, wie die alte Schlange, die Eva betrog, und betrügerisch, wie die Lockvögel, welche der Vogler in seinem Heyd und unter seinen Leimruthen als einen Todesrufer aufstellt. — Es giebt freilich politische Epochen, wo diese Art Polizei ein nothwendiges Uebel scheint; aber wenn solche Epochen dauernd gemacht werden, fällt ein Volk in Knechtschaft, was man ihm auch die Ohren taub schreien mag von Gefahren, welche den Staat bedrohen; denn welche Regierung fände nicht diesen Vorwand immer? aber welches Volk weiß nicht auch immer früher und besser, als die Regierung, wenn diese Gefahren da sind? sie kommen ja aus seiner Mitte, und Aeolus hat noch immer seine Winde gekannt.

Ganz anders ist es mit der öffentlichen Polizei. Diese erfüllt, was die andern versprichte. Sie bewirkt durch die mäßige und weise Sorge für den Unterhalt, für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Bewohner eines Staats, daß jene geheime ganz unnütz ist. Sind die Völker gut und gerecht regiert, ist jeder einzelne in seinem Gewerbe glücklich und zufrieden, so ist es ihr eigenes Interesse, daß der Staat bestehe und die Regierung, welche seine künstliche Maschine zusammenhält. Wenn aber die, so regieren, den Staat wie eine Kuh ansehen, die sie melken sollen, und nicht weiden, wenn sie aus persönlichen Rücksichten und Feindschaften Angelegenheiten des ganzen Volks machen, so ist die geheime Polizei sehr brauchbar, und die Zwietrachten und Meutereien, die eine solche Politik veranlassen muß, werden auch nimmer die Verlegenheit eintreten lassen, daß sie müßig bleiben müßte. Auch um diese edlere Polizei und ihre Organisation, die kein Staat entbehren kann, der nicht mehr in seiner Kindheit ist, hatte

d'Argenson große Verdienste, und wenn er oft als ein niedriges Werkzeug der Kabale und Büberei dienen mußte, so verfolgte er auch die Diebe, die Müßiggänger, die Huren, kurz alles Gesindel mit großem Eifer, und nach seinem Muster besteht die ganze Einrichtung bis auf den heutigen Tag. Diese Polizei ist auch jetzt noch vortrefflich, und ich möchte alles darauf setzen, daß eine kleine Welt, die mit Paris einerlei Umfang hat, in dieser Rücksicht unmöglich besser daran seyn kann. Es kömmt mir vor, daß durch die lange Gewöhnung der Pariser ein solches Leben, das man ein polizeiliches oder polizeirechtes nennen könnte, sich gleichsam zur andern Natur gemacht hat, und nicht mehr anders seyn kann. Nach den tollsten Stürmen und Erschütterungen der Revolution, als die wilden Wogen sich etwas senkten, kam bald alles von selbst wieder ins alte Gleis. Wie ist es in andern, oft viel kleineren Städten, oft auf den Märkten, wo gekauft und verkauft wird! wie schlägt und stößt und mishandelt sich da alles so leicht! Hier bei dieser Menschenmasse haben sich höchstens, selbst bei den Bösesten, nur Schimpfworte gefunden; gewöhnlich verläßt selbst bei solchen eigentlichen Magendingen den Franzosen seine stille und fröhliche Decenz nicht. So geht es mit allem, was zunächst zum irdischen Genuß und zu den Vergnügungen des Lebens gehört. Jede Municipalität hat ihre Administratoren und Kommissaire, die in ihrem Bezirke für die Ordnung und Ruhe wachen; jede hat ihre Plätze, wo sie Bürgerwachen ausstellt, welche mehrere Hauptwachen haben, eine schöne Einrichtung, die dem Bürger selbst das zu behüten und zu bewachen übergiebt, was ihm das Theuerste ist. Sobald Unordnungen entstehen, ruft man diese Wachen herbei, und öfters halten die Kommissarien in ihren Bezirken auch Nachsuchung in verdächtigen Häusern, welche zu Herbergen eingerichtet sind, um loses Gesindel auszuklopfen. Indessen dürfen sie nicht mehr thun, als die Regierung erlaubt, die manche Schänd-

lichkeiten durch ihre Nachsicht, oder abscheulicher durch einen förmlichen Handel privilegirt, doch davon nachher bei andern Ueberschriften. Selbst diesen Sommer, wo jede Parthey von Gewalt, von geheimen Ausschüssen, von Gefahren und Verrätereien redete, welche die allgemeine Sicherheit bedrohten, wo viele das alte Feuer gern wieder zu hellen Flammen aus der Asche herausgeblasen hätten, lebte und ging und that man allen in der größten Sicherheit. Wie oft bin ich um Mitternacht, auch wohl zuweilen nach Mitternacht den Weg einer halben, oder ganzen Stunde zu Hause gegangen, und habe außer dem privilegirten Gewimmel der Huren und Hurengenossen, die den Vorübergehenden wohl mal in den Arm und in das Kleid fielen, nichts Verdächtiges und Gefährliches bemerkt. So viel ich mich erinnere, waren auch während drei Monate, die ich hier lebte, nur zwei Menschen ermordet, aber beide nicht durch politischer Feindschaft, oder Raubsucht; denn es waren Leute in groben Kleidern, und von den einen wußte man den Mörder, der ihn wegen Ehebruchs, oder gearg-wohnten Ehebruchs mit seiner Frau erschlug. Das ist doch in einem Haufen von beinahe einer Million Menschen sehr wenig, und das in einer Zeit, die noch immer revolutionär heißt. Eben so selten hörte man von Einbrüchen und Diebereien. Doch waren hier so viele Jagden, bei denen wohl einmal ein Todschlag hätte vorfallen können. Jagden nach Emigranten, Priestern, Ausreißern und Konskribirten, die sich in dies Menschendickigt vor dem Nachspüren zu retten suchten, und unter andern Namen und durch mancherlei Erfindungen der Pässe und Erlaubnißscheine immer den Händen der Polizei entschlüpften. Der Fuchs hat viele Ausgänge aus seinem Bau, und solche Baue hat die Noth der Revolutionszeit hier manche anlegen gelehrt.

Um indessen diesen Leuten es so sehr als möglich zu erschweren, hatte man mit allen Fremden vom Auslande

und aus den Departements, eine Menge von Formeln eingeführt, die strenge beobachtet werden mußten. Ich will kurz die Manipulation beschreiben, die man mit mir vornahm. Ich ging den Tag nach meiner Ankunft zur Municipalität des Bezirks meiner Wohnung, wo mein schwedischer Paß, den ich, vom Polizeiminister Duval unterzeichnet, nach langem Warten in Nizza empfing, von mehrern Händen unterzeichnet ward. Von hier ging es zum großen Büreau der Polizei am Platze Vendôme, wo ich wieder durch mehrere Instanzen laufen mußte. Hier machte mir ein verständiger Mann, mit welchem ich lange über Italien sprach, bei dem Anblick des Wörtleins sujet suedois, lächelnd den Einwurf: ah, citoyen, vous êtes donc des esclaves des rois! Ich antwortete ihm, ich halte mein Land freier, als sie seien, mein König sei der erste Bürger einer freien Nation, die nach Gesetzen regiert werde; dies habe er selbst proklamirt und werde es halten; da sagte er leise: ne vous emportez pas, citoyen; vous êtes sujet et nous sommes assujettis." Von hier mußte ich einen Marsch von einer starken halben Stunde nach dem Bureau central (dem Vereinigungspunkte aller Municipalitäten) machen, wo man wieder einen Stempel aufdrückte, und die Erlaubniß eines Aufenthalts von einem Monate, — längere Zeit giebt man nicht gern auf einmal — nach dessen Ablauf ich mich wieder zu melden hätte. Nach dieser Zeit nahm man mir meinen Paß ab, ich hohlte mir einen Schein von dem königlich schwedischen Chargé d'Affaires und Legationssekretär, Herrn Brinkmann, und bekam dafür eine Sicherheitskarte, und man nahm mir meinen Paß ab. Bei meiner Abreise hohlte ich gegen die Zurückgabe dieser Karte meinen Paß wieder ab, ließ mir vom Herrn Brinkmann einen neuen ausfertigen, welchen ich von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, unterzeichnen, und auf dem Bureau du timbre (einer drükkenden Schatzgrube des Staats) stempeln lassen mußte,

um sicher und ohne Gefährde durch die Republik ins Vaterland reisen zu können.

Meinen ersten Paß, wie er auf dem Bureau central unterschrieben ward, nachher die Sicherheitskarte für zwei Monate konnte ich allenthalben als ein gültiges Eintrittsbillet in alle öffentliche Anstalten gebrauchen. Es war nemlich Befehl da, einem jeden Fremden zum Museum der Künste, zur Bibliothek, zum Naturalienkabinet, zum botanischen Garten, kurz allenthalben und zu allen ungeweigerten Eintritt zu gestatten, eine Liberalität der Regierung, die jener stolzen Aeußerung entsprach, durch welche sie proklamirten, die französische Nation habe die Denkmähler der Litteratur und Kunst aus Italien, den Niederlanden, Teutschland und den Departements nur zur Belehrung und Bildung Europens gesammelt. Diese Sicherheitskarte diente mir oft noch zu einem andern Behufe, wo ich wenigstens einer Unannehmlichkeit dadurch entging. Die Polizei nemlich, die immer auf den Fang ihres erlaubten und unerlaubten Raubes ausging, bekam oft den Einfall, einen Garten, oder einen andern öffentlichen Platz des Vergnügens, oder auch die Schauspielhäuser, zu besetzen, und zu umzingeln, eine Operation, die man in Paris kurz mit den Worten ausdrückt: la police cerne (cerner ist besonders ein militärischer Ausdruck, und heißt so viel, als das teutsche abschneiden.) Dieses Cerniren kam denn Vielen sehr unangenehm. Was man kannte, oder kennen wollte, ließ man gehen; Verdächtige aber und Fremde wurden arretirt und in Arrest behalten, bis sie durch Päße und Karten sich legitimirten, und losgelassen wurden. So fing man die Ausreißer und Konskribirten, die nicht reisen wollten, oft da, wo sie es am wenigsten erwarteten, und schickte sie zur Armee. Fremden, die von dem Ort des Arrestes entlegen waren, ist es oft begegnet, daß sie drei, vier Stunden, ja die ganze Nacht unter Arrest bleiben mußten, bis sie ihre Rechtfertigung von Hause hohlen

lassen

lassen konnten; denn gewöhnlich nahm man Klopfjagd des Abends vor um 9 und 10 Uhr. Ich war auch einmal nahe daran, in Arrest zu müssen; man cernirte, und ich hatte meinen Paß nicht in der Tasche; da half mir ein Freund, den man kannte, mit dem seinigen, und so schlüpfte ich mit den andern durch. — Uebrigens muß ich der Artigkeit der französischen Polizei- und Municipalitätsbeamten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie treten bei ihrem verdrießlichen Amte selten aus den Linien der Höflichkeit und Urbanität heraus; geben gern und willig Nachweisungen über etwas, wornach man anderswo stundenlang laufen und fragen muß, und sagen und thun selbst das Unangenehme angenehm. Nur einen einzigen Grobian habe ich unter ihnen gefunden, und zwar in einer sehr feinen Stadt, in Marseille, den dortigen Kommissär der Regierung, einen Bluthund und Freund des abscheulichen Antonelle, der einer der schlimmsten Bösewichter seines Landes ist.

Verlorne Sachen. Mannigfaltigkeiten.

Ein Schriftsteller, der von den schmalen Renten leben muß, die ein Buchhändler seiner Feder bezahlt, so lange sie in Aktivität ist, hält seine Gedanken fein sparsam zusammen, und läßt selbst die kleinen Funde, die ihm zufällig kommen, nicht so liegen, sondern sammelt sie auf, und füllt so nach und nach mit diesen kleinen und kümmerlichen Brosamen mehrere Körbe, die er Mappen nennt, schüttelt diese fleißig um, gießt Wasser darauf, und backt ein großes Brod daraus, ein figürliches meine ich, das Buch heißt. Ich habe von diesen pariser Brosämlein nicht so viele lesen können, war auch nicht in der Noth, die kleinsten aufliesen zu müssen. Was also kein Brod werden wollte, und was mir doch zu gut schien, es liegen zu lassen, das sammelte ich endlich zusammen, und stelle es hier

nicht in Einem Werk, sondern jedes für sich hin; doch will ich es nicht läugnen, daß nicht zu dem einen und andern ein bischen Wasser gegossen sei, um es durch das Aufgehen etwas größer und ansehnlicher zu machen. Es ist eine kleine Trödelbude, wo von den hunderttausend Sachen, die sie in sich hat, kaum zwei zusammenpassen, wo aber doch fast ein jeder etwas findet, was er einzeln haben mag und brauchen kann.

Verlorne Sachen habe ich aus einer doppelten Rücksicht darüber geschrieben. Erstlich weil der Finder sich selten damit brüsten, und dick damit thun darf, weil sie ihm leicht abgefordert werden könnten; zweytens, weil solche verlorne Sachen nirgends recht in seine Wirthschaft, noch in seinen Hausrath passen, und entweder umgearbeitet, oder in einem Winkel an die Seite geworfen werden müssen. Als ich Mannigfaltigkeiten darüber schrieb, dachte ich an das französische Theater der Altstadt (Cité), welches sich das Theater de la Cité-Variétés nennt, und wo jetzt regelmäßig die vierfüßigen Pferde und zweibeinigen Menschen sich ablösen, und bald ein defaltorischer Houhmm, bald ein fixfüßiger und behender Brodfresser zum Vergnügen der Zuschauer auftritt. Grade solche Variétäten erwarte man hier, und eben solche Sprünge und Excentricitäten, wo das Kleinste vom Zufall zum Größten, und das Lächerlichste zum Ernsthaftesten geworfen wird. Es liegt in solchen kleinen Nichts, in solchen unwillkührlichen Abentheuern und Einfällen oft mehr Karakter für manche Leser, als man darin erwartet, und als man oft in dickleibigen Abhandlungen vergebens sucht. Also immer munter heran zu meinem Schattenspiele! Vieles wird man kennen und schon anderswo gesehen haben; aber zuweilen liebt man das Spiel bloß um des Spiels willen.

Citoyen, Monsieur. Das Wort Bürger im edleren Sinne ist mehr, als Herr, so wie das Wort Meister mehr ist, obgleich beide in den meisten Ländern lange

aus der Mode sind, und höchstens in Amtssachen und von Gerichtswegen gesagt nicht mit einem sauren Gesichte aufgenommen werden. Man wollte, als man flugs alles in Worten herstellte, was sich so schnell nicht in Sachen und Thaten herstellen und schaffen läßt, auch das alte Herr verbannen, und befahl durch Edikte und Dekrete, sich bey Leib und Leben nicht mehr des hündischen und aristokratischen Worts zu bedienen; dafür sollte hinfort citoyen herrschen, und für Madame, citoyenne; denn in solchen Worten liege eben das Geheimniß der Demokratie und Freiheit, und solange man nicht ohne Anstoß frischweg zu jedem Sterblichen citoyen sagen könne, sei man noch nicht würdig, Mitglied einer freien Verfassung zu seyn. In Mancher behauptete im ganzen Ernste, nur wo so ein Name tönt, könne Glück zu finden seyn. Noch ärger ward es unter Robespierre, und in der Zeit, wo die Holzschuhe, die ungepuderten Peruken und lumpigen Gamillen regierten, und der Sanskulottism ohne Schaam auf dem Thron der Kapete saß. Da war der, welcher nicht jede garstige, besoffene und stinkende Poissarde brüderlich umarmen, und einem jeden blutigen Lump einen herzlichen Bruderkuß geben mogte, kein Republikaner. Diese tollen Levellers, die ihr verruchtes Gleichmachungssystem mit der Ausrottung aller Reichen und Zerstörung alles Gefühls für Sitten und Schönheit des Lebens und der Kunst anfingen, hatten es ganz vergessen, daß die Menschen nur vor dem Gesetze gleich seyn können, und daß der Grad von Bildung und Kultur, welchen ein jeder erhalten hat, oder hat erhalten können, allein die wahre Brüderschaft, die wahre Umgangsfähigkeit ausmacht. Ich kann einen Maulesseltreiber und Sackträger als Menschen und Bürger wohl ehren und achten, aber welches Gesetz wird mich zwingen können, täglich in den engen Kreis seines Lebens und Empfindens mich einzuschließen? Kann man nur die gesetzliche Gleichheit zu Stande bringen, die schwerste von allen, so

wird alles andre schon von selbst kommen und sich in ein rechtes menschliches Gleis setzen. Seit der Zeit sind die Brüderküsse an jeden ohne Unterschied, und die republikanischen Umhalsungen (accollades) etwas aus der Mode gekommen, und selbst das Wörtlein citoyen hat viel von seinem Ansehen verloren, weil man durch die Erfahrung eingesehen hat, daß die Zauberkraft nicht darin liegt, die man von ihm für die Wohlfahrt der Republik hoffte. Bei Vielen ist es selbst etwas verhaßt geworden, und sogar die Sträußer- und Fischweiber lächeln freundlich wieder und schlagen nicht mit einem Donnerwetter! drein, wenn man sie mit dem aristokratischen Madame anredet. Man kann schon ohne Gefahr Monsieur und Madame sagen, und diese beiden Wörter haben sich im gemeinen Leben schon so ziemlich wieder mit ihren Gegnern, dem citoyen und citoyenne, halbirt. Man lacht jetzt über die Wichtigkeit, die man solchen Dingen sonst beilegte, und diese Gleichgültigkeit hat mehr als Einen Santhonax und Antonelle aufgefordert, sowohl im Rathe der Fünfhundert, als in der Reitbahn, den gefährlichen Folgen derselben durch donnernde und furchtbare Reden zuvorzukommen. Es ist dahin gekommen, daß nur noch bei öffentlichen Verhandlungen ausschließend der Name Bürger gilt, doch hat man selbst da einer Erinnerung nöthig gehabt. An den Thüren aller Staatsbüreaux und auch drinnen an den Wänden liest man mit großen Buchstaben auf einem Zettelchen: on s'honore ici de titre de citoyen. (Man beehrt sich hier mit dem Titel Bürger.) Eben diese Worte haben die Kaffehäusler, Restaurateurs, Billardhalter und Bierschenken oft an ihren Thüren, doch hindert das die Namen Monsieur und Madame nicht, die häufig mit einklingen. Man trieb sonst diese Bürgerlichkeit in Worten so weit, daß die ganze Sprache schien umgewandelt werden zu müssen. Jene Ritterlichkeit, Galanterie und Liebenswürdigkeit, wodurch sich von jeher die Sitten und die

Sprache der Franzosen ausgezeichnet haben, sollte mit Einem Male verbannt und ausgerottet werden; man fand darin nur Sklaverei und Schmeicheley, und einen Geist der Nichtswürdigkeit und Unterwürfigkeit, der gar nicht für ein freies Volk passe. Das Vous, jenes kriechende Vous, sollte heraus aus der Sprache, und in dem Tu, in dem graden und kühnen Du, meinte man neben dem citoyen, noch eine Stütze für die neue Ordnung der Dinge zu haben. Dies ging so weit, daß die Unternehmer und Künstler der Schauspielhäuser in die größte Verlegenheit kamen, weil die Schreier wohl wegen der Worte Roi, Monarque etc. die Meisterstücke eines Corneille und Voltaire von den Bühnen verbannen, aber nicht leicht andre dafür an die Stelle setzen konnten. Man behalf sich dann mit dem Kastriren und Umändern, und so verloren oft die Lieblingsstücke des Volks unersetzlich. Auch dieses Tu hat sich nicht halten können, weil es wirklich dem Genius der Sprache, besonders im Ernsten und Feierlichen, geschadet haben würde; aber noch immer muß man sich hüten, Trauerspiele aufzuführen, worin zu viel Königliches, vorzüglich zu viel großes Königliches vorkömmt.

Kokarden. Wer kennt nicht das dreifärbige Zeichen der Freiheit an den Hüten, wie in den Wimpeln und Fahnen der französischen Republik? Hier haben wir es nur mit den Hüten zu thun. Auch diese Kokarden waren sehr in Abnahme bei meiner Ankunft, und man trug sie möglichst klein; ja es war Mode, sie so zu haben, und ein Stutzer würde erröthet seyn, wenn man sie sogleich auf den ersten Blick an seinem Hute entdeckt hätte. Als aber die Pferde der Reitbahn kollerig wurden und anfingen zu wiehern und zu stampfen, da wurden sie wieder groß und kamen hoch oben an die Hüte, oder wurden auch mitten auf die Brust gepähet von denen, die noch aus der alten Zeit waren und die Chapeaubachhüte nicht ablegen wollten, mit welchen sie oft die Treppen zu Versailles und im Lou-

und hingangstigen waren. Da ward es mißlich, sich einmal ohne Kokarde sehen zu lassen, und man konnte sich bösen Auftritts aussetzen. So erinnere ich mich eines Kokardenauftritts in den Thuilerien, der ernsthaft genug ward. Ein kleiner, untersetzter Mann hatte sich auf einen Stuhl unter einem der hohen Maronenbäume gestellt, und machte, indem er die Zeitungen einem Haufen Bürger vorlas, der sich um ihn versammelt hatte, bittere Glossen über die Reithahn und über eine Scelle im Journal des hommes libres, worin Billaud de Varennes, ein treuer Diener Robespierrens, ein Ritter der Republik, und der gedeihete und immer noch unstät lebende Barrère ein Heros der Freiheit ward. Aber bald erhob sich gegen ihn ein langer dürrer Mann, der einem Schiffer ähnlich sah, und vermuthlich vom Kern war, mit heftigen Worten, und suchte ihn zu widerlegen, und der Knäuel der Zuhörer, in welchem auch ich eingeengt war, ward von allen Seiten immer dichter. Schon schien es, als werde der kleine Stuhlprediger das Feld räumen müssen, als er mit Einem Male entdeckte, daß jener keine Kokarde am Hute hatte, (er hatte sie vermuthlich verloren) und ausschrie: „jener Bürger, der so schön deklamirt, hat keine Kokarde am Hute.“ Schnell ward ein wildes Getümmel, der lange dürre Mann wollte entfliehen, aber er konnte nicht aus der Menge heraus, die auf ihn stieß und drängte und schimpfte. Zum Glücke eilte die Wache der Tarassen und des Raths der Alten aus, den Thuilerien schleunig herbei und rettete den Flüchtling, der nicht entfliehen konnte, indem sie ihn und seinen Gegner in Arrest nahm. Ich vernahm diese Warnung und lief an, als ich zu Hause kam, meine Kokarde, die nur eine Nadel hielt, oben am Hute festzustecken. Ein eignes Phänomen ist es, daß die Kokarde den meisten Weibern bei ihrem Putze, oder in ihrem Gewerbe, im Wege zu seyn schien; haben sie dieselbe vielleicht nur angesteckt, so lange sie noch als eine Zier der

Mode zu gebrauchen war? Sie hatten sie nicht gern größer, als ein Kreuzerstück, und steckten selbst dieses fatale Kreuzerstück dahin, wo es am meisten versteckt, und den Blicken am wenigsten ausgesetzt war; manche wagten es auch wohl, dies Zeichen der Freiheit ganz wegzulassen, und so im Publikum zu erscheinen; indessen konnte das doch zuweilen unangenehm bekommen. Ich habe es mit meinen eignen Augen gesehen, wie die Schildwache ein Paar schöne Weiber, die in den Garten der Thuilerien wollten, zurückschmiß, weil ihnen der Erlaubnißschein des Eintritts fehlte; denn es war gemessene Order da, niemand zu einem öffentlichen Orte, oder Institute zuzulassen, dem dieses Zeichen des Civismus fehlte.

Guerre aux Anglois! Dieses Signal des Hasses, womit man diese alten Nebenbuhler Frankreichs vor allen Feinden der Republik als die grimmigsten und bösesten auszeichnen wollte, ward allenthalben angeschlagen und angeklebt. Man sah es neben dem „On s'honore ici du titre de citoyen" in den Sitzen der öffentlichen Kollegien, in den Schenkstuben und Kaffehäusern, selbst in den Kirchen und Tempeln, wo die Menschen doch einmal vergessen sollten, daß sie die mordsüchtigsten und blutgierigsten Geschöpfe gegen ihre eigne Gattung sind. Sogar in den Tempeln der Theophilanthropen habe ich diese Worte mit großen Buchstaben, neben den Satzungen ihrer Lehre aufgestellt gesehen. Eine sonderbare Erscheinung ist es bei diesem Ausruf: Krieg mit den Engländern! daß so manche andre Umstände so wenig mit dem Hasse übereinstimmen, den man gern verewigen mögte. Was irgend in der feinen und stutzerischen Welt etwas vorstellen will, muß ganz in englischen Manufakturwaaren gekleidet seyn, und muß selbst die Spuren englischer Moden an seinem Leibe tragen. Nie vielleicht ist diese Anglomanie ärger gewesen, als jetzt, wo sie es wegen des Krieges mit England, und wegen der Bedrängtheit des Vaterlandes am

wenigsten seyn sollte. Selbst bis auf die Sprache hat sich diese Sucht verbreitet, und an allen Ecken findet man Zettel angeschlagen, worin sich immer ein Meister über den andern zu einem gründlichen Unterricht der englischen Sprache, beides im Sprechen und Schreiben, erbietet. Daß die Gelehrten das Englische mit Eifer lernen, wäre erklärlich, und könnte für die französische Litteratur nur heilsame Folgen haben; aber daß jeder Stutzer seinen leichten Kopf damit zerbricht, und sich schämen würde, nicht wenigstens God damn! fluchen, und ein How do you do? schnarren zu können, wäre eine unverzeihliche Sünde.

Medecin pour le traitement des maladies veneriennes. Zettel mit dieser Auf- und Unterschrift kann man in den lebhaften Gegenden der Stadt an allen Straßenecken lesen, und bei allen Passagen stehen Knaben und Mädchen, die sie den Vorübergehenden heimlich Geschlechts in die Hand drücken. Da sind die Herrn Lafeteur, Lepelletier, Le Veneur, von denen immer einer den andern mit seinem Rob antisyphilitique und mit seinen Pillen überbietet, und durch Versprechungen einer bequemen und schnellen Heilart ihr Brod abzulaufen sucht. Ja, sollte man es glauben? deutsch hatte sogar einer alles Ernstes in so einem Zettel, worin er sich und seine Arzneien ausbot, versprochen, der Patient könne dabei die bequemste Diät gebrauchen, habe sich des Genusses, wodurch er in das Unglück gerieth, nicht zu enthalten, und könne versichert seyn, selbst bei dem schwersten Uebel, binnen höchstens drei, vier Wochen seine Gesundheit wieder zu haben. Ist die Sorglosigkeit der Polizei bei diesen Quacksalbern nicht abscheulich? Müßten, wenn sie Glauben verdienten, nicht alle venerische Krankheiten bald aus Paris verschwunden seyn? Man sieht doch, worauf diese Betrügerei und Kleberei hindeutet. Wären die Leute bloß unbedeutende und ungebrauchte Prahlhänse, so würden sie bald den Drucker, noch die Verbreiter so vieler tausend Exem-

plane nicht mehr bezahlt können. Uebrigens kann man es alle Augenblicke sehen; wie die wohlanständigste und gesittete Dame, die nie in den Fall kommen konnte, von diesen Anerbietungen Gebrauch zu machen, so einen Zettel ohne Erröthen empfängt und durchliest. Eine Teutsche würde ihn und den Anbieter mit Händen und Füßen von sich schieben. So zeichnen sich die zarten Unterschiede der Sitten und Karaktere der Völker.

Sankt Peter. Ich war einmal in der Galerie des Museums der Künste, und zwar an einem öffentlichen Tage, wo ein jeder Bürger den freien Zutritt hatte, da bat mich ein altes Mütterchen mit grauen Haaren freundlich, ihr zu sagen, was ein Gemählde, das vor uns hing, bedeute? Ich sagte ihr: es sei Sankt Peter, wie er zur Himmelfahrt geführet wird. Ihre Züge klärten sich da sichtlich auf, und sie sagte, erröthend, daß sie es nicht wußte, und mit Thränen in den Augen: „Ach! mein Herr, wir hatten sonst unsre Wunder und Mirakel; aber man hört so wenig von Gott und seinen Heiligen, daß man sie mit Gewalt vergessen muß."

Sprung von der Brücke N. I. Frauen. Dieser Sprung machte einige Tage so vielen Lärm in den Zeitungsblättern, er ward so komisch und so empfindsam behandelt, und mit so vielen Nebenzügen gezieret, die freilich bequem daraus hervorgehen konnten, kömmt vielleicht bald auf das Theater de Vaudeville und Moliere, daß auch ich einen kleinen Absprung auf diesen Sprung thun muß. Ein Mann aus der Straße der Lombarden, nicht weit von der Seine, hat sein Weib in Verdacht, sie habe ihm ein Kuckucksei von einem andern Vogel in sein Nest tragen lassen, und kann, da er sie zärtlich liebt, dieses Unheil nicht überleben. Rasend vor Zorn und Eifersucht rennt er aus dem Hause und gerade auf die Seine zu, erreicht die Höhe der Brücke N. I. Frauen, und wagt einen Todessprung in das Wasser des Stroms. Sein Weib läuft

und schreit ihm ängstlich nach, und will durch einen ähnlichen Sprung wenigstens zugleich mit ihm sterben, wenn sie nicht mit ihm leben kann, und macht ihm den Sprung nach. Es ist Abend um eilf Uhr. Glücklicherweise fährt ein kleines Holzschiff dicht an der Brücke und die Leute, die drin sind, fischen die beiden liebenden Schwimmer, nach einiger Anstrengung, halbtodt wieder heraus. Der Mann erholt sich nach einigen Minuten und erstaunt, als man ihm in einem fremden Kaffehause sein gebadetes noch sinnloses Weib zeigt. Er will vor Verzweiflung vergehen bei diesem Anblick, und verflucht sich als den Mörder einer Unschuldigen; aber, als auch sie nach zehn Minuten wieder athmet, welch eine Scene! Er umarmt sein geliebtes Weib, und bezweifelt nicht mehr eine Treue und Liebe, die sich in dem Lethe des Todes rein gebadet hat. Liegt hierin nicht Stoff zu mehr als Einer Elegie, oder einem hanssächsischen Schwank, je nachdem man das Ding ansieht? In Paris ist es göttlich, anderswo würde es rührend seyn, sagt ein Zeitungsblatt.

Eine andre ähnliche Geschichte, die aber gegen diese im umgekehrten Verhältniß stand, da sie lustig anfing und tragisch endigte, war den 24. Julius gegen Abend in dem Garten der Thuilerien vorgefallen. Ein Dentist wettet dort mit einem andern Bürger, mit welchem er zufällig in einen Wettstreit des Prahlens gerieth, er wolle sich einen Zahn im Munde, den er ihm zeigt, mit einer Kugel ausschießen, ohne sich im geringsten zu verletzen. Jener andre lacht, hält das Ganze für Spaß, und will die zehn Louisd'or der Wette nicht in die Hände eines Dritten niederlegen, wozu der Dentist eben so viele aus seiner Tasche thut, damit der Gewinner sie nachher von jenem entgegen nehme. Eine Menge von den Spazierenden versammelt sich um diese beiden; der Dentist zieht eine Terzerole aus der Tasche, ladet sie mit einer kleinen Kugel, richtet sie gegen den offenen Mund, drückt ab, und

schießt sich Jahr und Gehirn zur großen Unterhaltung der Zuschauer aus. Wahrscheinlich war der Mann vom Spleen geplagt, und wollte das Lebens, aber doch auf eine lustige Art, los seyn. Die Wette verlor er freilich; was aber aus dem Gelde ward, weiß ich nicht.

An temple du goût. Zum Tempel des Geschmacks. Raison, Schuster, Stiefelmacher, macht alle Sorten Stiefeln und Schuhe, mehr Verschiedenheit in Paris und in die Departements. So las ich nahe an meinem Quartiere in der Rue de Mail, und wunte Wunder, was in diesem Tempel des Geschmacks für Schuhe und Stiefeln gemacht werden müßten. Kaum konnte ich die Zeit erwarten, wo ich ein Paaar neue Schuhe nöthig hatte, und meine Stiefeln des Vorschuhens bedurften. Ich lief hin, und ließ mir von dem Priester des Tempels das Maaß nehmen. Allein die neuen Schuhe zerissen den zweiten Tag mitten über dem Fuß, und nach drei Wochen war das Ueberleder der Stiefeln voll Löcher. So eine Schmuzerei will ich nicht zum Karakter des Franzosen rechnen, weil ich sie von dieser Nation, die ich ewig lieben muß, selten erfahren habe; aber man vergönne mir hier einen kleinen Absprung. Das Schildeaufhängen und Zettelkleben und Zettelntragen, kurz die Aufschriften und Inschriften, und Darstellungen aller Art sind ächt französisch, und man könnte ohne Unrecht die ganze Nation eine Affiche nennen. Ich meine dies nicht im teutschen und unverständig-spöttelnden Sinne. Wer durch seine eigene Sonderbarkeiten und Fehler den verschiedenen Karakter des Einzelnen ehren gelernt hat, der wird auch den Karakter einer Nation achten können, und nicht sogleich über Narrheit und Albernheit schreien, wo es anders aussieht, als er es hinter der Mutter Ofen oder mit dem Kopfe sah, den er auch von seiner Mutter hat. Der Franzose hat von jeher den Geist des äußern Darstellens, den eigentlichen Geist der Repräsentation ge-

TAYLOR INST. OXFORD

habt. Diesen kann man bei dem alten Gallier finden, dessen Sitten die rheinischen Franken annahmen und nachahmten, diesen in der Geschichte des Mittelalters, in den Turnieren, Waffenrüstungen, Gastmählern und Tänzen, deren Pracht und Glanz allen andern Barbaren jenes Zeitalters überlegen war. Diesen munteren Geist des leichten, lebendigen und darstellenden Lebens haben die Franzosen selbst im Drucke des letzten Jahrhunderts nicht verlieren können, und er äußert sich bei dem gebildetsten und ersten Mann der Nation, wie bei dem kleinsten und ärmsten, der zu seinem Fingerwein grobes, mit Knoblauch und Zwiebelsaft getränktes, Brod ißt. Man sehe das Volk bei den geringsten Geschäften, oder bei den wichtigsten im Rathe, oder im Theatre, auf dem Markte, oder im Hause, im Frieden oder im Kriege, es zeigt sich immer so. Man betrachte mit einem schärferen Auge ihre Kunstwerke, ihre Gemählde und Bildhauereien, ihre Theaterstücke, und was sie sonst Gedichte nennen, und es springt in die Augen, daß auch da mehr für die Augen und für die Sinne, als für das Gemüth und den Gedanken berechnet ist. Kurz, ihr ganzes Leben ist eine Affiche, ein Darstellen und Zurschaustragen. Wenn man ihnen dies nehmen wollte, so könnten sie wenigstens so, wie sie bestehen, nicht mehr bestehen; man muthet ihnen nichts weniger für, als eine ganz andere Nation zu werden, kurz das ganze Gewebe der Sitten und Weisen donquixotisch zu zerreißen, worin auch ihr Schönstes und Größtes wieder mit den zartesten Fäden verwoben ist. So sind sie eine Nation, und können es fürs Erste nicht anders seyn. Die Lächerlichkeiten und Schnurrigkeiten, die für einen Fremden anfangs daraus entspringen, gehen sie nichts an, er hat sie ja eben so durch seine verschiedenen Sitten für sie wieder; sie würden lächerlich seyn, wenn sie es so nicht seyn wollten; denn sie würden aus ihrem Karakter heraus gehen. Der Teutsche lacht überlaut, wenn

er auf einer elenden Schenke in der Vorstadt Montmartre und St. Anton Hotel de l'Univers und la grande maison de Pequin liest; wenn er über einem kleinen Hökerladen, wo allenfalls ein wenig Pfeffer und einige Schwefelstücken feil sind, alle Gewürze und Wohlgerüche Ost- und Westindiens ausgeboten findet; aber er wird nicht mehr lachen, wenn er sich das französisch übersetzt. Nach der strengen Teutschheit, die gar gern buchstäblich und formal ist, klingt das freilich arg; denn der Teutsche, der in Worten fein und argwöhnisch ist, braucht da lieber etwas zu wenig, als zu viel. Lernt doch dergleichen Dinge begreifen. Ist denn im äußern Leben des Franzosen und in der ganzen Darstellung und Zusammenhaltung desselben, in der Gesellschaft und im Umgange nicht alles auf den schönen Schein berechnet? Will nicht jeder Franzose, wo er anders nicht die seltene Ausnahme eines Murrkopfs macht, allen und jeden gefallen, und wenigstens nicht misfallen? Der Teutsche sucht oft etwas daran, Leuten, die grade seiner Laune und Bildung nicht anpassen, grob und ungeschliffen, oder wenigstens ungefällig zu erscheinen. Wenn der Franzose allen sich artig und verbindlich und urban zeigt, so macht er sich nicht zu großen Diensten anheischig; aber immer erzeigt er den großen Dienst der Artigkeit und Gefälligkeit. Man kann immer nur wenigen Leuten das thun, was wir Teutsche sehr reell reelle Dienste nennen. Wir nach unserm Karakter, wo er noch ächt ist, schreiten nicht gern in Worten über das Maaß unsrer That hinaus, und sagen nicht und stellen nicht dar, was wir nicht thun und halten wollen. Aber was der Franzose artig und liebenswürdig spricht zu allen, das kann er wenigen nur thun. Man versteht das hier recht wohl, und hält darum nicht jeden für einen Prahler, oder eitlen und betrügerischen Narren, der in der Gesellschaft französisch spricht und schmeichelt. Solche Dinge geben und machen keine Verpflichtungen, und gehören bloß zur Konvenienz des Lebens.

Wer immer repräsentirt, gewöhnt sich leicht, es darin weit zu treiben, so wie der große Dichter und Schauspieler, wenn er sich nicht fleißig durch Umgang zu dem gewöhnlichen Grade des Lebens herabsetzt, gar leicht viele Stuffen höher steht, als andere Menschen. — Noch zum Schlusse eine Inschrift vom Pont neuf, die zum Belege dieses kleinen Kommentars dienen mag. Es ist die eines der vielen Hundebescheerer und Katerverschneider, die sich auch wohl Doktoren für die Hunde nennen, welche man mit ihrem Apparat auf der Neuen Brücke und auf den Boulevards so häufig antrift: Beauclair, fameux medecin pour les chiens, tond les chiens, coupe les chats et les chiens, va-t-en ville. On n'a que mettre son addresse dans la boete. „Beauclair, berühmter Arzt für die Hunde, schert die Hunde, verschneidet die Kater und Hunde, geht in die Stadt. Man hat nur seine Addresse in die Büchse zu legen.“

Bettler. Im Ganzen ist es wunderbar, daß deren in Paris nicht mehrere sind, und ich schreibe dies mehr dem Abscheu vor der Niederträchtigkeit, der jeder französischen Brust eigen zu seyn scheint, zu, als dem vor der Polizei, die freilich strenge ist, und jedes Gesindel, das so ganz auf Kosten des Publikums zu leben wagt, in die unzähligen Sperr- und Todtenhäuser versetzt, die man Zuchthäuser und Hospitäler und Lazarethe nennt. Denn wie schwer ist es, dem Betteln zu wehren, wenigstens dem ehrlichern Ansprechen in einem leidlichen Kleide, sobald die Nation nur den Bettelgeist hat! Es giebt nur wenige privilegirte Bettler, die auf den Boulevards, dem Revolutionsplatze, und um die Thuilerien ausstehen, und gewöhnlich ihr Erlaubnißmandat am Leibe, oder vor der Brust, in Gebrechen und in Papier tragen, z. B. Blinde, Ohnzüngige, Krüppel. So ein französischer Bettler ist dem Teutschen sehr gefährlich, besonders die Nichtprivilegirten. Diese haben alles auf die Delikatesse dessen berechnet, den

sie anrufen wollen. Gegen den groben Schein der Niederträchtigkeit, und den gröberen, der in die Hände der Polizei gerathen kann, stellen sie sich hinter einen decenten Vorhang, wo sie sicher auf ihren Raub lauren und ihn selten verfehlen. Es ist darin freilich nichts Großes und Edelmüthiges, aber es zeigt doch wenigstens das Gefühl, so die ganze Nation für Anstand und Feinheit der Sitten hat. Doch ein Paar Proben von dieser feinen Manier. Ich stand einmal an der Brüstung der Seine vor dem Louvre und kaufte mir einige Bücher, die vom Pont neuf bis zur Revolutionsbrücke immer in Menge darauf ausgelegt sind. Zufällig traf ich einen Italiäner, den ich in Livorno in einem Speisehause gesehen hatte, und der mich als einen Schweden anredete. Wir mogten wohl ein halbes Stündchen mit uns und mit den Antiquar geschwatzt haben, als wir jeder unsers Weges gingen, und ich mich grade aus wandte, um mit meiner Beute (Hamiltons Werken) durch den Louvre zu Hause zu gehen. Aber kaum hatte ich einen Fuß bewegt, so schrie ein altes freundliches Männchen in einer Kalotte, welches unter kleinen Steinen und stumpigen Büchern, zerrissene Landkärten, und verschimmelte und beräucherte Porträts und Kupferstiche hielt, die er vielleicht aus den Büchern geschnitten hatte, mich mit lockender Stimme an: „Herr Schwede, kommen Sie doch her. Ich habe einen Schatz von Seltenheit, welchen Sie in Stockholm vergebens suchen würden. Sehen Sie hier das Porträt der Königin Christine; es ist nicht theuer. Ich habe das Glück gehabt, Seiner schwedischen Majestät, dem Könige Gustav, eines davon anzubieten. Er gab mir 45 Franken. Ach! ich hätte damals noch viele. Die Herren Schweden haben sie mit alle abgekauft. Dies ist das letzte.“ Ich lachte im Herzen, daß er mich für einen so ungeleckten Bären hielt, das zerrissene und schmutzige Porträt von der Größe eines Zweigroschenstücks für so etwas Schönes zu halten, und gab ihm einen Franken, und

nahm das Ding freundlich an; ein Lohn, der ihm noch süßer war, als das Geld, und seinen alten Rücken noch einmal so tief heilte. Ich ließ meinen Schatz nachher auf dem Hofe des Louvre liegen, und wünschte, daß derjenige, welcher es aufnimmt, einen eben so guten Handel damit machen möchte.

Einmal bei den Thuilerien spazierend, ward ich von einem Manne angeredet, der mich lange auf das Korn genommen hatte. Eine lange hagre Gestalt mit einem altmodischen fleischfarbenen Rocke und bleichen Wangen, trat er leise zu mir, und sprach noch leiser: Haben Sie Mitleiden, mein Herr, mit einem armen Autor, der keinen Verleger finden kann! Das ging durchs Herz, obgleich ich damals noch nicht daran dachte, daß ich je einen Verleger nöthig haben würde; der Mensch hat doch oft so eine Ahndung von seinem heiligen Schicksal. Indem er diese Worte sagte, reichte er mir einen halben Foliobogen, worauf der (jetzt so populäre) Titel einer Geschichte der Regierung, Sitten, Religion, Künste und Wissenschaften des alten Aegyptens stand; zugleich hohlte er einen zweiten Titel aus der Tasche von einer Geschichte des Zustandes der Wissenschaften und Künste unter den Römern, und erzählte, er habe die Herausgabe schon für 20000 Franken mit einem Buchhändler verakkodirt gehabt, da sei die Revolution ausgebrochen, jener Buchhändler habe den Kopf und er alle seine Hoffnungen verloren. Ich stund in sichtbarer Verlegenheit, was ich einem solchem Manne anständig wohl geben müsse, und gab ihm halb in Gedanken seine Titel wieder; da sah er mich kläglich an, und die Worte: Et vous ne me donnez rien la dessus? „Und Sie geben mir nichts darauf?“ kosteten mir einen kleinen Thaler, oder drei Franken. — Einer andern Art dieser schlauen oder verschämten Bettler werde ich weiter unten noch zu erwähnen Gelegenheit haben.

Les Allemands. Man weiß die Meinung, welche die meisten Franzosen noch immer von uns Teutschen haben; es ist die, welche vielleicht vor hundert und vor funfzig Jahren galt, und welche jetzt nur noch bei einem Theil unsers Volks zutrifft. Eben so ist es mit den Urtheilen über unsre Litteratur, wenigstens wenn man von dem Haufen des Volks spricht; andre fangen an einzusehen, durch einige Phänomene in ihrer Mitte aufmerksam gemacht, daß es doch nicht ganz so schlecht und erbärmlich seyn könne, als man sich bisher eingebildet hat. Ich behielt immer meine Maske als ein gebohrner Schwede vor, denn die Schweden schätzen sie als wackre und tapfere Männer, und als alte Freunde. So habe ich den doppelten Vortheil, daß ich mit ihnen streiten kann über die Teutschen, und ihr Urtheil, und oft mein eigenes berichtigen; denn oft schon habe ich gefunden, daß sie nicht so ganz über uns im Irrthum sind, wo wir über erschreckliches Unrecht schreien! Mißbräuche und Gebrechen, als da sind Völlerei, Trunkenheit, Verdrossenheit bei Kleinigkeiten, Schwerfälligkeit des Körpers, Grobheit, sind zum Sprichwort bei ihnen geworden, und noch immer glauben Viele, es sei unmöglich, daß ein Teutscher ein liebenswürdiger Gemahl und ein unterhaltender Gesellschafter seyn könne. Man sollte denken, der jetzige Krieg habe sie eines Bessern in mancher Hinsicht belehrt, da die französischen Waffen mehr als einmal Süddeutschland ziemlich durchgezogen sind; allein der Franzose, welcher nur sein Eigenes liebt, kümmert sich wenig um das Fremde, und kann Jahre lang im Auslande leben, ohne etwas weiter darin versucht und studirt zu haben, als den Wein und die Weiber, und ohne mehr von der Sprache zu wissen, als diejenigen Worte, die nothwendig sind, um nicht todt zu hungern. Man hält einen Allemand noch immer für einen besoffenen und zanksüchtigen Grobian, der gleich mit der Faust zuschlägt, wo der Franzose mit einem witzigen und spitzigen Worte die

Sache abthut, oder der wenigstens über eine Kleinigkeit endlos disputiren und murren kann. Daher sagt man im gemeinen Leben von einem Streit und Zank um nichts: c'est une querelle d'Allemand. Sollte dies Wort nicht auf eine kleine Bekanntschaft mit uns deuten? mir kömmt es doch so vor. — Als man im Theater de l'Ambigu-comique das schöne Ballet Pygmalion zum Benefiz des Bürgers Gardel von der Oper tanzte, hörte ich hinter mir einem interessanten Gespräche über malice und mechanceté zu, welches endlich mit diesem Ausspruche schloß: la malice sans moeurs est la mechanceté, mais avec des moeurs c'est le plus aimable enfant de l'esprit et ne sçauroit offenser, qu'un sot et un Allemand. Man fühlt, daß dies in unsrer Sprache unübersetzbar, man fühlt aber zugleich, daß der Vorwurf, den sie uns da machen, unablehnbar ist; denn wie leicht ergrimmt ein Teutscher, wo der Franzose nur lacht und scherzt! — In der Regel halten sie uns zwar für ehrlich und brav im Leben, wie in Schlachten, aber doch meinen sie, sei ein Franzose ein Wesen, das schon weit mehr Ehrgefühl und Humanität besitze. Unsre Bescheidenheit dünkt ihnen Kriecherei, unsre Derbheit Bäurischkeit — und werden es heide nicht oft? Ich habe mich mit meinem auf das Blat gestritten über die gemeine Behauptung: en Allemagne le bâton est le ressort du gouvernement et du courage: „in Teutschland ist der Stock das große Triebwerk der Regierung und des Muthes.“ Ich suchte meine Landsleute zu vertheidigen, aber es wollte nicht recht gehen. Die Existenz des Stockes und die Geduld der teutschen Rücken konnte ich nicht leugnen. Einem Franzosen aber ist der Stock nicht weniger abscheulich, als dem Juden das Schweinefleisch, und derjenige, der sich davon berühren läßt, so lange er sich noch wehren kann, ist ihnen der niederträchtigste aller Menschen. Ein französischer Soldat, der Stockprügel als Strafe gefühlt hätte, würde über diesen Schimpf untröst-

lich und in Verzweiflung seyn. Ich habe mehrere Franzosen gefragt: woher es komme, daß man so wenige Ueberläufer in ihren Heeren finde? und sie antworteten mir, es sei nicht, daß der Franzose Veränderung nicht liebe, aber was solle er bei Russen und Oestreichern und Italiänern machen, wo der schimpfliche Stock die Heere begeistere und disciplinire? Und; wenn das auch nicht wäre, es sind doch keine Franzosen, die sie wiederfinden, und jeder wird es immer vorziehen, lieber hier als Gemeiner, als dort als Officier zu stehen. — Haß ist übrigens gegen die Teutschen nicht, wie gegen die Italiäner; man findet sie bloß zu langsam und langweilig, zwei Dinge, die grade die Antipoden der französischen Leichtigkeit sind. — Einige Urtheile über die teutsche Litteratur und Sprache, wie ich sie gelegentlich aufgegriffen und belauscht habe, werde ich unten anführen, wo von dem Glücke geredet werden wird, welches Kotzebue mit seinen Stücken auf eine unbegreifliche Weise gemacht hat.

Paris n'est plus ce, que c'etoit avant la revolution. Diese Phrase: „Paris war vor der Revolution ganz anders," ertönt nicht bloß aus dem Munde derer, die an den alten Hof und seinen Glanz, an die Herzöge, Marquise, Grafen und Baronen, an die Prinzen und Prinzessinnen denken, welche sonst einen großen Theil des Jahrs hier zu leben, ihre ungeheuren Einkünfte und das Fett des Landes zu verzehren, und die Blüthe der Schönheit, des Witzes und Geschmacks um sich zu versammeln pflegten; sie ertönt nicht bloß aus dem Munde aller derer, die durch die Zerstörung des Hofes verdorben sind, aus dem Munde der Unternehmer, Gastwirthe, Kuppler, Wucherer ꝛc., die von der Thorheit der Reichen leben; sie wiederhallt nicht bloß aus der partheilschen Kehle derer, welche ein Robespierre und Konsorten ihres Vermögens, ihrer Aeltern, Brüder und Kinder beraubt haben; sondern selbst diejenigen, die nicht nach dem alten Hofe

seufzen, noch die alte Pracht und Herrlichkeit eines reichen Adels und einer verschwenderischen Geistlichkeit vermissen, stimmen darin ein. Auch wäre es das gröste von allen Wundern, wenn durch eine Revolution, die in die Geschichte der Zeit so tiefe und blutige Spuren drückt, nicht auch in die Sitten und das ganze Leben des Volks die größten Veränderungen gebracht worden wären. Wie der Glanz des alten Paris gegen den jetzigen sich verhielt, und das vormalige Leben gegen das heutige, darüber kann ich nichts sagen, und muß der Erzählung der Leute glauben, die den Unterschied groß angeben. Eben so wenig weiß ich, wie die alten Pariser vor der Revolution lebten, aber das weiß ich, daß mir die jetzigen sehr gefallen, wenn bloß von dem leichten Berühren des Umgangs und der Geselligkeit die Rede ist. Ich kann da nichts Grobes finden, nichts Unfeines und Unartiges, wo diejenigen Franzosen, die noch recht aus dem Kern der alten Feinheit herausgewachsen sind, außerordentlich viel zu tadeln und zu bemerken finden. Indessen wie sollte dies nicht dem Auge eines Teutschen entfliehen, was viele Franzosen selbst nicht finden können? In Teutschland, wo sonst auch Franzosen lebten, wollen einige bemerkt haben, daß die Nation überhaupt ernsthafter und äußerlich fester durch die Revolution geworden ist; und so eine Ernsthaftigkeit und Festigkeit kann bei Gelegenheit Derbheit und Unhöflichkeit werden, wenn sie nicht in die rechten Hände kömmt. Ich muß es gestehen, mir ist selten Plumpheit erschienen, aber wann hat der Teutsche in solchen Dingen das feine Auge des Franzosen gehabt? Also nicht bloß die steifen und eleganten Männer der alten Zeit klagen — das wäre erklärlich, denn das Alter sieht meistens durch eine Art Staar alle Gegenstände der jungen Welt trübe und schief; nicht bloß die Königlich- und Adelichgesinnten klagen, denn diese hatten vielleicht andre Rücksichten partheiisch gemacht; nein, gute, feste und lebenfrohe Bürger, Anhänger der

neuen Ordnung, und zum Theil Theilnehmer, können es nicht genug bedauern, daß in dem Tumult aller Dinge gar Manches von der vorigen französischen Liebenswürdigkeit und Urbanität verloren gegangen sei, daß man nicht mehr so auf Decenz und Schönheit der Sitten sehe, und sich öffentlich Manches erlaube, was man vor zehn Jahren vor dem Spiegel zu thun errötherte. Ich horchte einmal in Gesellschaft bei einem Banquier, wo von der alten Artigkeit (honêteté) und der jetzigen Unart die Rede war. Man ging es ziemlich fein und klein durch, und auch die Weiber gaben ihre Stimme. Sie beschwerten sich sehr über die Revolution und Demokratie, wodurch ihr Geschlecht am meisten geschändet (avili) sei, durch den offenbaren Unfug der Liederlichkeit und durch die Freiheiten, die sich Mannspersonen jetzt selbst gegen die wohlerzogenen in Gesellschaften, noch mehr öffentlich auf den Promenaden, im Schauspiel, und in Gärten, und bei Bällen erlaubten. Daß man jetzt nicht mehr sogleich jeder Dame im Theater Platz mache, so wie sie sitzen wolle, fanden sie abscheulich (execrable); daß man selbst in Kaffehäusern und bei Restaurateurs nicht sogleich den besten Platz räume, sobald eine Bürgerin nur eine Miene dazu mache; daß man nicht galant sei gegen die häßlichste, wie gegen die schönste; daß man im Theater oft schreie und stampfe, wie die englischen Matrosen; daß man Tabak rauche, und die Stutzer sich einen Stutzbart und Backenbärte wie die Bauren zulegen; alles das sei eine Folge der Aufhebung der natürlichen Ordnung. Sie rügten noch viele andere Dinge, die in Teutschland noch für Feinheiten gerechnet werden, wo der Geist der wahren Geselligkeit noch so weit zurück ist, daß jeder, sobald er öffentlich erscheint, selten den Rücksichten des Interesse die der Artigkeit vorzieht. Man komme nur auf einen Ball in einer teutschen Provinzialstadt, wo sich jeder kennt, und sehe, wie es hergeht. Da sitzen die armen, oft recht hübschen Dinger, die Mädchen, welchen der

Zufall keinen reichen Vater, oder Oheim gab, und sitzen und sitzen oft den ganzen Abend, ohne nur ein einziges Mal zum Tanze gefordert zu werden, während die reichen und vornehmen in einer ewigen Bewegung sind; so etwas wäre unter den Franzosen auch aus der untersten Klasse unmöglich. Sie würden so eine Vernachläßigung kaum bemerken, so würden sie auch suchen, sie gut zu machen, und wenn es immer auf Kosten des Herzens geschehen müßte, für welches eine reichere oder eine schönere auch mehr Reitz hätte; denn solche Dinge müssen auf Kosten des Herzens geschehen. — Noch einen Punkt muß ich berühren, womit wir Allemannen uns gewöhnlich breit machen; wir sagen nemlich, der Franzose verspreche viel und halte wenig, aber der Teutsche halte, was er verspricht. Ich glaube, kurz vorher Einiges über das darstellende und dargestellte Leben, und über die gewöhnlichen Komplimente der Konvenienz gesagt zu haben, woran ich hier nur zu erinnern brauche. Der Franzose sagt gerne jedem etwas Süßes und Liebes, was man nicht immer wörtlich, sondern als eine hübsche Formel des geselligen Lebens zu nehmen hat. Wir Teutschen sprechen da kurz weg, er schmeichle und betrüge; und doch gelten die Franzosen unter den Nationen Europens für eine der offensten und freimüthigsten; wodurch haben sie sich dies verdienen können? Auch der Franzose hält in der Regel, was er verspricht, dies habe ich wenigstens gefunden, aber er verspricht nicht immer, wenn er freundlich spricht und verbindlich. Es ist bei uns zur Gewohnheit geworden, zu behaupten, auf den Franzosen könne man sich bei kleinen Diensten und Gefälligkeiten, auf den Teutschen bei reellen Dingen verlassen. Man kann sagen, der Teutsche lege keinen Werth auf die Gefälligkeiten, diese liebenswürdigen Kleinigkeiten, welche den Reitz des Lebens und der Freude erhöhen, und zusammen täglich einen reellen Dienst ausmachen. Hat man denn immer Gelegenheit, reelle Dienste (wie sie der reelle

Teutſche meins) zu verlangen, und werden ſie einem in Teutſchland ſo leicht entgegen getragen? Ich weiß ſoviel nicht davon; wir haben in dem Punkte jetzt ziemlich viel Lauigkeit, und doch fehlen uns noch immer die leichten und liebenswürdigen geſelligen und gefälligen Tugenden unſrer Nachbaren. Welch eine Noth z. B. hat ein armer Fremdling nicht bei uns, der unſre Sprache noch nicht verſteht, und die kleinen Dienſte der Aufmerkſamkeit und Zurechtweiſung nöthig hat, die man bei uns nicht ſo leicht giebt, weil man ſie nicht anrechnen kann? Und der Teutſche rechnet doch ſo gern an, es ſei nun, daß er es ſich ſelbſt oder andern thue. Wir lachen und ſpotten über das Stolpern des Fremden in unſrer ſchweren Sprache, und verleiden ihm dadurch alle Luſt, mit den Geheimniſſen einer ſolchen Nation näher bekannt zu werden; wir ſitzen ſtill und ſtumm und mittheilungslos um ihn, ohne uns viel um ihn zu kümmern, und erzeigen ihm ſelten die kleinen Ehren und Gefälligkeiten, die man immer einem Gaſte ſchuldig iſt, beides nach dem Rechte der Artigkeit und der Menſchlichkeit. Wie ganz anders iſt es bei ihm! Und wir beſchweren uns noch, daß wir noch immer als die Parade-pferde ſeines Witzes mit einem ſtolzirenden Paß heran müſſen, wenn er ſich einmal auf der Bühne, oder mit Marionetten luſtig machen will! In der Geſellſchaft, wo er auch nur Einen Teutſchen erwartet, wird er es nie thun. Wie kann in Teutſchland der Fremde ſehen und gaffen, er mag jemand aus der gebildeten oder ungebildeten Klaſſe noch etwas fragen! Man ſieht ihn mit großen Augen an, lacht oft, ehe man noch ein Wort ſagt, und lacht ſicher hinter ihm her, wenn man ihn kurz und mürriſch abgefertigt, oder gar höhniſch, was nicht ſelten geſchieht, falſch zurecht gewieſen hat. Ich wünſchte, ich hätte dieſen häßlichen Karakter meines Volks gegen Fremde einer andern Nation nicht ſo beobachtet. Der Franzoſe, wie liebenswürdig iſt er gegen! Kaum, daß er halb ver-

nimmt, was ein Fremder ihn fragt, oder von ihm will, so fliegt er mehr voran, als er geht, fragt selbst andre, so er's nicht weiß, fordert andre auf, einen kleinen Dienst zu thun, so er es selbst grade nicht kann, und würde sich schämen, für solche liebe Gefälligkeiten mehr, als einen schönen Dank, zu begehren. Er ist schon munter und thätig im Antworten und Helfen, wenn der Teutsche kaum seine Mütze ein wenig gelüftet hat, und sich noch unschlüssig und zweifelhaft, ob er überall antworten solle, hinter beiden Ohren kratzt. Ich werde mich unter mehreren eines sehr rührenden Beispiels aus Paris erinnern, so lange ich lebe. Ich kam spät eines Abends vom Parc de Monceaux, wo eine Lustbarkeit gewesen war, und verirrte mich in den engen Gassen, die allenthalben auslaufen, und ging, statt in den Südwesten zu steuren, grade in den Norden, und kam dicht unter den Montmartre, die äußerste Höhe von Paris gegen Norden. Es war dunkel, daß kein Stern schien, und ein Wetterleuchten, das von Zeit zu Zeit die Wolkendecke aufriß, blendete und betäubte mich zugleich, daß ich mich schwerlich allein zu Hause finden würde. In dieser stillen Gegend, wo kleine Handwerker und fleißige Arbeiter wohnen, war um diese Mitternachtszeit schon alles zur Ruhe, und lange schon lagen diese armen, aber natürlichen Menschen in den süßen Armen des Schlummers, als die reichen Prasser und junge Schwelger ihr wildes Leben und die Orgien der Nacht erst recht begannen. Ich horchte umher, aber ich war zu fern vom Tummelplatze, als daß das Rasseln der Karossen und Fiaker meine Ohren hätte erreichen und mich zur belebtern Gegend meiner Wohnung leiten können. In dieser Verlegenheit kam mir ein kleines Männchen mit den Schritten des Alters, mit einer Laterne in der einen, und einem Stab in der andern Hand, aus einer Quergasse in den Wurf. Ich fragte, wohin ich steuren müsse in dieser finstern Nacht, und sicher und wohlbehalten zum Siegesplatze

zu gelangen? „O dahin würden Sie, als Fremder, nie allein finden, kommen Sie und folgen Sie meiner Laterne.“ Wir gingen langsam und er erklärte mir, daß seine Beine müde seien, weil er mit ihnen eben erst von St. Cloud ankomme, wohin er auf eine Botschaft gegangen sei. Im frohen Plaudern kamen wir nach Dreiviertelstunden zur Stelle, ich dankte ihm und bat ihn, zwei Franken anzunehmen; da ward er über und über roth, und sagte kurz: „Wir Franzosen mögen auch Geld, aber wir lassen uns für solche Dinge nicht bezahlen,“ und endlich, als ich ihm herzlich die Hand drückte, sagte er: „es ärgert mich, daß Sie mich so wenig delikat halten, „que vous me croyez si peu honnête!“ — Dies ist nur Eine Probe von vielen, die ich dem meinem kurzen Aufenthalte geben könnte. — So ist es im geselligen Leben der Häuser, so im öffentlichen, wo jeder für sein Geld lebt; aber der Franzose glaubt dadurch nie ein Recht zu erhalten, grob und unhöflich zu seyn; er bittet, wo er fordern könnte, er empfängt als eine Gabe der Freundschaft und Gefälligkeit, wofür er sein baares Geld hinlegt; er vergißt nie, daß hier die Pflichten der Höflichkeit und Urbanität nicht aufhören, die er sich ewig schämen würde, als Wirth, oder Gast in einem Privathause zu verletzen. Und o wie schön, wie frei ist dieser Umgang der Artigkeit und Schonung! welche süße Gefühle erregt er, und wie viele häßliche erstickt er in der Geburt! Wem diese äußere Form des Schönen zu einer immerwährenden Uebung wird, wie sollte bei ihm sich nicht auch das innere Schöne, das ewig Blühende und Unverwelkliche des Herzens leichter entfalten? Und blüht etwa diese Blume so selten auf französischem Boden? Man müßte die Nation schlecht kennen, wenn man diese Frage mit Nein beantworten wollte. Warum kann der Franzose alles, was fett und niederträchtig ist, in Ewigkeit nicht ertragen lernen? warum sind ihm alle Laster, die damit zusammenhängen, die schwärzesten? so beantworte ich

Fragen mit Fragen. — In keinem Erdstriche findet der Fremde ein solches Volk für die Gesellschaft und das Leben; in keinem Erdstriche wird er so schonend behandelt und so liebend aufgenommen; nirgends findet er sich so frei und nach seinem Gefallen, als gerade hier. Der Teutsche, der von der Feinheit der Franzosen in der Ferne hört, denkt sich darunter nur einen lustigen Zirkel von Formeln, Komplimenten und Zeremonien, woraus man in Frankreich nicht einmal bei öffentlichen Gelegenheiten und in öffentlichen Versammlungsorten herauszugehen wage; er kann es sich nicht anders denken, nach den Begriffen, die er von feiner und eleganter Welt hat, weil bei ihm die Steifheit zunimmt, so wie der vornehme Ton steigt, und weil Feinheit und Steifheit der Sitten bei ihm meistens Eins sind. Aber bewahre mich Gott, daß ich jemals so etwas loben sollte! Nein, die französische Eleganz und Urbanität ist lange von der großmütterlichen Regel und von dem Mondkalber Etikette befreit gewesen, und hat bei aller Künstlichkeit sich wieder zur Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Natur durchgearbeitet. Auch ist sie so etwas Feines und Freies, daß sie dem groben Takt manches Teutschen auf immer entflieht, und er eigentlich von den Franzosen nichts weiter zu sagen weiß, als daß sie hüpfende Gecken und eitle, schmeichlerische Narren und Betrüger sind. Selbst in diesen politischstürmischen Zeiten hält sich die Zunge zum Verwundern, wenn man die bloß politischen Versammlungen abrechnet. Man streitet, man eifert und erzürnt sich, aber es wird fast nie eine querelle d'Allemand. Immer steht es aus wegen der Lebendigkeit der Gesten, das Feuer müsse auflodern und irgendwo brennen; aber es lodert nur, und die heftigen Worte werden fast nie unanständig; während der Teutsche für Pitt oder Buonaparte es oft zu großen Kämpfen der Zunge, und nicht selten zu blutigen der Faust kommen läßt, und mit den Worten: unvernünftig, dummes Geschwätz! rc.

so leicht um sich wirft. Aber die Franzosen bleiben nicht bloß bei den Worten stehen. Sei ein Fremder, wo er wolle, auf einem Speise- oder Kaffehause, im Theater oder in einer Kutsche, er wird es nur daran sehen, daß er ein Fremdling ist, weil man ihm offenbahr schonender und zarter begegnet, als zu Hause. Man läßt ihm die besten Plätze bei der Tafel, reicht ihm zuerst, unterhält sich mit ihm am meisten, wenn er unterhaltbar ist, reicht ihm alles, was er um zu haben winkt, ehe er den Mund aufthut; kurz, in jedem Dinge thut man in ihm einen Hülflosen, der jeder Fremde in mancher Hinsicht unter einer andern Nation ist. Heiliges Gesetz der Menschlichkeit, du hast durch dieses Volk auch dich weit über die Erde verbreitet. Gieb ihm zu seiner Liebenswürdigkeit Reinheit der Sitten, gieb ihm den Frieden und den Schutz weiser Gesetze; aber bewahre es vor dem Geist der Eroberung und Herrschaft, der es selbst und andre elend machen würde! Dies ist mein Gebet für euch, geliebte Franzosen. Ihr habt eure Mängel, und ihr könnt sie keinem verbergen; aber eure Sitten sind gemacht, die Erde zu mildern und zu beglücken, wenn sie nicht durch das Schwert zu den Nationen gebracht werden. Möge der Genius der Menschheit über Aegypten wachen, der Wiege der Fabeln und Wunder, welches so viele, auch jetzt noch, für die Wiege mancher Künste halten! Hier war den Punkt, von wo her schon die alten Eroberer Afrika und Asien umfaßten; hier sei der Punkt, von wo her sich die Civilisation mit zwei wilden Armen zum Hellespont und zu Herkuls Säulen ausstrecke! Bald müsse der Name der Barbarei und Türkei nur noch als ein altes ungeheures und blutiges Mährchen in der Geschichte klingen! Untergehen müssen die Türken, Barbaren, welche hartnäckig jeder Milderung und Bildung sich weigern, und das glücklichste Land des Erdbodens müsse auch wieder glückliche Menschen nähren, und Europa das Licht daher senden, woher es zu

ihm kam! Lebt wohl, freundliche Menschen! vergesset durch euer Glück, daß Robespierre und Challier unter euch lebten, und wetteifert durch Tugenden mit den Nationen, ohne welche ihr keine Freiheit haben werdet!

Geist der Motionen und Versammlungen. Es ist eine auffallende Erscheinung bei'm ersten Anblick, aber eine sehr natürliche bei dem tiefer eindringenden Auge, daß in der neuesten Geschichte Frankreichs fast jedes Kleinste und Größte, was oben gethan und verhandelt ist, sich unten in ähnlicher, oder etwas veränderter Gestalt wieder gezeigt hat. Jener Geist der Publizität und des Rechts, alles zu sprechen und auszusprechen, welcher die ersten schönen Tage der Republik so glänzend und lehrreich am Horizont von Europa machte, hat seine Folgen gehabt, die nie vergehen können, und seine Blüthen und Früchte gebähret, die kein Sturm der Anarchie, kein dürrer Sirocco des Despotismus je wieder wird zerstören können. Die größten Menschen aller Zeiten finden die Fähigkeit, sich zu veredeln, anfänglich und unerforschlich im Gemüthe, das Instrument dieser Veredelung suchten sie aber in der menschlichen Zunge, welche das Entfernteste verbindet, und alles Beste und Schönste der Völker durch ihre Tochter, die Schrift, in einem einzigen Kranze zusammenflicht. Weil aber Rede und Schrift zugleich ein Paar mächtige Blitzhalter sind, so haben sie oft mit andern Blitzhaltern, mit Tyrannen und Pfaffen, und die diesen verwandt sind, zu kämpfen gehabt. Die guten Regenten, die weisen und ehrlichen Lehrer der Menschen, die beide ihre Beglücker sind, haben sie immer zu Freunden gehabt, und mit ihren Blitzen die der Macht und Lehre noch gestärkt. Weil aber die Besten und Weisesten nicht immer am Ruder sitzen, oder die Zügel führen, und weil die Dummheit, ja auch die Mittelmäßigkeit, meistens schlechter regieren und lehren, als die schlaue Bosheit und kluge Arglist, so ist es den Völkern selten so gut geworden, daß die Blitze,

die so verschiedene Richtungen in der Regel haben, so zu Einem Feuer, oder zu Einer Illumination der Köpfe zusammengeflossen wären, und Rede und Schrift haben also nur zu oft ihre Flammen unter dem Scheffel halten, oder doch das erwärmende und erfreuende Licht, welches sie in sich tragen, durch allerlei Mittel dämpfen und trüben müssen, damit es die Falken und Raben nicht den Pfeilen ehrlicher Leute zu sehr aussetze, und den Käuzen und Uhus ihre Nacht nicht zu schmerzlich erhelle. Viele Männer hatten es nun so ergrübelt, und aus einigen armen Erfahrungen der Geschichte herausräsonnirt, daß in einer Demokratie der Zunge und ihren Kindern die Schlösser vom Munde genommen würden, und sie, als die Lieblingskinder des Himmels, nach Herzenslust ihre Gaben zum Spielen und Tändeln, wie zum Donnern und Blitzen, gebrauchen könnten, ohne daß ihnen einer etwas darein zu reden hätte. Wer also allen Dingen und Menschen Lust und Freiheit und Leben wünsche, der müsse der Demokratie in der ganzen Welt die Herrschaft verschaffen. Aber es gilt vieles im Gemüthe, das einen Himmel hat und glaubt, was auf der Erde nie gelten kann, wo noch immer die Elemente des Guten und Bösen im Kampfe sind, und es ewig seyn werden. Was hatten die französischen Demokraten für Träume und Hoffnungen? waren sie nur halb wahr, so brauchten sie gar keine Regierung. Aber man sahe die besten Köpfe, welche handelten, sie träumten nicht, sondern wachten, und diese herrlichen Sachen waren Netze, worin sie manchen arglosen Vogel fingen. Die Gewalt der Rede ergoß sich, aber eine andre Gewalt herrschte, eine verschmitzte, die selbst die Rede mißbrauchte. Man hörte bald auf, an die Möglichkeit der Ungebundenheit und des Glücks zugleich auf Erden zu glauben. Als so viele elende und feige Sklaven wurden, als das Blut von Tausenden strömte, da sah man den Traum der Gleichheit, und selbst die kühne Sprache mußte verstummen. Indes-

sen ist doch immer vieles geblieben, was man als einen Ausfluß aus dem Zeitalter des kräftigen, mit einem Gemisch des jetzt kränklichen Körpers der Republik ansehen kann. Es ist ein Geist der öffentlichen Mittheilung über öffentliche und private Gegenstände geblieben, welcher besonders wieder anfing, sich zu äußern, als die Volksgesellschaften sich diesen Sommer in mehrern Gegenden der Republik von neuem konstituirten. Man fand zwischen vier Wänden und auf öffentlichen Plätzen oft kleine Gesellschaften, die auch alltägliche Dinge oft erzpolitisch, und erzpolitische oft sehr alltäglich behandelten. Mit innigem und köstlichem Vergnügen habe ich ihren Motionen oft zugehört. Es ist mir nun nichts unglaublich, was die Poeten wohl von einem Abdera, und der schmale Witz der Novellisten für den Pöbel von einem Reutlingen, Schilda und Polkwitz erzählen; denn das Närrischste und Tollste ihrer Demagogen und Rathsfreunde habe ich von französischen Politikern übertreffen hören. Von diesem kleinen Rath der Fünfhundert, von diesen kleinen Jakobinern, von ihren klugen und unklugen, witzigen und unwitzigen Einfällen und Vorschlägen, will ich zur Belustigung und Ergötzung, vielleicht auch zur Belehrung, einige Proben geben; denn das Große liegt ja so oft im Kleinsten. Man mag von solchen Attruppirungen und Zusammenläufen der Neugier und Geschwätzigkeit auch meinen, was man will, so meine ich doch, nach meiner freilich nicht entscheidenden Meinung, in diesem Triebe, über alles zu sprechen, ein Instrument großer Dinge zu sehen. Ich meine, jedes Ding in der Welt darf die Zunge bewegen, die in sich selbst Gift und Gegengift hat; nur erst, wo die Hand mit eingreift, oder die Arglist stumm im Finstern schleicht, bedarf es der Zügel der Gesetze. Wir würden bei gänzlicher Freiheit der Zunge in Aufklärung und Kultur vielleicht noch einmal so weit seyn, und noch einmal so wenig sprechen; denn man thut das Verbotene immer am meisten.

Aber wen wird meine Stimme überzeugen? Man spricht: ich darf den Sklaven nicht von der Kette lösen, weil er ein Sklave ist; ich antworte: er wird es ewig bleiben, wenn du ihn nicht einmal zu lösen das Herz hast. So treiben wir uns in einem erbärmlichen Zirkel herum, und mögen lieber feige den Weg kriechen, als ihn mit etwas Gefahr durchlaufen. Doch vom Todten zum Lebendigen!

Der Hauptversammlungsplatz dieser deliberirenden und disputirenden Gesellschaften waren die Thuilerien, und dann nächst die Baumgruppe des Palais Egalité in der Mitte, wo zu solchen Sitzungen Stühle und Bänke angebracht sind. Doch war der schöne Garten wegen der gemischten Gesellschaft aller Klassen, wegen seiner Weite, seiner Sonnigkeit und seiner lieblichen Schatten auch in der größten Sommerhitze bei weitem interessanter und unterhaltender; das Palais Egalité hingegen hat meistens nur Eine Klasse während des Tages, nemlich die eleganteste; die ärmern und arbeitenden gehen bei Tage nur vorüber, und wagen abendlich nicht, sich anzusiedeln, sondern streichen nur durch die schönen Hallen mit Kupplern, Huren und Gaunern, welche die verschleiernde Nacht in ihren halbdunkeln Schutz nimmt. Der vorzüglichste Platz in den Thuilerien zu diesen kleinen Verstandes- und Zungenübungen war rechter Hand vom Eingang aus dem Pallast, nahe am großen Bassin, und so an den schönen Terrassen fortlaufend, welche die Südsonne haben, und vorzüglich die armen Rentiers und die grauen Invaliden in ihren warmen Schutz nahmen, von denen die letzten immer einen stehenden Klub auszumachen pflegten, welche durch ihre Narben und abgeschossenen Beine ein gültigeres Recht zu haben schienen, die Staats- und Kriegshändel abzuhandeln. Gewöhnlich machte ein Zeitungsblatt, das einer gekauft hatte und vorlas, den Anfang; und hatte die Mühle nur erst Wasser, so hörte sie sobald nicht auf zu gehen. Einer meiner Freunde, der auch gern diesen lustigen Motionen zuhorchte, kam

eines Morgens lachend zu mir und andern Gesellen mit einer frohen Miene, und seine Erzählung mag hier voran stehen. „Ich ging, sprach er, früh Morgens durch den Garten nach den Boulevards, und sah einen Klumpen von etwa hundert Bürgern mittlerer Klasse um einen kleinen untersetzten Mann, der in einem braunen Kleide und mit einer Stutzparuke auf dem Kopfe peroriend auf einem Tische stand. Er ging von dem Satze aus, daß die Bürger suchen müßten, weniger für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgen, kurz, weniger arbeiten zu müssen, um Zeit zu gewinnen, sich zu unterrichten. Denn ohne Aufklärung und guten Unterricht seien auch keine Republikaner möglich. Er konnte nicht leugnen, daß vorzüglich der Ackerbau, und Küche und Keller, und Wasser- und Holztragen gar zu viele Menschen gebrauche. Man müßte also denken, wie man hier Auskunftsmittel finden könne. Für die Hausdienste schlug er kurzweg die Orangutangs vor, die er als die klügsten aller Thiere beschrieb. „Man braucht sie in Asien zu allen möglichen Dingen. Sie kochen, tragen Wasser, legen Holz an, machen die Betten, fegen die Stuben, begleiten die Kinder aus dem Hause. Es käme nur darauf an, sie an unser Klima zu gewöhnen. Welche Menge von Bedienten würden wir da ersparen, und welche Zeit gewinnen!“ Alles klatschte und drängte sich dichter um ihn; da machte ihm mein Freund einen fatalen Querstich, indem er ihn erinnerte, daß, wenn auch alle seine neuen Nachrichten wahr seien, diese Thiere auf jeden Fall eben so viel, vielleicht mehr als ein Mensch essen würden; wer denn für ihren Magen arbeiten solle? Allein den kleinen Mann hielt nichts auf. Er fertigte ihn mit einem bon mot ab, und fuhr dann fort: „Wegen des Ackerbaues mögte es so schwer nicht seyn, Auskunft zu finden und Hülfsmittel, unsern Weitzen und Roggen zu ersetzen. Wenn wir auch vielleicht den Brodbaum in unserm Klima nicht pflanzen können, so haben wir ja so viele Arten Obst.

Lasset

Lasset uns Obstbäume pflanzen! Sie brauchen viel weniger Mühe als die Getraidearten, und geben, ein Jahr ins andre gerechnet, einen eben so sichern Ertrag. Da könnten die Menschen, welche wegen der leichtern Arbeit auch mit einer leichtern Kost abkommen würden, im Schatten ihrer Bäume sitzen und den Plato und Rousseau lesen. Aber wisset ihr wohl, Bürger, warum es so wenige Baumgärten und Obstpflanzungen giebt? Das haben die Könige weislich gehindert. Der Ackerbau giebt Sklaven und schöne Schlachtfelder.“ Der Schluß war närrisch genug, obgleich es dem Redner schwer werden mögte, ein einziges Edikt aufzuweisen, wodurch man das Anlegen und Pflanzen von Obstgärten verboten hätte.

Unter den alten Invaliden, welche gleichsam eine stehende Gesellschaft an der Terrasse der Orangenbäume bildeten, sammelte sich einmal eine Gesellschaft von Arbeitsleuten und kleinen Bürgern. Man fing an über die Savoyarden, Schweitzer und Teutschen zu klagen, die sich so vieler Handarbeiten bemächtigt hätten, und schloß mit der Motion, man müsse, wenn es gut werden solle, diese aus der Stadt treiben, welche den Eingebohrnen ihren Erwerb stöhlen. Diese Einleitung führte bald weiter, und diese Klasse war nun unerschöpflich. Bald sprach man von dem alten Elende unter und kurz vor Robespierre, von Hungersnoth und Guillottinen, und einer von der Versammlung, dessen Kleid der Zuverlässigkeit seiner Erzählung Glauben gab, machte eine pathetische Beschreibung vom Hunger in Paris. Viele, sagte er, nagten an Stücken verfaulten Kohls, und bissen sich mit den Hunden um die Knochen; ja ich habe Leute gesehen, die Pferdegehirn als eine Leckerei aßen. Dieses Geschwätz machte einen der frühern Redner und Ankläger der Fremden mißmuthig, und er ging fluchend und mit den Worten seitwärts: Dies sind Albernheiten, wir sollten von unsern Angelegenheiten, und von den Gefahren reden, welche das Vaterland bedrohen,

und sie sprechen vom Hunger und von ihrem Elende. Ich dachte: ce sont là bien vos affaires.

Hier wurden von den Veteranen auch oft glänzende und kühne Kriegszüge entworfen, so abentheuerlich und donquixotisch, als man sie bei der französischen Lebendigkeit und geographischen Unkunde sich nur denken kann. Sie ließen bei der Nachricht, Buonaparte marschire von Aegypten aus den Engländern in Ostindien auf den Hals, ihn binnen drei Wochen an den Ufern des Indus ankommen. Er ging grade durch die Wüste auf den Euphrat zu. 50000 Kameele schleppten das Gepäck, zogen die Provisionen und Kanonen für 25000 Mann, und bewahrten in ihren Bäuchen Trinkwasser auf, das schon hinreichen mußte, bis sie an den Strom kamen. Von da ging es immer längs der persischen Küste bis nach Surate, und nun fielen diese Sieger bei Lodi und Arcole unwiderstehlich über die Besitzungen der Engländer her, und als diese zerstört waren, ging der Rückmarsch auf Konstantinopel, von da nach Pohlen und so nach Petersburg, wo man allenthalben Freunde und Bundesgenossen finden würde, weil die Russen es müde seien, sich vor Paul länger in den Dreck zu werfen. Alles dieses brauche für Buonaparte nicht viel über ein Jahr. Auch würde er es thun, setzte endlich ein Zweifler hinzu, aber er muß in seiner Verbannung (so nannte man nur den Zug nach Aegypten) auf seiner Hut seyn; denn man will seinen Kopf. — Ein andrer that den Vorschlag, durch den Freund der Republik, den König von Preußen, es zu bewirken, daß man seine Flotte erhalte, um Landungstruppen nach Rußland zu schicken, und Petersburg auf seiner Insel im Eismeer (mer glaciale hieß es) auszuhungern.

Kein Punkt ward aber mehr und häufiger berührt, sowohl in mündlichen, als schriftlichen Vorschlägen, Warnungen und Meinungen, als die Sitten. Man fühlte endlich, wo der Hauptschaden lag; aber das Rathen war

endlich eben so mißlich, als das Helfen. Als die Jakobiner wieder laut wurden, da regten sich auch andre Kräfte, und man sah die prächtigsten Sentenzen und Gutachten pro et contra über mancherlei Dinge ausgestellt, und oft hatte jede Säule der Portikus im Palais Egalité einige solche Affichen; doch werde ich von diesen weiter unten Nachricht geben. Wir bleiben jetzt bei den Worten, die lebendig vom Munde kommen. Nach den politischen Dingen, was war wohl wichtiger in Paris, als die Weiber? Ueber sie ergoß sich also nicht selten die Redseligkeit und Disputirlust der Volksfreunde, die sich des gemeinen Wesens annehmen wollten, und in ihnen fanden sie die Wurzeln vieler Uebel; man konnte sie auch leicht mit ihnen finden, wenn man wollte. Im Garten der Thuilerien machte einmal ein Mann den förmlichen Lobredner der türkischen Sitten, und behauptete, das Christenthum habe allein dadurch unsägliches Elend gestiftet, daß es die Einehe eingeführt, und die Weiber den Männern gleich gemacht habe. Aber es sei der Zeit der Vernunft vorbehalten, diese Ketten zu zerbrechen und die Weiber glücklich zu machen, indem man sie seyn lasse, wozu die Natur sie gemacht habe, Dienerinnen des Mannes, die allein durch Liebreiz und Freundlichkeit ihn beherrschen, aber nie öffentlich auftreten müßten. Er schloß, als ein gereister Mann, mit den Worten: Ich habe manche Länder gesehen, aber in keinem herrschen die Weiber wie bei uns. Der Mann arbeitet, geht zu Markte, kauft ein, kocht Kaffe, während das Weib sich noch in den Federn dehnt; er schwitzt auf dem Komptoir, oder der Straße, während sie im Theater lacht, oder in Tivoli und im Bois de Boulogne ihn zum Hahnrei macht. Frankreich ist der Himmel der Weiber, selbst auf dem Lande bei den Bauern und in den kleinen Städten. Da geht man spazieren, man spielt und schwatzt die Abende behaglich zusammen, und lauert und benutzt die Gelegenheit einer süßen Umarmung aus, wann der Italiäner

sein Cadenat anlegt, der Russe nach Prügeln sein Weib in seine schmutzigen Arme nimmt, und die Teutsche und Schwedin vor der Stimme ihres murrenden und stolpernden Trunkenboldes zittert, und ihn mit Thränen und ohne Genuß zu Bette bringt. — Ein anderes Mal lauschte ich im Palais Egalité einem ähnlichen Gespräche, das eben so mit Klagen begann, und mit dem Resultate schloß: Ihr seht wohl, Bürger, man müßte die Weiber einschließen; ich sehe kein anderes Mittel; aber dazu müßten wir Serails, Harems und Eunuchen und andre Sklaven haben; denn im Grunde können wir doch nicht alle frei seyn: car enfin nous ne pouvons pas tous être libres.“ Dies letzte kam vielleicht am meisten aus dem Herzen. — Dagegen stand einmal ein andrer Bürger als Vertheidiger auf, der die Menge der Weiber aller Art in Paris doch zu Einem Zweck sehr gut hielt. Ein Bürger machte bei dem Feste des 14. July auf dem Marsfelde eine Bemerkung im Geschmack des Xerxes, als er seine Myriaden vor dem Uebergang über den Hellespont musterte; dieser aber wies ihn mit den Worten zurück: ach! das ist nichts; wenn viele getödtet werden, so werden noch mehr gemacht, und ich kenne wenige Oerter, wo so viele Weiber wären, als in Paris. —

Ein Andrer ging von der eingeschlichenen Gemeinschaft der Weiber zu einer politischen über. Er stand unter einem etwas eleganten Zirkel nahe am Eingange aus dem Pallaste und sprach außerordentlich gut, wenn jeder gleich nicht seinen Gründen huldigte. „Die Ehe, hub er an, ist etwas durchaus Künstliches, wovon die Natur nichts weiß. Sie ist ein Zwang der unvollkommenen Gesellschaften, wovon auch die Natur nichts weiß. Man schafft, um ein eingebildetes Uebel des Egoismus zu verhüten, tausend andre. Wir sind jetzt zu der Höhe der Kultur gestiegen, daß wir alte Vorurtheile ablegen, und die Menschen frei machen müssen. Laßt uns auf die Winke

sehen, welche die Natur selbst uns giebt, laßt uns diesen folgen und wir werden glücklicher seyn. Was haben die Gesetze der Ehe gemacht? Tausend Unglückliche und Verbrecher, die keine waren. Laßt uns die Natur in ihre Rechte wieder einsetzen. Sagt uns die Erfahrung nicht, was wir thun müssen? Alle Weiber gehören allen Männern und alle Männer allen Weibern, wie sie einander gefallen. So war das Gesetz der Sparter und welche Kinder zeugten sie? Immer mag ein Mann ein Weib ins Haus nehmen, immer mögen sie einen Kontrakt machen wegen ihres Vermögens und der Kinder, die sie gebähren wird, aber über ihren Leib sollten sie keinen machen. Wenn wir diese Vorurtheile abwerfen, welch' eine Menge von Lastern und Tugenden wird aus dem Kodex unsrer Gesetze und dem Katechismus unsrer Religionen verschwinden! Die Weiber selbst werden keuscher seyn, wann ihnen der Genuß frei ist. Man wird nicht mehr von Betrügereien und blutigen Händeln hören, und die Republik, welche Menschen, und wie viel mehr wird sie haben, als sonst! Und sollten vielleicht hiedurch einige Bürger zu viele Kinder im Hause haben, die sie nicht ernähren können, laßt den Staat einen Fond finden, wokaus jedes Kind, welches ein Bürger über fünf im Hause hat, jährlich ein Bestimmtes empfange! Es sei auch hierin dem Genius der französischen Gesetzgebung vorbehalten, den Nationen ein Beispiel zu geben, ein altes Unrecht wieder gut zu machen.

So wechselte Vernünftiges und Unvernünftiges, Tolles und Gescheutes in einer ewigen Jagd. In Manchem sieht man nichts, als den reinen Ausfluß von Tagesgeschichten und dem Bedürfnisse der Noth und des Augenblicks, und weiter ging es auch nicht hinaus. So war es z. B. in Paris leicht, aus der Natur (hier bloße Erfahrung) die Gemeinschaft der Männer und Weiber zu beweisen, oder in andern Köpfen die Nothwendigkeit des

Einsperrens und der Harems. Aber doch diente dieses Hin- und Herwerfen der Ideen, dieses Nachdenken und Schwatzen, auch nur über die nächsten irdischen Gegenstände und Bedürfnisse, immer zur Bildung und wenigstens zur Mobilmachung des Geistes, und war also in der Masse des Lichts, oder auch nur in der Lichtfähigkeit ein großer Beitrag. Daß man nicht weiter sah, als Paris, war ziemlich natürlich, weil man selbst die eignen Landsleute, die Franzosen, selten weiterher, als aus Paris kannte. Die Pariser Sitten, jene Weichlichkeit und Erschlaffung der Körper, welche den Lafecteurs und Lepelletiers und ihren Zettelträgern einen so schnellen Absatz verschaffen, schufen auch manche andre Vorschläge und Motionen, die weit hinter dieses Zeitalter zurück stiegen und nicht ganz uneben waren. Weil sie Ideen enthalten, die ich auch wohl gehegt habe, so will ich sie kurz und zum Schluß dieses bunten Allerlei geben.

Ein Mann, der ehemals Soldat gewesen war, und jetzt Bücher schrieb, der aber gern unter den Aermsten und Niedrigsten im Volke ging und mit ihnen sprach, ein menschlicher Bürger und ein edler Enthusiast für eine freie Verfassung, sprach sehr oft auf Kaffehäusern, wenn er seine Leute um sich hatte, öfter im Freien unter den Schattenbäumen der Thuilerien, von der Wiederherstellung der alten Kraft der Leiber, und machte deswegen Vorschläge, die er gedruckt ankleben ließ. Sein Räsonnement, welches immer Zuhörer um ihn sammelte und durch seine Lebhaftigkeit und Güte neues Interesse gewann, war ungefähr folgendes: Der Mann, welcher das Kanonenpulver erfand, that dem menschlichen Geschlechte größern Schaden, als alle Wohllüste, Ost- und Westindien, Blattern und Franzosen zusammen. Er lehrte zuerst, die Stärke der Leiber verachten und gab dem Schwächsten und Mächtigsten gleiche Waffen. Seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hörte körperliche Stärke auf, etwas Herr-

liches und Geehrtes zu seyn, und lange hat man sie bloß als etwas angesehen, das nur zum Zeigen, nicht zum Gebrauche (pour l'ostentation, pas pour l'usage) sei. Mit jener Erfindung des Teufels, der sie im Laboratorium der Hölle machte, gewannen alle Plagen eine doppelte Gewalt über Leiber, die im Schutze der Schießgewehre hinwelkten. Wer übertraf die Alten in Ausschweifungen und Wohllüsten aller Art, denen sie sich mit Ueberlegung hingaben? Aber wurden sie so schnell aufgerieben? und warum wurden sie es nicht? Sie erhielten durch die Uebungen der Gymnasien, durch Aufmerksamkeit auf ihren Körper und ihre Gesundheit bis ins 18te Jahr, durch die öffentlichen Spiele, wo der Männlichste und Stärkste der Geehrteste war, durch die Liebe der Jungfrauen und die Lieder der Dichter einen festen Körper, der so geübt lange allen Angriffen der Liederlichkeit und Krankheit widerstehen konnte. Wann werden wir so vernünftig werden, solche republikanische und weise Einrichtungen zu wiederholen? Werden wir es jetzt nicht, so geschieht es nie. Ausgewergelt und entnervet fangen wir an, Kinder zeugen zu wollen; diese elenden Sprößlinge werden in Weichlichkeit aufgezogen und fangen an, wie wir, wenn sie kaum den ersten Trieb der Liebe fühlen sollten. Welch ein Geschlecht und welch eine Zukunft! denn endlich muß ich es sagen, hier ist die Quelle aller unsrer Laster. Wenn die Regierung hier nicht Anstalten macht und Einrichtungen trifft, so muß alles zurückfallen. Schwäche ist das Organ des Todes und der Zerstörung. Sie zerstört, indem sie zerstört wird. Hier sollten unsre Schulen anfangen, nicht mit dem Tanzmeister, der gewöhnlich die erste Stufe zur Ausschweifung wird. Man spielt den Mann, ehe man einer ist; darum wird man es vor der Zeit. Ehe wir die Moden verachten; ehe wir ein starkes Bein mit größerer Bewunderung empfangen, als den netten Fuß eines Tänzers; ehe wir im Schweiß und Staube des Angesichts größeren Schmuck

für den Knaben und Jüngling sehen, als in seinem gekräuselten und mit Pomaden benetzten Haare; keine Freiheit und keine Republik.“ So schließt jeder sein System und seine Einfälle gern an das an, was jedem Bürger das Wichtigste seyn sollte. Und in einem ähnlichen Geist hörte ich einen Fiaker schreien, indem er über die Summe klagte, welche er für sein Privilegium zahlen mußte: so lange wir dies bezahlen, giebt es noch keine Freiheit. Da könnte ein andrer ihm einreden: so lange nicht Jeder Fiaker seyn kann, keine Freiheit.

Leibesnahrung und Nothdurft, Speise und Trank, Kaffehäuser, Restaurateurs, Zeit des Essens, Bierhäuser, Garküchen, u. s. w.

Ein Artikel, der diese Ueberschriften führt, kann unmöglich den meisten Fremden uninteressant seyn, so wie es die Dinge nicht sind, wodurch wir leben, und ich kann hier also immer ein wenig wie ein Ausrufer und Tafeldecker sprechen, ohne zu fürchten, langweilig zu werden. Die Dinge, welche hier vorkommen werden, haben so etwas Populäres und Gewinnendes, daß es keiner langen Vorrede bedarf, sie zu empfehlen; sie empfehlen sich selbst, so wie sie erscheinen. Paris hatte während meines Aufenthalts eine sehr wohlfeile und gesegnete Zeit, so wie das ganze Frankreich eines der glücklichsten Jahre, welche es seit mancher Zeit nur gehabt hat. Alles, was der Magen und die Kehle nur fordern mögen, war im Ueberfluß und vortreflich und wohlfeil zu haben, und man konnte darüber zuweilen die Unfälle des Staats auswärts vergessen, wenn man bloß seinen Leib zum Maßstabe der Glückseligkeit desselben nahm; wie denn jeder nur gar zu geneigt ist, von sich selbst als dem ersten Dinge auszugehen, und die übrige Welt sich um dieses Centrum drehen zu lassen; eine Philosophie, die wahrlich nicht die absurdeste ist.

Wenn man die Hallen ausnimmt, von welchen ich oben, freilich nicht in dieser Hinsicht, ein Gemählde entworfen habe, so sind der Plätze, wo man Fleisch, Gemüse und Früchte darbietet, unzählige; und obgleich einige Straßen und Winkel besonders dazu ausgezeichnet und bestimmt scheinen, so reichen doch die Aeste dieses Handels durch alle irgend bedeutende Straßen. Daß alles im Großen getrieben wird, denkt sich jeder wohl von selbst; doch findet man nichts Außerordentliches und Herrliches in dieser Gattung, wie es sich Unerfahrne und Kinder nur zu leicht denken, und wie es Beschreiber, die alles ins Schöne mahlen, so lustig und fabelhaft beschreiben. Man sucht bei den Rosen und Blumen vergebens Schönheit, ja nur Reinlichkeit, und bei denen, die Pfirsiche und Kirschen durch ihre Finger laufen lassen, Sauberkeit und Nettigkeit. Es sind in der Regel alte runzlichte, oft baumstarke und rothnasige Weiber, die, ohne alt zu seyn, doch im dreißigsten Jahre schon die Miene von funfzigjährigen haben; oft auch treiben alte Männer so einen Handel, und bei denen ist es weniger widerlich, weil ein alter Mann nie so häßlich werden kann, als ein altes Weib. Wer auf dem Wege nach Marly ganze Rosenfelder am Wege gesehen hat, meint, auch in der Stadt wohl so einen Rosen- und Blumenmarkt zu finden, aber das zerstreut sich in der unendlichen Weite, um so mehr, weil die Blumen nicht stehen, sondern in Körben in der Stadt rundwandeln. Eben dies gilt fast von allem andern, nur nicht vom Geflügel so sehr, welches ich jenseits auf den Kaien der Altstadt und Insel St. Ludwig in ungeheurer Menge längs der Seine in Netzen, Körben und Bauern liegen, schreien und flattern sah, so daß ein Fremder allein davon auf die Kochkunst der Pariser einen Schluß machen könnte, wie er auf die der Wiener ihn von den ungrischen Ochsen machen kann, die er zu Tausenden eintreiben sieht. Was hier Fleisch ist, ist theuer, doch nicht theurer, als in Leipzig

und Frankfurt, alles andre aber so wohlfeil, als man es nur irgendwo findet; dahin gehören besonders die Früchte und Gemüse aller Art, von welchen ohne Uebertreibung Dreiviertel der Einwohner leben. Man hat hier aus einem andern Grunde immer das Beste, weil Paris immer das Vorurtheil für sich hat, alles am besten zu bezahlen, und wahrscheinlich auch gewöhnlich am besten bezahlt. So eine Fülle, so ein Ueberfluß war an allem, was nur der Mensch zur Nahrung und Schwelgerei gebraucht, daß mir die lächerliche Beschreibung doppelt lächerlich ward, wodurch die Teutschen und Engländer in ihrem dummen Patriotismus, der keiner ist, die Gegend um Paris, eine der fruchtbarsten, in eine bloße Sandwüste verwandelt, wahrscheinlich weil ihnen Haß und Partheilichkeit Sand in die Augen gestreut hat. Doch ich muß die einzelnen Theile dieses fruchtbaren Artikels etwas näher durchgehen, so wird zuletzt alles klarer vor Augen liegen, und die Theile des Ganzen, so aus einander geschoben, werden sich nur desto helleres Licht geben.

Die Kaffehäuser haben nicht bloß in der Geschichte der Magen lange eine bedeutende Rolle gespielt, sondern auch neuerlich in der der Köpfe und Kragen. Sie waren die ersten Wiegen der Republik, die ersten Bühnen, wo die Demagogen sich bildeten. Wie mancher Tisch im Café Caveau und Café philarmonique würde Wunder und Erstaunlichkeiten erzählen, wenn er sprechen könnte! Es war eine Zeit, wo man wohl Partheien nach so einem Kaffehause im Palais royal und an den Boulevards benannte, aber das ist vorbei, und ihre politische Wichtigkeit haben sie lange verloren, und sind jetzt wieder geworden, was sie vor der Revolution waren. Man hat versucht, die Kaffehäuser in der ganzen Stadt zu zählen; das ist aber eine sehr vergebliche Arbeit und kann nie genau werden, weil so viele Zwitter oder Amphibien sind, die man Kaffehäuser, Bierschenken, Garküchen und Billardstuben

nennen kann, ohne ihnen Unrecht zu thun, weil sie von allen diesen Sachen etwas an sich haben. Soviel ist gewiß, daß derselben eine sehr große Zahl ist, und daß man sie von allen Ordnungen findet, bis zu denen, worin die gemeinste und lumpigste Liederlichkeit um die Mitternachtstunde unterzugehen pflegt. Sie sind für alle Südländer ein unentbehrliches Bedürfniß, und fangen selbst seit einigen Jahren an, in den größeren Städten unseres kälteren Nordens Wurzeln zu fassen. Die berühmtesten Kaffehäuser sind im Palais Egalité, an den Boulevards, an den Thuilerien, und an den lebendigsten Plätzen und Gegenden der Stadt. Im Palais Egalité aber findet man die Quintessenz von allen andern, und gewöhnlich sind die Sachen, so gereicht werden, dort auch um einen und zwei Sols theurer, als anderswo. Diese Kaffehäuser kann man als ewige Visitenzimmer ansehen, und zu einer so leichten Unterhaltung braucht sie auch der Franzose. In den bessern ist alles auf das Eleganteste eingerichtet, die Wände schön gemahlt, und mit mehrern Spiegeln und Lampetten, die Sessel und Stühle geschmackvoll, die Fenster hell und vom besten Glase! Auf diesen eleganten und feinen Ton stimmt sich auch die Gesellschaft. Das Toben und Lärmen ist vorbei, seitdem diese Häuser aufgehört haben, politisch zu seyn. Man kömmt und geht mit Anstand, wie in einer freien Unterhaltung, unterhält sich mit dem Nachbar, den man zufällig trifft oder aus der Menge sucht, über allerlei leichte Gegenstände, genießt, was man verlangt hat, liest einige Zeitungsblätter und geht weiter, um bald vielleicht in einem andern Kaffehause eben so wieder anzufangen. Man weiß hier in Frankreich nichts von dem teutschen Wahn, der meint für sein baares Geld ein Recht zu haben, grob oder nur vorlaut zu seyn auf Kosten der Unterhaltung, und der Ohren der übrigen Gesellschaft. Kömmt ja einmal so ein Unfranzose, so verfolgt ihn bald der Unwille aller Anwesenden, und er merkt es nach eini-

gen Besuchen, daß man ihn zuerst nur aus Schonung geduldet habe. Die meiste Artigkeit, die hier zu zeigen ist, ist mit den Tagsblättern, deren jedes Kaffehaus nach dem Verhältnisse seines Verkehrs von fünf bis zu 20 und dreißig von den gelesensten und interessantesten hält. Ich habe es in Wien und Frankfurt oft mit Unwillen gesehen, wie ein Grobian sich mit dem einen Ellenbogen über drei Blätter legte, während er das vierte las. So etwas kennt man hier nicht. Jeder nimmt dasjenige, was grade vakant ist, und abonnirt bei den Lesenden auf die folgenden, wo sie nicht schon einem andern zugesagt sind. Jeder Anwesende bringt sie, sobald sie ausgelesen sind, mit der größten Artigkeit dem Abonnenten; ja, wenn man weiß, daß er ein Fremder ist, geht es zuweilen an einen Wetteifer, der erste zu seyn, der ihm seine Aufmerksamkeit bezeugt. Diese Zeitungsblätter kosten bei dem jetzigen Stempel manchem Hause jährlich an 150 bis 200 Rthaler. Sie sind für viele Neugierige und Politiker die Anlocker, und halten manchem so lange auf, daß er das Doppelte verzehrt von dem, was er sonst verzehrt haben würde. Man kann hier das Geld, was man anderswo ausgegeben haben würde, doch mit auf den Leib wenden. Denn es giebt im Palais Egalité und an andern muntern Stellen geräumige Lesezimmer, für Zeitungen, Romane, Journale ꝛc., wo man für ein Eintrittsgeld von 5 bis 10 Sols sich an allem möglichen politischen Unrath satt und übersatt lesen kann. Doch da sieht man viele überirdische und unterirdische Käuze, die in den feinsten Kaffehäusern nie erscheinen würden. Es giebt hier in Paris keine Kaffehäuser der Art, wie man sie in Teutschland und Ungarn sieht, wo oft ein ganzes großes Gebäude bloß dazu eingerichtet ist, und in mehrern Sälen und Zimmern fortläuft, wovon einige zum Promeniren, andre zum Billard eingerichtet sind. Hier sind die meisten, gewöhnlich auch die besten Kaffe's im Erdgeschoß, und machen meistens nur

ein geräumiges Zimmer aus, welches hinten eine Küche und einige kleinere Seitenzimmerchen hat, die bloß für die Wirthin und ihre Leute sind. Die Artikel, welche man in diesen Kaffehäusern findet, sind Kaffee, Thee, Chokolate, Butterbrod und Kuchen, und oft auch alle Arten Limonade, Bier, und Gefrornes; doch hat man diese besser und richtiger bei den Limonadiers zu suchen. Wenn man bedenkt, daß so ein Haus eine ungeheure Miethe kostet, daß ein Mann mit seiner Frau und mehrern Markörn und Aufwärtern, deren oft zehn sind, davon leben soll, so erstaunt man über die Wohlfeilheit zu einer Zeit, wo die Engländer alle Häfen gesperrt, und allen freien Handel zerstört haben. So kostet, z. B. eine Portion, oder zwei Tassen Kaffe 2½ Groschen, eine große Tasse Chokolate 3½ Groschen, eine Bouteille schönes Weitzenbier 2 Groschen, ein Bierglas Limonade 2 Groschen, und so alles nach Verhältniß; das Einzige, was sehr theuer ist, ist der Thee, und unter 6 Groschen kann man keine gute Portion mit zwei kleinen Schnitten mit Butter bestrichenen gerösteten Brodes haben. Auf fast allen Kaffehäusern, einige wenige ausgenommen, die sich noch zu vornehm dazu dünken, findet man jetzt Bier, und es wird in Menge getrunken. Es war freilich auch vorher schon, doch behauptet man, daß es in diesem Kriege weit gemeiner geworden sei, nebst dem Gebrauch des teutschen Tabakrauchens. Vormals trieb man letzteres auch nur als einen Spaß, und hatte bloß Cigarren im Munde, aber jetzt sieht man nicht bloß mehr im Munde der Soldaten die mächtigsten Pfeifenköpfe aus Meerschaum und Holz, ganz auf teutschem Fuß, mit Silber beschlagen. Man hat auf diesen Kaffehäusern eine ziemlich gleichförmige Methode in der Einrichtung. Um sieben Uhr kommen die ersten Morgengäste und die hungrigen Politiker, welche gern die ersten seyn wollen, Neuigkeiten erzählen zu können; gegen neun Uhr ist die höchste Fluth, welche gegen eilf meistens abfließt. Man

trinkt Chokolate, Thee und Kaffe mit Milch in einer grossen Schale, und ißt Brod und Butterbrod, auch wohl Schinken und ein Würstchen dazu. Von eilf Uhr bis fünf, sechs Uhr Abends ist die gröste Leere. Einzelne kommen, die ihr frugales Mittagsmahl um zwei, drei Uhr eingenommen haben, trinken ein kleines Schälchen schwarzen Kaffe, und setzen nach südlicher Weise ein Gläschen Likör darauf, oder füllen auch mit einer Boutille starkes Bier und mehrern Kuchen die Lücken, welche der schmale Mittagstisch gelassen hat. Nun wird Tarok, Tritrak, Schach und Damenspiel nebst andern ähnlichen Spielen durchgemacht, und der politische Nüchterne findet sich zu aller seiner Lieblingsspeise ohne Nebenbuhler. Um fünf und sechs Uhr wird es wiederlebendiger; die vornehmen und feinere Welt hat dann zu Mittag gegessen, und es dauert ein Stündchen, wo das Theater und die Luft der Promenaden und Gärten gestiftet werden. Zwischen neun und eilf Uhr Abends ist die letzte glänzende und lebendige Epoche, und Weiber aller Klassen mischen sich jetzt häufiger, als in den andern Stunden, unter die Männer. Die Nacht, diese Erfreuerin so vielen Menschen, erzeugt einen letzten Strahl der Freude, welcher sich über aller Herzen und Gesichter ergießt, und mit einem lustigen, lachenden und spielenden Bienengeschwärme wird der letzte Akt des leichten Kaffehauslebens durchgespielt. Damit in einer solchen Frequenz nicht zu viel Betrug vorgehe, sitzt der Wirth, gewöhnlich die Wirthin, in den gröstern Häusern, vor einem bühnenartigen Tische, und schreibt an, was eingebracht wird, und die einzelnen Markore haften für die Bezahlung. Oft wählen sie zu diesem Posten auch eine hübsche, witzige und freundliche Dirne, welche den Lockvogel macht, und oft mehr, als zehn Journale, wirkt, indem sie mit jedem Sprechlustigen anbindet, und nach geendigtem Gewimmel oft noch zu etwas Bessern zu gebrauchen ist, als zum dürftigen Zählen und Rechnen. Man

findet deswegen häufig in den Äffichen Nachfragen nach einer feinen Dirne für einen Kaffehäusler und Limonadier, doch, meistens mit der Bedingung, daß sie nicht häßlich, noch über 30 Jahre, und daß sie unterhaltend und witzig sei. Worauf raffinirt man nicht in einem Paris? Auch andere Locker und Anköderer sollen sich dergleichen öffentliche Personen halten oder vielmehr gehalten haben, als die Zeit politisch munterer war; Leute, die witzige Einfälle hatten, immer neue und neuerfundene Nachrichten zu erzählen wußten, und, die Bänke bestrigend, eine ganze Menge um sich sammelten. Aber man ist einige Jahre sehr still gewesen, und es war gefährlich, auch in unpolitischen Dingen nur ein lautes Wort zu sprechen. So ist man denn ganz bürgerlich und häuslich geworden, und geht mit einander um, wie in einem freien Saale, wo ein Bürger anständige und liebe Gäste geladen hat. Jedes Kaffehaus hat seine stehenden Gäste, die man zu gewissen Stunden des Tages immer wieder findet, und die sich hier zu einer gewissen Vertraulichkeit zusammengesessen haben, die sich auch wohl in Einräumung der Sitze und Zuschanzung der Tagsblätter, jedoch ohne den Schaden eines Dritten, einen kleinen Gefallen thun. So finden sich die Pariser Freundschaften zusammen, denn in seinem eigenen Hause macht niemand in Paris dieselben, er gehöre denn zu den Großen und Reichen. Zu diesen Stehenden kann man manche zählen, deren ganzes Leben in diesem einförmigen Zirkel umrollt, die hier Frühstück und Abendmahlzeit einnehmen, hier hinter den Tischen schlafen, und zuweilen sterben. Es sind von den pauvres honteux, die vielleicht vor 20, 30 Jahren zu den munterſten und angesehensten Leuten gehörten, welche nur in ein Kaffehaus traten. Sie thun unbefangen, wie alle die übrigen, lesen sich ihre Leute aus, von denen sie ihre heutige Existenz hoffen, rücken ihnen näher, fangen erst von gleichgültigen, dann von politischen Dingen an zu sprechen, vom alten und neuen Paris, von Ar-

men und Reichen, die plötzlich entstanden sind. So wird man bekannter, und ein Monsieur, j'ai honte de .... und la revolution, qui a fait tant de malheureux .... sagt einem, worauf es ankömmt. Die Franzosen wissen sie schon abzuweisen, aber ein Fremder müßte sicher hart und unhöflich seyn, wenn er für eine so theilnehmende Unterhaltung nicht ein Zwölf- oder Funfzehnsolsstück missen könnte; und wenn der Arme so ein Paar erwischt, so ist er für den Tag geborgen, und der morgende Tag findet schon wieder seine Freuden, wie seine Plagen. Der Verkehr ist in diesen Häusern außerordentlich, und die besten im Palais Egalité haben Tagé, wo sie 200 Rthlr. und darüber einnehmen durch die gewöhnliche Ausschenkung. Von den unbedeutenderen werde ich bei einer andern Gelegenheit noch mehr, als einmal, zu reden haben, und verspare also sie und ihren Zirkel für jetzt noch, so wie die Schilderung des lebendigen Lebens und Wimmelns in denselben, wenn die munterste und freieste Zeit ist.

Man lebt in Paris theuer und wohlfeil, und kann so leben, je nachdem Nothwendigkeit oder Zweck dazu treiben. Bei guten Jahren, wie das jetzige ist, hat man alles im Ueberfluß, und kann, wenn man sich einzurichten versteht, von zwei, drei Franken die Hauptmahlzeit eben so gut halten, als an einem fremden und eleganten Tische von fünf, sechs. So ist es aber nicht allenthalben. Der gute Bürger, der noch grade den Herrn nicht machen kann, oder will, hält seine Mittagsmahlzeit zwischen zwei und drei Uhr, oft auch zwischen ein und zwei. Er besorgt alles selbst, während seine Frau als eine Dame, auf ihrem Sopha sitzend, sich bläht, ins Theater und spazieren geht, und selbst die Kinder irgendwohin aufs Land in Pension giebt. Er muß von seinem Handwerke die Zeit abknappen, um zum Einkauf zu gehen, oft, um das Eingekaufte zu bereiten. Kurz es gilt hier, was Herodot von den ägyptischen Sitten seiner Zeit sagt, indem er sie mit den griechischen

chischen vergleicht, daß die Weiber in Aegypten mit den Männern getauscht hätten, und alles Männliche draußen und auf den Straßen und Märkten thäten, während jene drinnen sittsam die Hausgeschäfte besorgten. Aber doch gilt dieses hier nur vom Einem Theile, und von diesem auch nur halb. Die Pariser Weiber scheinen in der Regel gar nicht verpflichtet zu seyn, irgend etwas zu thun, als Romane zu lesen, bei einem Manne zu liegen, und allenfalls Kinder zu gebähren. Vornehme Weiber sind freilich durch Gewohnheit von den meisten Pflichten befreit; aber der erwerbende und arbeitende Bürgerstand, der noch oft mit Noth kämpfen muß, scheint diese Unhäuslichkeit des Weibes recht häßlich zu zeigen. Ich habe sie selbst bei mehrern Familien dieser Häuser gefunden, und sie soll, nach dem Urtheile meiner Freunde, die sich Jahre lang hier aufhielten, sehr gemein seyn. Der Mann also läuft mit den Körben und Netzen und Eimern zu Markte, und kauft ein, womit sonst die Frauen und Mägde nur zu erscheinen pflegen; er bereitet dann noch größtentheils die Mahlzeit, hilft das Haus säubern und fegen und puzzen, besorgt seinen bürgerlichen Erwerb, und schwitzt und ängstet sich den ganzen Tag ab, während seine faule Hälfte aus Langerweile, wer weiß welche Künste und Erfindungen, gegen sein Vermögen und seine Ehre schmiedet. Und was hat der arme Schelm dafür? nicht einmal Freude im Hause. Seine Gesellin, oder die es seyn sollte, ist finster und verdrossen, so oft sie sein Gesicht und die einsamen vier Wände sieht, nur gegen die Nachmittagszeit wird es ihr leichter ums Herz, wo die Unterhaltung der Theater und der Taumel der Gärten und Promenaden ihr winken. Spät kömmt sie heim, ist müde und halb verdrossen und nimmt den armen Sünder gleichsam als Gnade zwischen die gemeinschaftlichen Bettlaken ein. Kommen Kinder, so giebt auch das wenig Freude. Wie sollte Madam für solche Kleinigkeiten sich aufopfern? Im Hause laufen sie

ohne Aufsicht und allen Leuten zur Last. Außer dem Haus auf dem Lande, oder in einer Pension werden sie herzlos, wenigstens gegen die Eltern herzlos, die für sie kein Herz hatten, oder keines haben durften. Doch weg mit dieser Abschweifung! Der gute Bürger also hält seine Mittagsmahlzeit zwischen ein, zwei und drei Uhr, und zwar ein ganz gute um zwei, drei Franken, oft auch viel wohlfeiler. Dabei läßt er es sich nicht gern abbringen, auch des Abends etwas Stärkenderes, als bloße kleine Löffeleien auf den Magen zu gießen; indessen kann man dieses Essen zu Abend nicht teutsche Mahlzeiten nennen. Einige Früchte mit Butterbrod, ein Stück Käse, Schinken, kalter Braten und ein Glas Wein, oder Bier dazu machen dieses Abendessen und den folgenden Schlummer leicht.

Alles, was um einige Klassen höher steigt und bis zur höchsten und reichsten Welt hin, das setzt sich dann erst zum Mittagsessen, wenn diese schon ihren Kaffe ausgetrunken und, welche die Ruhe lieben, ihren Nachmittagsschlummer gehalten haben. Ihre Zeit ist die zwischen vier und sechs Uhr Nachmittags, und auf diese Zeit ist auch der alltägliche Gang der meisten Geschäfte berechnet. Eine sehr vernünftige Einrichtung. Wie angstvoll und widerlich wird es wohl in Teutschland manchem Ehrenmann, wie nährt es wohl die Grillen im Kopfe und den Katzenjammer der Hypochondrie im Bauche, sogleich nach dem Essen in der größten Hitze des Tages wieder an das Schreibepult, den Sessionstisch und aufs Katheder zu gehen! und doch stellt man diesen Misbrauch nicht ab, der es doch offenbar ist für alle, die keine bewegende Lebensart führen. Was also in Paris kein Amt und keine Geschäfte hat, welche von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang durchaus fortschreitend sind, das hat eine feste und für alle ohne Unterschied sehr bequeme Lebensweise eingeführt. Alle öffentliche Büreaux, Kollegien und Aemter, alle größere Kaufleute, Banquiers und Händler und Un-

terhändler, alle Prokuratoren, Notarien und Advokaten haben ihr öffentliches Leben, wo man sie sprechen, mit ihnen unterhandeln und Geschäfte machen kann, oder wo man vor ihnen seine Geschäfte abmachen lassen muß, zwischen die Stunden von acht, neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags eingeschlossen. Des Morgens fängt der eine früher, der andre später an zu arbeiten, doch selten jemand später, als zehn Uhr; aber mit dem Schlage vier Uhr muß in der Regel alles verschlossen und geschlossen seyn. Wie bequem und angenehm für Alte und Junge! Gerade die schönste Hälfte des Pariser Tages, den man von acht Uhr Morgens bis zwölf Uhr Nachts rechnen muß, behält dann ein jeder, auch der in eines andern Solde arbeitende, frei, jene schönste Hälfte, worin alle Freuden und Unterhaltungen der feineren und gebildeten Leute fallen, die Zeit des Glanzes der Promenaden, der Gärten, Schauspiele, Possenspiele und Liebesspiele. Nicht bloß die Staatsämter und Kollegien schließen sich um vier Uhr; nicht allein die Herren entlassen sich alsdann aus freier Machtvollkommenheit ihrer eignen Geschäfte; sondern auch alle Kommis, Schreiber, Komptoirbediente sind mit diesem Schlage frei und fließen mit in dem weiten Strome der Vergnügungen. Um sechs Uhr heben erst die Schauspiele an und die Lust der Gärten. Sie haben also zwei volle Stunden Zeit, zu Mittage zu essen, Kaffe zu trinken, ein Pfeifchen zu rauchen, ein kleines Gespräch, oder einen kleinen Spaziergang zu halten. Nach dieser vernünftigen Tageseintheilung der arbeitsamen und thätigen Klasse der Regierung und des Mittelstandes richten sich auch alle alte und junge Tagediebe und Müssiggänger, die hier entweder prächtig und lustig von ihrem Vermögen leben, oder die die Lust, zu genießen, zu sehen und zu gaunern hieher treibt. Diese ganze Klasse Menschen, deren Mittagstisch zwischen vier und sechs Uhr, oft auch später, gedeckt wird, ißt gewöhnlich gut und reichlich, wovon ich unten mehr

sagen werde. Auch ist das Mittagsessen die Hauptmahlzeit. Die Meisten begnügen sich mit einigen Schälchen warmen Getränks zum Frühstücke, wozu sie einige Schnittchen Butterbrod, oder Brod essen; einige halten um zehn, eilf Uhr auch wohl ein (im teutschen Sinn) etwas ordentlicheres Frühstück, doch ist dies selten bei Einheimischen und noch seltner bey einheimischen Geschäftsleuten, sondern mehr bei Fremden der Fall. Eben so selten ist es bey der Klasse Bürger, von der ich rede, daß ordentlich zu Abend gegessen wird, es sei denn, daß große und späte Abendgesellschaften in großen Häusern des alten Tons, oder von Staatsmännern gegeben werden. Man kann, wenn man um fünf, sechs Uhr wohlgesättigt von Tische aufsteht, es allenfalls entbehren, es noch einmal vor dem Schlafengehen zu wiederhohlen; wer aber um Ein Uhr mit seinem Mittagsmahle fertig ist, der wird mit einigen Täßchen Kaffe, oder einer Orzate und ein Paar Zwiebacken wohl schwerlich vergnügt zu Bette gehen. In der Regel, wenn man bei sich keine Gesellschaft hat, begnügt man sich also, nach der Zeit der Schauspiele, zu Hause oder auf einem Kaffehause ein wenig zu naschen und zu löffeln, und läßt eine förmliche Mahlzeit den wenigen Gefräßigen und Ausgehungerten.

Weil in Paris eine große Anzahl der Einwohner und die meisten Fremden auf öffentlichen Häusern essen, so ist hier die Stelle, davon zu reden. Fast alle unbeweibte und junge Männer, diejenigen Bürger aus den Departements, welche hier nur auf einige Zeit bleiben, alle Fremde ꝛc. essen auf öffentlichen Gasthäusern. Nur die Verheiratheten, die noch keine eigne Wirthschaft führen, und Fremde, welche ihre Weiber mit sich haben, lassen sich entweder das Essen bei sich machen, wenn dazu Gelegenheit ist, oder von einem Traiteur hohlen; denn nur sehr selten habe ich auf Speisehäusern Damen unter den Männern gesehen, da sie hingegen auf Kaffehäusern mit diesen gleichen Schlag halten. Hier in Paris ist alles mehr abgesondert und alle

Zweige mehr geschieden, als an kleineren Orten, und man hat selten alles so beisammen, wie dort, wo man in demselben Hause logiren, essen, frühstücken, Kaffetrinken kann. Daher muß ich diese Vereinzelung etwas näher beschreiben. Was man anderswo Gasthäuser nennt, giebt es hier fast gar nicht, sondern diese werden wieder in drei, vier besondre Wirthschaften zerlegt.

Das Erste, was man an einem Orte, wo man ankömmt, zu suchen hat, ist Quartier, wo man wohnen und schlafen kann. Hier in Paris thut man am besten, dem Centro, d. h. dem Palais royal und der Gegend von ihm zu den Boulevards und dem Louvre, nahe zu bleiben. Da sind auch die meisten, die prächtigsten und elegantesten Häuser zu diesem Behufe eingerichtet, und man hat unter so vielen nur die Auswahl. Vorzüglich ist die herrliche Gesetzesstraße, die vom Palais royal grade in die Boulevards ausläuft, damit versehen. Freilich wohnt man in diesem lebhaften Quartiere um mehr als die Hälfte theurer, als in andern Gegenden der Stadt; aber der Vortheil, welchen man dagegen hat, ist auch überwiegend. Hier sind ganze große Häuser und Palläste bloß zum Logiren eingerichtet, die unter dem Namen Maisons und Hotels garnis laufen. Manche derselben enthalten nahe an hundert Fremde. Die Zimmer sind alle aufs netteste versehen, mit hübschen Spiegeln, den nöthigen Möbeln, netten Vorhängen und Betten. Das Zimmer, so ausgeziert und ausgerüstet, kostet in dem besten Quartier monatlich zwei, drei, bis vier Karolinen, je nachdem es größer und kleiner, im ersten, zweiten und dritten Stocke, nach der Straße, oder nach dem Hofe hinaus ist; doch kann man um drei Karolinen schon ein recht niedliches Zimmerchen monatlich haben. Die Besitzer dieser Häuser schränken sich meistens auf das Logiren und die Geschäfte und Störungen, die damit verbunden sind, ein, und haben freylich auch damit genug zu thun. Sehr wenige dieser Häuser sind so eingerichtet,

daß unten im Hauſe auch geſpeiſt wird, weil es in Paris wirklich kaum der Mühe werth iſt, in den Hotels garnis zugleich einen Speiſetiſch zu halten, da doch die meiſten Fremden um Mittag ſelten zu Hauſe ſind und immer den lebendigſten Tiſch vorziehen. Iſt indeſſen dieſe Speiſewirthſchaft eingerichtet, ſo hält ſie doch der Beſitzer des Hauſes nie ſelbſt, ſondern hat ſie an jemand verpachtet, der für das zweite Hauptbedürfniß des Fremden, für Eſſen und Trinken ſorgt. Die Wirthſchaft im Hauſe führt mit dem Wirthe, wenn dieſer nicht ſelbſt ein großer Herr iſt, ein Menſch, den man in Teutſchland ſelbſt in den größten Städten einen Hausknecht nennen würde, der aber hier ein ſehr puteriges Angeſicht machen würde, wenn man ihn mit ſo einem Titel beehrte. In den meiſten Häuſern nennt man ihn den Hausmeiſter, auch wohl den Kammerdiener; er ſelbſt aber ſorgt dafür, ſich durch ſein Metier noch im Nothfalle einen andern geben zu laſſen; denn entweder nennt er ſich einen Pomadier — mag auch wohl ein ſolcher ſeyn — oder einen Dégrailleur, Friſeur, Parfumier, und was es leichte Titel dieſes Schlages giebt. Dieſer Hausmeiſter hat nach der Miene und Bewohnung des Hauſes, dem er dient, auch ein kleineres oder größeres Anſehen. In den beſſern Häuſern ordnet er bloß an und bereitet, ohne ſich zu den ſchlechteren Arbeiten herabzulaſſen, welche die Helfershelfer thun müſſen, die unter ſeinem Befehle ſtehen, Savoyardenbuben und andre ſchwache Mannsarme, die mit einigen Groſchen täglich für ein Paar Stunden Arbeit zufrieden ſind. In dieſen beſſern Häuſern findet ſich außer ihm auch noch oft ein Portier; in den kleinern Häuſern aber muß er ſelbſt ſchon an manches Schmutzige die Hand mit anlegen. Unter ſeiner Vorſorge ſtehen folgende Geſchäfte. Frühe werden alle Stiefeln und Schuhe derer, die ſelbſt keine Bedienten bei ſich haben, gewächſt, alle Kleider ausgeklopft und zum Leſer hereingebracht, dann beſorgt er Kaffe und Frühſtück für diejenigen, ſo nicht aus-

gehen wollen, welches er aber nur aus dem nächsten Kaffehause bringen läßt. Nachmittags, wenn alles ausgegangen, werden die Zimmer ausgestäubt und gelüftet, die Betten gemacht, der Nachttopf und das Waschwasser besorgt. Man übergiebt ihm bei'm Ausgehen die Schlüssel und kann alles stehen und liegen lassen; denn daß so ein Mensch etwas bei Seite gebracht und veruntreuet hätte, soll fast ohne Beispiel seyn; doch sind sie ihren Herren gewöhnlich durch eine Kaution gebunden, die sie bei'm Antritt ihres Postens haben leisten müssen. Man bestellt ferner unter seiner Firma die kleinen Aufträge und Bestellungen, die man außer dem Hause zu machen hat, und wird nicht leicht betrogen. Er säubert ferner mit seinen Gesellen zweimal die Woche alle Zimmer im Hause und bonert und glättet die Möbeln und den Fußboden mit Wachs und fegt die Treppen. Gewöhnlich ist es daher auch in diesen Häusern weit netter, als in andern Privathäusern, obgleich übertriebene Reinlichkeit eben nicht so recht die Sache der Franzosen zu seyn scheint. Eins ist indessen in diesen Häusern, und auch in den besten, schlecht, der Ort nemlich, wohin alle zusammenkommen müssen. Wenige wagen es, sich darauf zu setzen, sondern stehen, aus Gründen, die in Paris nicht ganz verwerflich seyn mögen, die aber wieder dazu beitragen, ihn noch häßlicher zu machen. In demjenigen dieser Hotels, wo artige und wohlerzogene Wirthe sind — denn oft ist das ganze Haus allein dem Hausmeister übergeben — ist gewöhnlich ein gemeinschaftliches Versammlungszimmer, wo alles bei'm Gehen und Kommen seine Schlüssel hinhängt und hohlt und oft bei dieser Gelegenheit des Zusammentreffens ein Stündchen verplaudert und mit den übrigen Hausgenossen Bekanntschaft macht. Ich verdanke diesem Gesellschaftszimmer, wo der Wirth gewöhnlich seine Miethsleute erwartet, manchen angenehmen Abend, wo wir in der maison de Bruxelles oft zwanzig Mann hoch über die Mitternachtsstunde

hinaus bei einem Glase Wein saßen und scherzten und schwatzten. Weibliche Bediente sind in diesen Häusern selten. Was sollten die hier auch machen? Was Häßliches von Weibern ist dem Auge zuerst immer unangenehm, und kann nur durch lange Gewöhnung erträglich werden, und das Schöne wird es bei solchen Diensten auch nicht lange bleiben. Der Hausknecht verrichtet das Alles mit seinen Gesellen und Knaben und gewöhnlich ist eine Köchin neben der Wirthin das einzige Frauenzimmer im Hause. Auch in Rücksicht des Einlassens unbekannter Weiber und Huren sind die Wirthe in den besseren Häusern schwierig und halten auf die Reputation, daß solches lose Geflügel nicht über ihre Schwelle komme. Doch wer sich gut mit dem Hausmeister steht, oder mit dem Thürhüter, kann schon so eine Gesellin bei Nacht und Nebel herein praktisiren. Die einzigen, welche das Privilegium haben, immer frei aus- und einzugehen, sind die Wäscherinnen, deren jedes Haus seine bestimmten hat, für welche es einsteht. Es sind gewöhnlich solche, deren Blüthenstaub schon lange abgeweht ist und die höchstens in Stunden der Noth und der Verirrung und in der Nacht, die manches irre macht, zuweilen noch sind, was sie einst im Glanze waren. Doch habe ich immer artige, prompte, geschickte und billige Weiblein an ihnen gefunden, die alles zur bestimmten Stunde und sehr nett wieder abliefern, oft auch wohl bei Gelegenheit die Addressen hübscher Mädchen fallen lassen und Modenschneider und Modenfrisöre, Pomadenfabrikanten ꝛc. empfehlen. Ich hatte auf die Art wenigstens ein Dutzend Addressen gesammelt, die ich hinter dem Spiegel meinem Nachfolger zur Benutzung hinterließ, weil ich leider in drei Monaten nicht alles benutzen und genießen konnte.

Die Meisten, welche solche Hotels garnis halten, haben auch selbst Pferde und Wagen und außerdem Stallraum für Fremde, die etwa Pferde mitbringen, oder sich eine eigene Remise halten mögten. Der Reisende, der et-

wa nur vier Wochen hier zu bleiben gedenkt, oder unter einem stattlichen Karakter hier auftreten will und muß, thut vielleicht wohl, sich eine Equipage zu miethen, was man eine Remise nennt; wer aber längere Zeit und weniger Geld im Beutel und Adel auf dem Leibe und im Herzen hat, der kann auch ohnehin recht gut mit den Fiakern und seinen Füßen fertig werden. Man kann eine solche Remise, man mag sie nun immer brauchen, oder nicht, nicht unter einer Karolin täglich haben, und doch ist sie noch nichts weiter, als ein bloß etwas anständigeres Fuhrwerk, als der Fiaker.

Man lebt übrigens unglaublich frei und ungezwungen in diesen Häusern, wird froh und schnell bedient, ist von muntern und geselligen Menschen umgeben und kennt nichts von den Neckereien und Plackereien, wodurch die Italiäner einen oft außer dem Akkord noch zu hintergehen und zu quälen suchen. Höchstens giebt man außer der bedungnen Miethe dem Hausmeister monatlich einige Franken Trinkgeld und bei der Abreise, wo aber für ihn auch Manches zu besorgen vorkömmt, noch eine kleine silberne Erinnerung, wie es eigentlich allenthalben der Brauch ist. Der Franzose ist nicht niederträchtig und gierig; er bittet wohl oft, aber artig, und artig bedankt er sich auch für die kleinste Kleinigkeit; schlägt man ihm aber einmal etwas mit Grobheit ab, so kömmt er nicht leicht zum zweiten Male wieder.

Außer diesen ganz zum Logiren eingerichteten Häusern giebt es hier, wie in allen großen Städten, auch in Privathäusern einzelne Zimmer und Stockwerke monatweise für Fremde zu vermiethen. Wenn man aber nicht längere Zeit hier zu bleiben denkt, so thut man nicht wohl, sich darauf einzulassen, weil manches Unangenehme damit verknüpft ist. Selten sind die Wirthe an das freieste und ungezwungenste Leben und an die kleinen Unbequemlichkeiten, welche Fremde wohl verursachen, so recht gewöhnt,

wie diejenigen, welche täglich einen Schwarm um sich haben; der ganze Hausstand und die Bedienung ist auch nicht auf den Fuß gesetzt, alle Augenblicke bewegt zu werden und auf den Füßen zu seyn; das Größte aber, was man entbehrt, ist die öffentliche Geselligkeit und das Leben der vielen Fremden unter einander, wodurch manches einem Fremden Interessante, was die Sitten und die Vorfälle des Tages betrifft, verloren geht. Ich rathe also einem jeden, der Paris wirklich kennen lernen und angenehm wohnen will, einen, oder zwei Louisd'or monatlich nicht zu achten, und sich in der besten Gegend in einem eingerichteten Hause einzuquartieren.

Wenn man so für das Erste gesorgt hat, so ist es Zeit auf das Zweite zu denken, nemlich wie und wo man seine Mahlzeiten halten will. In der Regel ist es nicht, daß die Wirthe in den Hotels garnis einzelne ihrer Miethsleute speisen, oder daß in denselben zugleich ein besonderer Gastwirth, oder Restaurateur ist; doch finden sich einige Wirthe, die gar zu gern einen Theil ihrer Hausbewohner an den Tisch nehmen, um auf diese Art für sich selbst das freie Miteſſen zu haben; aber ich rathe einem jeden, sich darauf gar nicht einzulassen, noch auf das Andere, sein Essen sich holen zu lassen; denn gewinnt er auch an jeder Mahlzeit einen bis zwei Franken, so ist der Verlust doch weit größer, den er durch eine so unzeitige Sparsamkeit und Bequemlichkeit leidet. Wo die besten, die besuchtesten und elegantesten Speisehäuser sind, wo man gewöhnlich auch am meisten bezahlen muß, dahin gehe er essen, und erspare lieber an andern Artikeln der täglichen Ausgaben, um hier keinem nachstehen zu müssen. Diese besten Speisehäuser sind im Palais royal und einige wenige in der Nähe desselben, auch ein Paar bei den Thuilerien, z. B. Legacque, der mit den ersten im Palais royal an Eleganz und Frequenz seiner Gesellschaft, wie an der Höhe der Preise gleichen Schritt hielt.

Man kennt diese Speisewirthe unter dem Namen Restaurateur und Traiteur. Sie schränken sich meistens allein auf das Essen ein, und man käme zur ungewöhnlichen Stunde unrecht, wenn man ein Glas Wein oder ein Schälchen Kaffe forderte, ja bei manchen auch, wenn man ein Frühstück halten wollte; denn es giebt eigene Kaffés und Restaurateurs für die Frühstücksliebhaber, die nemlich ein Schälchen Kaffe, oder Chokolate, oder eine Portion Thee mit einem Schnittchen Brod und Butterbrod noch nicht für ein ordentliches Frühstück gelten lassen. Bei einem rechten Restaurateur findet man von zwölf Uhr Mittags bis zehn, eilf Uhr Abends immer mancherlei Essen bereit. Ein Zettel sagt, was zu haben ist und zu welchem Preise die Portion, man bestellt und erhält es in höchstens fünf Minuten warm und frisch. Indessen sind die Gäste zwischen zwölf und drei Uhr Nachmittags äußerst selten; zwischen drei und sechs Uhr ist die gröste Frequenz und diese Stunden muß man also mithalten, wenn man wahres Vergnügen und Vortheil von der Gesellschaft haben will. Zwischen sechs und neun Uhr Abends passirt selten etwas und gegen neun servirt man nur für wenige Gäste, weil wenige eigentlich zu Abend essen. Selten bewohnt so ein Restaurateur ein ganzes Haus, sondern gewöhnlich nur einen Stock, wo eine gute Küche und mehrere in einander fortlaufende Zimmer mit hübschen Möbeln, Spiegeln und Vorhängen dazu eingerichtet sind. Tische, Stühle, Deckzeug, kurz alles ist auf das netteste gewartet und gehalten. Man bedenke allein, was so ein Restaurateur, der in fünf, sechs Zimmern seine Tische gedeckt hat, täglich den Wäscherinnen bezahlen muß; denn jedes Mal wird neues Tischzeug aufgelegt. Man bedenke, was ihm die Köche und Köchinnen, die Aufseher, Aufwärter und Marköre kosten, um wie vieles er bei der besten Aufsicht von seinen Leuten betrogen werden kann; welche eine Miethe er bezahlen muß, wenn er an einem menschenwimmelnden Ort sein

Gewerbe aufgeschlagen hat: man bedenke dies und man wird die Preise, die ich angeben werde, noch ganz mäßig finden. Bei dem ersten Restaurateur im Palais-royal konnte man für vier bis sechs Franken, also für den Preis von einem Reichsthaler bis zu einem Reichsthaler zwölf Groschen eine recht muntere und reichliche Mahlzeit halten, eine halbe Bouteille Wein und Früchte mit eingeschlossen. Wenn man bedenkt, daß man recht hungrig ist, wenn man vor vier Uhr seit dem Sprung aus dem Bette etwa nur ein leichtes Frühstück genossen; wenn man bedenkt, daß der Magen, der für zwei Mahlzeiten nur Eine hält, zu dieser Einen reichlichen Vorrath haben will, so wird man diesen Preis in Paris nicht übertrieben finden, da man in den besten Gasthäusern in Städten, wie Leipzig und Frankfurt sind, kaum wohlfeiler zu Mittag essen kann.

Es sind in Frankreich und auch in Paris mehrere Kocharten im Gange, von denen die eine mehr Beifall findet, als die andre. Das muß man ihnen aber lassen, daß fast keine zu verachten ist. Bey uns Teutschen sind die französischen Köche berühmt und verrufen, daß sie alles in dünne Suppen und zerfließende Speisen zu verwandeln und aus Etwas Nichts und aus Nichts Etwas zu machen wissen. Aber mit dem Rufe steht es grade so, wie mit manchem andern alten Urtheile über die Franzosen und über französische Dinge; er ist nur halb wahr. Wo ich auch in Frankreich gewesen bin, so muß ich doch gestehen, daß man allenthalben die Speisen fester und markiger bereitet, als ich sie im Mittelteutschlande, in Sachsen, Thüringen und Franken, gewöhnlich gefunden habe. Die derbste und zugleich die leckerste Kochkunst ist indessen die sogenannte provenzalische, die viel von der italiänischen hat und von der schwedischen, die mit Recht im nördlichen Teutschlande gepriesen ist. Aber allenthalben, wo man für das Geld, was man giebt, gutes Essen erwarten kann,

sind die Speisen schmackhaft und nahrhaft bereitet. Der gewöhnliche Wein, den man in Paris trinkt, ist Burgunder von Volney und Beaune, der sehr gut ist, die Bouteille zu einem und anderthalb Franken, oder zu sechs bis acht Groschen. Viel theurer und schlechter sind die Weine von Bordeaux, worunter man den Cahors, Medoc und Pontac versteht, die man bei uns in Nordteutschland viel besser und wohlfeiler trinkt, als in Paris. Man trinkt hier aber nie Wein, um Wein zu trinken, sondern wie man bei uns Bier und Wasser während der Tafel trinkt, als Aufguß der häkteren Speisen; die meisten mischen ihn noch mit Wasser, obgleich das anfangs der teutschen Kehle nicht recht ein will.

Bei den vorzüglicheren Restaurateurs findet man zu den gewöhnlichen Stunden immer muntere und feine Gesellschaft. Wo man auch seine Stelle nehmen mag, man hat sogleich eine muntere und ungezwungene Unterhaltung, die immer in den Schranken der Artigkeit und Anständigkeit bleibt und es nie vergißt, daß, wo gesittete Menschen sind, die Sitte walten muß, und daß ein Ort, wo jeder für sein Geld lebt, kein Recht giebt, pöbelhaft und unhöflich zu seyn. Das Einzige, was meistens fehlt, sind Frauenzimmer, die man nur selten sieht, ein Artikel, den freilich nichts anderes leicht ersetzen mag. Sonst kann ich für meinen Theil, und wahrscheinlich jeder Fremde mit mir, die Aufmerksamkeit und Aufopferung der Franzosen nie genug rühmen. Man braucht nur ein Fremder zu seyn, um selbst hier mancher Auszeichnungen und Zuvorkommungen von den Einheimischen zu genießen. Hier kann man die Kunst der Geselligkeit und der leichten Unterhaltung lernen, hier kann man erfahren, was es ist, von allen Dingen unter der Sonne fröhlich und leicht, und doch nicht leidenschaftlich und wüthend zu sprechen, weil nichts so sehr einer allgemeinen Frohherzigkeit schadet. Alle politischen Dinge, manche Tagesgeschichten, manche Anekdoten

der Freudenmädchen und Schauspieler werden hier gesichtet; aber selten wird man etwas hören, woraus mit Recht eine Beschwerde und Anklage zu machen wäre.

Es giebt auch unter diesen Speisewirthen manche Stufen, und von Vaudilliers und den drei provenzalischen Brüdern bis zu denen in der Jakobsstraße und an den Boulevards der St. Antonsvorstadt ist ein himmelweiter Sprung. Wer aber das Wörtlein Restaurateur über seine Thüre geschrieben hat, der muß mir auch zu jeder nachmittäglichen Stunde, wo ich eintrete, Essen machen. Ich habe bei meinen Promenaden in der Stadt, und auch des Spionirens halber, bei allen Klassen hier die Probe gemacht und oft königlichen Spaß gehabt. Man komme in so ein Häuschen, wo der Besitzer der Koch, der Markör und der Kellermeister ist, und fordre, was man wolle, er verspricht und hat alles; man muß sich aber nicht ereifern, wenn man von manchem Versprochenen nur etwas Aehnliches, z. B. für eine Wachtel ein Viertel einer Taube, für grüne Erbsen grüne Bohnen, bekömmt, oder wenn er für das Ganze nur Fragmente liefert; man muß sich auch nicht wundern, wenn die Rechnung endlich eben so hoch steigt, als im Palais royal, denn die seltenen Kunden müssen eben dafür bezahlen, daß sie so selten sind. Bei dieser kleineren Gattung ist alles mehr beisammen; da kann man auch sogleich seinen Kaffe trinken, sein Glas Likör und Limonade fodern, sein Damen- und Schachspiel spielen.

Eine etwas andere Art, als die Restaurateurs, sind die Traiteurs, obgleich jede elende Garküche, wo man Kalbsnasen und Knackwürste brät, seinen ersten Titel Restaurateur überschreibt; denn der volle Titel der Kleineren, z. B. linker Hand auf den elisäischen Feldern, lautet doch immer: Restaurateur, Traiteur, fait des fêtes et des noces. Ein solcher Traiteur bereitet auch wohl für einen und für mehrere flugs eine Mahlzeit, wenn sie bestellt wird,

aber doch ist er nicht so schnell dazu gerüstet, als ein ächter Restaurateur, der sich mit seinem Einen Titel, und mit den Geschäften, die dieser Titel besagt, begnüget. Sein Gewerbe schränkt sich auf eine stehende Mittags- und Abendtafel, mit bestimmten Gerichten und bestimmten Preisen ein. Gewöhnlich hat er seine feste Gesellschaft, die zu einer gewissen Stunde kömmt, und dann alles bereit findet, doch ist auch wohl für einige Fremde Platz. Weil er sicher auf seine Leute und Einnahme rechnen kann, weil er nicht zu jeder Stunde die Tische gedeckt, und die Speisen bereit halten muß, weil er also nicht so viele Bedienung, so viel Holz und Wäsche gebraucht, und von seinem eingekauften Vorrathe selten etwas verloren geht, so kann er viel wohlfeiler seyn, als die Restaurateurs. Diese Traiteurs bieten ihre Mittagstische mit drei Essen, Früchten zum Desert, und einer halben Bouteille Wein zu anderthalb bis zwei Franken in Menge aus. Ich erstaunte über den Unterschied des Preises mit den Restaurateurs, und glaubte, es müsse alles recht schlecht, schmutzig und gemein seyn; aber die Erfahrung belehrte mich anders, als ich einige dieser Traiteurs besuchte. Ich fand die Zimmer, das Gedeck und die Geräthe reinlich und sauber, die Essen reichlich und schmackhaft, den Wein mittelmäßig und zum Vermischen mit Wasser gut genug, und die Gesellschaft ganz anständig. Für einen Fremden aber haben diese festen Wirthstafeln das Nachtheilige, daß er der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Gesellschaft entbehrt, warum es ihm doch am meisten zu thun seyn muß; und also muß er auch die Tische der Restaurateurs vorziehen, die einmal und zweimal so theuer sind.

Die endlich für die ärmste Klasse und für den eigentlichen Pöbel kochen und braten, die Garküchen und Popinen, sind gleichfalls in Menge, wo man sich für sechs bis zwölfs Sols satt machen und noch wohl einen Schluck Wein obendrein nehmen kann. Der stehenden Buden auf

den Märkten der Fischweiber und Trödler aller Art habe ich oben schon erwähnt, und gesagt, wie man sich dort sein Mittagsessen dampfend vom Feuer holen kann. Die Pariser Polizei ist aber so gut, oder vielmehr der Sinn des Volks für Wohlanständigkeit so groß, daß diese schmierigen und stinkenden Fleisch- und Bratenbuden sich nicht an den schöneren Straßen und auf den besseren Plätzen der Stadt zeigen, sondern das Inkognito enger Gassen und häßlicher Plätze beobachten, wo auch diejenigen gewöhnlich zu finden sind, für welche sie das Feuer anzünden.

Außer allen diesen, welche ganz öffentlich für die eiserne Herrschaft der Bäuche sorgen, giebt es noch viele, die Pensionen halten. Da sind Pensionen, die Jünglinge und Mädchen aufnehmen und sich weiter zu nichts verbindlich machen, als ihnen Logis und Essen und Trinken zu einem mäßigen Preise zu liefern; da sind Pensionsanstalten für Fremde, deren Gelegenheit von zehn bis fünf und zwanzig Personen steigt. Sie geloben alle mögliche Gefälligkeiten und Bequemlichkeiten, einen angenehmen Umgang, schönes Logis, gutes Essen und Anleitung, die Umgangssprache binnen kurzer Zeit zu lernen, wenn man deren noch nicht ganz mächtig seyn sollte. Auch diese Pensionen haben ihr Lokale meistens in der schönsten und lebendigsten Gegend von Paris gewählt. Täglich kann man ferner in den Affichen lesen, daß diese und jene Familie, dieser und jener einzelne Mann und einzelne Frau einen, zwei, drei Kostgänger, die allenfalls auch bei ihnen wohnen können, auf billige Bedingungen wünschen. Demjenigen, welcher der Sprache noch wenig mächtig ist, müssen diese Gelegenheiten oft sehr erwünscht kommen. Ich wüßte nicht, wie man es besser anfangen wollte, um bald sprechen zu lernen. Die gute Laune und Gesprächigkeit der Franzosen, und noch mehr der Französinnen ist bewundernswürdig, und ihre Geduld, zuzuhören, und mit Liebens-

benswürdigkeit Fehler und Verstoße zu verbessern, unermüdlich. Es kömmt bei diesen Anträgen und Anfragen nur immer darauf an, welchen Menschen man grade in die Hände fällt.

Für den Magen also ist in Paris gut genug gesorgt, wenn nur der Beutel gut versehen ist; eine andre Frage ist, wie es mit dem Getränk steht? Wenn der Teutsche vom Getränk spricht, so meint er solches, durch welches er allenfalls mal auf dem Platz liegen bleiben kann; vom Wasser und von allem, was wie Wasser, bloß den Durst löscht, oder der gesellschaftlichen Langenweile zu steuren, aus Tassen geschlürft wird, kann hier also nicht die Rede seyn, um so weniger, da von den Kaffehäusern weitläuftig genug gehandelt ist, und von den Wasserträgern unten gehandelt werden wird.

Vor allen Dingen erwartet man nun wohl etwas von Weinhäusern, Weinkellern ꝛc. zu hören — denn wie wäre es möglich, daß es dergleichen nicht gäbe in der ersten Stadt des Landes, wo der beste europäische Wein wächst? — aber ich muß leider zum voraus ankündigen, daß dieser Artikel sehr kahl ausfallen wird. Die Dinge, mit denen man von Jugend auf bekannt ist und umgeht, verlieren viel von dem Reitze und von der Gefahr des Reitzes, den sie sonst haben würden; dies ist eine Erfahrung, die so alt ist, als die Welt. Wie selten werden aus Kindern beides Geschlechts, die von Kind auf in Einer Familie gelebt haben, Verliebte! Wie selten gilt ein Prophet in seinem Vaterlande etwas! Der Italiäner und Franzose trinkt seinen Rebensaft als etwas alltägliches, und mischt gewöhnlich Wasser darunter; selten ist er lüstern nach seltenen und alten Weinen, und trinkt höchstens ein Paar Gläser eines edleren Saftes, ohne lange daran zu nippen. Wie selten sieht man in diesen Ländern auch einen Trunkenbold, der sich recht hinsetzt, um zu trinken! Nur in den Seestädten ist es anders durch die Gewohnheit, viel mit

Fremden umzugehen, und durch die vielen Ausländer und Nordländer, die sich dort auch häufig niederlassen. Aber doch ist dies kein Schatten von dem teutschen, polnischen und schwedischen Leben. Je näher gegen den Norden, desto mehr Trunkenbolde und eigentliche Säufer. Zu uns kömmt der Wein, wie eine süße Gabe der Götter, ferne her auf Schiffen; unser zehrenderes Klima bedarf zuweilen eines feurigern Aufgusses auf die in der Kälte und den Nebeln erstarrenden und erschlaffenden Leiber; unser Gemüth selbst ist mehr wechselnd und unserm Klima gleich, daher stürmen und lärmen wir oft so bei unsern Freuden und Vergnügungen, wenn der Franzose bei seiner Weinflasche nicht frohherziger und lauter ist, als bei seiner Suppe und seinem Wasserglase. Daß sich mehrere Leute zu Sechsen und Zwölfen zusammenthun und hingehen, um zu probiren, wer bei'm Zechen auf dem Platze bleibt, das scheint ihnen eben so abscheulich, als lächerlich, und von diesen alten Sitten, die immer mehr auch bei uns veralten, heißen wir Teutsche immer noch Säufer bei den Leuten hinter den Bergen. Bei uns hält man auch, weil man den Traubensaft aller Art mehr schätzt, mehr auf ordentliche Häuser, wo er von allen Arten zu haben ist, und läßt sich bei einer fröhlichen Zeche ein Paar Thaler nicht reuen. Aber in Paris sind diese löblichen Anstalten gar sehr im Verfall. Die meisten Eingebohrnen halten nicht viel auf treffliche und ausgesuchte Weine, oder haben höchstens einige Sorten still bei sich im Hause, wovon sie zuweilen ein Gläschen sich und ihren Gästen zum Besten geben, mehr des Aufwandes, als der Trinklust wegen; daß sie aber nach guten Weinen ordentlich gehen sollten, um sich einmal bene zu thun, wäre fast unerhört; eher wird der Franzose jeder ersten glatten Dirne, jedem Gaukler nachlaufen, und die besten Weine stehen lassen, auch wenn sie ihm umsonst eingeschenkt würden. Man sollte denken, für die vielen Fremden, die Teutschen, Engländer,

Polen ꝛc. seien Trinkhäuser angelegt; aber auch das ist nicht der Fall. Die rechten Säufer der nördlichen Nationen sind gewöhnlich die schlechtesten Reiser; überdem sind es meistens die höheren und reicheren Klassen, welche ihre Söhne ausschicken, die auch nicht füglich ins Weinhaus gehen könnten, zu geschweigen, daß es meistens Jugend ist, die zum ächten Trinken wegen anderer An- und Abziehungen noch nicht Sitzfleisch genug hat. Man findet hier freilich in mehreren Buden, wo Frühstück ausgeboten wird, auch mancherlei Weine, aber diese sind meistens schlecht, weil so wenig Absatz ist; und es ist überdies nicht Mode, bloß zum Wein sich hinzulagern, sondern man nimmt höchstens einige Hiebe zur Zugift der Speisen. Nur in Kellern findet man die schlechtesten Arten für den schlechtesten Pöbel, und in den Spielschlupfwinkeln wird auch der Trunk mehr ernsthaft und systematisch behandelt, weil man vielleicht seine wohlthätigen Wirkungen dort kennen gelernt hat. Der eine trinkt sich Muth, oder ihm wird Muth zugetrunken, um anzufangen, der andre sucht in diesem Nepenthes eine galgenfristende Vergessenheit seines Verlustes und seiner Verzweiflung. Daß nicht mancher Teutsche und andre Fremdlins in ein solches angebliches Weinhaus geführt sei und noch geführt wird, um ihm durch den Trank den Verstand, und dann durch Würfel und Karten sein Geld zu stehlen, will ich nicht läugnen. Ich habe in diesen Löchern grade die Gauner und Komplotisten am schärfsten trinken sehen, um den andern armen Tölpeln gleichen Muth zu machen. Da waren nicht bloß Weine, sondern die derberen Mittel mancher Liköre, und die melancholischen Kinder Englands, Punsch und Rüm und Rack. Doch dies Saufen ist eben so wenig französisch, als die Niederträchtigkeit, womit hier geraubt wird.

Einen ansehnlichern Platz, als die Weinhändler und Weinschenken, nehmen die sogenannten Limonadiers ein,

Leute, die freilich von Limonade den Namen haben, aber unter diesem Namen gar mancherlei Artikel zusammenfassen, die ein tägliches Bedürfniß des Pariſers und des Franzoſen ſind. Die beſſern Kaffehäuſer haben auch manche ihrer Sachen, z. B. Limonade, Punſch, Liköre, aber doch fehlt wieder Manches, und wer ein Liebhaber kleiner Leckereien und Stärkungen und Erfriſchungen iſt, geht wegen der größern Mannigfaltigkeit und Auswahl lieber zu einem rechten Limonadier. Sie ſind auch im Beſitz aller Arten Gefrornes, bereiten manche feinere und giftigere Geiſte und Liköre, erfinden durch Umtaufung und Umfärbung neue Getränke, verfeinern manche beliebte Waſſer noch mehr, kurz, wer das Ding nur bei dem rechten Ende anzufaſſen weiß, der verdirbt in Paris mit keinem Gewerbe ſo leicht. Was der Limonadier bereitet und verkünſtelt, liebt der Franzoſe auch weit mehr, als den reinen und einfachen Saft der Traube. Bei dem Nordländer zechen die Männer, und die Weiber trinken kaum; aber mit dem Süden wird es anders. Schon in Wien iſt die Mode allgemein, daß nach dem nachmittäglichen Kaffe auch dem jüngſten Mädchen ein Gläschen Likör gereicht wird; ſo geht es in Italien fort, und in Frankreich wird ſogleich zu jeder Taſſe ein Gläschen geſtellt, und gleich nach vollendetem Kaffe vollgeſchenkt, und die feinſte und jüngſte Dame erröthet nicht, ihr Schnäpschen wegzuſchicken. Man kann hier auch ſagen: Läublich, ſittlich. Manche Limonadiers haben ein Billard bei ihrem Gewerbe, auch wohl eine Spielbude für Hazardſpieler; aber auch bei dem ehrlichſten Verkehr werden ſie reiche Leute.

Endlich noch von den Bierhäuſern. Ich hatte wegen des Reichthums und der Wohlfeilheit der Weine davon in Frankreich nichts erwartet. In Italien kannte man es an manchen Orten nicht viel beſſer, als etwa die Römer zu Tacitus Zeit es von den Teutſchen gelernt hatten; doch war in Florenz ſchon ein Haus mit der Ueberſchrift, daß

dort Weitzenbier nach teutscher Art gebraut und geschenkt werde. In Südfrankreich aber fand ich herrliches Bier und viele Bierlustige Trinker, wie in Nizza und in Lyon. In Paris indessen, dachte ich, würde es etwas zu Gemeines seyn; als daß ein rechtlicher Mann es sich merken lassen dürft, daß er es die Kehle hinabbringen könne; aber auch hier fand ich das Bier in hohen Ehren. Freilich einige Kaffehäuser sind noch zu aristokratisch und hochnasig, als daß sie dem Biere zu sich den Zutritt gestatten sollten; aber die meisten Kaffehäuser schenken doch zugleich Bier, und nachmittäglich und abendlich wird es sehr viel getrunken. Das Bier ist so in Ehren, daß man es in den besten Kaffehäusern und bei den ersten Restaurateurs im Palais royal während der Mahlzeit trinkt, und niemand sich darüber wundert, da doch in einer guten Stadt Teutschlands jeder den Hals lang machen würde, wenn jemand an einer Gasttafel sich für Wein Bier geben ließe. Es wird aus Weitzen gebraut, ist meistens gut, nur nicht alt genug, und kostet die Bouteille zwei bis drei Groschen. Wenn man in Kaffehäusern eine Bouteille fodert, so wird sogleich ein Körbchen mit Kuchen und Weißbrod dazu hingesetzt, wovon man dazu beißt, und nachher mit der Zeche zusammen liquidirt. So hält Mancher seine Mittagstafel in einem Kaffehause, dessen frohem Gesichte und nettem Rocke man es nicht ansieht, daß das Glück ihn zum Schmachtriemen verdammt hat. Was man aber im Vaterlande, wo gutes und starkes Bier getrunken wird, so viel und häufig sieht, nemlich die dicken Bäuche und Mondscheinsangesichter des Gerstensaftes, ist hier was Seltenes, selbst in den schlechten Löchern und Kneipen, die man eigentlich Bierstuben nennen kann. In jeder Bierstadt Teutschlands finden sich einige Prahler, die sich vermessen und allenfalls durch eine Probe erhärten, daß sie in Einem Nachmittage 30 bis 40 Maaß Bier wegstechen können, aber von solcher Prahlerei hält der Franzose nicht viel, noch von dem Phleg-

na, das sich bei der Tonne und dem Kruge fest machen läßt. — In diesen Häusern, wo man Bier schenkt, kann man auch Cyder bekommen, welches aber wenige Liebhaber findet, obgleich der alte Cyder dem englischen in Nichts nachstehen soll. Es muß dem französischen Magen doch ein zu schlaffes Getränk seyn. Den besten und meisten Cyder bekömmt man aus der Normandie, und auch der schlechteste wird für solchen verkauft. Die Brüder der Engländer, die Normannen, haben in ihren Sitten, wie in ihrer Lebensweise, ihrem Ackerbaue und Klima, manches mit diesen gemein. Im Ackerbau, in Weiden, Viehzucht, Obst, trefflichen Pferden, den besten in ganz Frankreich, wetteifert sie mit ihnen, so wie sie eben so arm an Reben sind, die der Cyder ersetzen muß.

Weil, wenn man sich recht satt gegessen und getrunken hat, man sich gern nach einer etwas bequemeren Equipage umsieht, als nach der natürlichen seiner zwei Füße, so hänkt es mich nicht ganz ungereimt, hier Einiges von dem Pariser Fuhrwerk anzuhängen, welches die dicken Bäuche und Wackelköpfe des Weins sanft und schnell von einem Orte zum andern bringt. Von dem Glanze der eignen Equipagen, der Renner und Reitpferde läßt sich jetzt so viel nicht sagen, als wohl vor zehn Jahren, weil die meisten Reichen doch so klug, oder so furchtsam sind, das Licht, das sie am Fett des Landes angezündet, unter dem Scheffel zu halten. Dies wäre auch kein rechtes Pariser Fuhrwerk, so wenig als die Remisen, die sich manche Fremde und Beamte halten. Das rechte Fuhrwerk ist das gemeine, worauf jeder ein Recht hat, der es bezahlen kann, und dieses gemeine und gewöhnliche Fuhrwerk sind die Fiacker. Einige Demokraten in Paris gingen stark darauf aus, in den Straßen alles zu Fußgängern zu machen, und höchstens den schneckengängigen Aristokratismus der Sänften zu dulden, aber es ist doch noch zu keinem Gesetze gekommen, daß kein Pferdefuß sich auf Kosten der

Fußgänger im Kothe lustig machen soll. Vormals war es freilich schlimm, wo der Stolz und Uebermuth der Großen, einander nicht den Schritt, selbst der Pferdehufen nicht, zu lassen, manchem armen Fußpöbel ins Gedränge, und oft zum Zerquetschen ins Gedränge und unter die schnellen Räder brachte, aber von solchen Vorfällen hört man jetzt nichts mehr. Man sollte also, da nur die Röcke und Strümpfe, und nicht mehr die Leiber und Beine bedroht werden, nicht so unduldend gegen diejenigen seyn, welche fahren können. Fiaker also sind das gemeine und gemeinste Fuhrwerk, und haben hier auch ihr ursprüngliches Vaterland, wie man behauptet. Sie sind indessen für jedermann ein anständiges Ding, und sind es in den neuesten Zeiten noch mehr geworden, da manche Gesetzgeber mit der Maske der populären und patriotischen Armuth in einem solchen Fiaker über die herrliche Revolutionsbrücke rollen, und von der Wache sich präsentiren lassen, die nach einer Stunde vielleicht dieselben Wagen besteigt.

Von der Zahl dieser Miethkutscher kann ich nichts besseres sagen; als daß sie sehr groß ist, weil ich genau und rund sie nie habe erfahren können. Die Kutschen sind meistens gut und bequem, die Pferde schlecht, aber doch schnell zu laufen gewöhnt, und was braucht man mehr? Die meisten Kutschen sind viersitzig, doch giebt es auch sechs- und achtsitzige, die mehr den Dienst der Zeiselwagen in Süddeutschland thun, und mit größeren Ladungen hin und her nach Versailles, St. Germain, St. Cloud, und andern Orten des öffentlichen Vergnügens fahren. Diese Fiaker stehen nur im Glanze, keinesweges in Bequemlichkeit und Schnelligkeit, den eigenen Equipagen nach, und man kann jetzt mit einem solchen Gespann vor des vornehmsten Mannes Thüre rollen, ohne daß es sein Befremden erregt. Man kann von den Lenkern dieser Zweigespanne sagen, daß sie sind, wie alle Fuhrleute und Fährleute, welchselsweise kriechend und geschmeidig und derb

und grob; doch haben sie ein Point d'Honneur, dasjenige zu leisten, was sie versprochen haben, und im Stolze auf dieses Worthalten sagte mir einmal einer: „Mein Herr, bedingen Sie nicht so viel mit mir; wenn ich Ihnen verspreche, Sie zum Hause des Teufels zu fahren, so werde ich Sie dahin fahren.“ So eine gewöhnliche Fahrt in der Stadt braucht man nicht zu bedingen, man bezahlt 30, zuweilen 40 Sols, es mag eine halbe Meile oder 500 Schritt weit seyn. Größere Touren in und außer der Stadt thut man wohl, genau zu bedingen, wenn man nachher nicht von unbilliger Willkühr abhängen will. Man hat keinen Schaden davon, zugleich mit demselben Fiaker auch die Rückreise zu verdingen, wenn man nicht über drei, vier Stunden an einem Orte bleibt. Es kann sich treffen, daß für eine Menge Menschen, die von demselben Orte nach Paris zurück wollen, nur wenige Fiaker übrig bleiben. Sie merken bald, wie es steht, und steigern und steigern, so daß man endlich, wenn man nicht zu Fuße gehen will und kann, oft das Doppelte geben muß von dem, was man gewöhnlich zahlt. Doch muß ich im Ganzen die Ehrlichkeit und Billigkeit der Pariser Fiaker rühmen.

Auch die Sänften machen einen Theil des Pariser Fuhrwerks aus. Wer aber eine lange Tour zu machen hat, und irgend das Fahren ertragen kann, befindet sich bei diesen langsamen auf vier Menschenschultern bewegten Kasten sehr übel. Man findet diese Maschinen selten bei Tage und in den lebhafteren Gassen, weil der Transport dort wegen des Menschengewimmels und der Pferdefuhrwerke noch langsamer gehen würde. Die engeren und stilleren Gassen, die großen Plätze, die Abende sind der Raum und die Zeit, worin sich diese Schnekkenbewegerinnen von beiden umtummeln. In diesen soll manches getragen werden, besonders in abendlicher Zeit, was nachher sehr behend und beweglich wird, wann es aus dem unbe-

hüflichen Kasten gekrochen ist; deswegen nennt der Pariser Witz die Sänften auch Liebesposten. Es ist doch traurig, daß die schnelle und geflügelte Liebe, die es dem Blitz und Sonnenstrahl an Geschwindigkeit gleich thut, sich einer so langsam fahrenden Post bedienen muß.

Vom kleinen Volke.

Man hat durch den Lauf der Revolution in manchen Ländern sich von dem kleinen Volke in Paris ein so häßliches Bild gemacht, und trägt dies blutige Bild zum Theil noch so frisch in seinem Herzen herum, daß es sich wohl der Mühe und Menschlichkeit verlohnt, diesem kleinen Volke von Paris hier gleich zum Anfange eine kleine Schutzrede zu halten. In der Regel sind den meisten Menschen kleines Volk und Pöbel gleich bedeutende Worte. Pöbel nennt man nun einmal alles, was keinen festen Besitz und keine Stimme in der politischen Gesellschaft hat, was heute noch nicht weiß, ob Zufall und Krankheit morgen nicht vielleicht den Hunger zu seinem Gesellen machen wird; kurz alles, was von der Industrie des Tages lebt, nicht viel für den andern Morgen sorgen muß und die größern Begebenheiten der Welt nicht machen, höchstens mit seiner Haut bezahlen und ein wenig darüber glossiren und lachen kann. Indessen, mit der Erlaubniß mancher hoher Häupter sei es gesagt, unter diesem sogenannten Pöbel beschämen Viele durch Thaten und Gesinnungen die, so hoch über ihnen stehen, und manche Männer, die mit an den Donnerkeilen der Herrschaft und Macht schmieden und sie halten und schleudern helfen. Manche infulirte, bestirute und bewappente Männer gehören eigentlicher zum Pöbel. Obgleich die Meinung unsers Zeitalters was arm und elend und klein ist, auch für schlecht und immer zu Ausbrüchen des Lasters und Aufruhrs geneigt hält, ob gleich eine alte durch die Geschichte aller Zeiten und Völker lau-

fende Lehre warnt, nicht das Regiment und die Lenkung der Dinge in die Hände der Kleinsten und Aermsten kommen zu lassen, wenn man nicht Verwirrung und Blutvergießen erleben will, so beweist dies doch nicht allein gegen den Pöbel, sondern gegen die Menschen überhaupt. Die Kleinen und Armen sind es immer gewesen und werden es immer seyn, welche die Arme zum Todtschlagen und Empören in Kriegen und Aufruhren hergeben müssen, weil sie bei weitem die größere Menschenzahl in jedem Volke sind. Sie erfechten so gut die opferreichsten Siege für ihr Vaterland, machen so gut Ströme schiffbar, Länder urbar, Häfen und Städte sicher, als sie die Fackel des Brandes und Mordes und der Bürgerzwietracht an das Herz des armen Vaterlandes halten. Sie sind der Gährende und brennbare Stoff, der seinen Geist und sein Feuer aus fremden Händen empfängt und unaufhaltsam und zerstörend aufkocht und auflodert, wenn diese einmal in sie hineingeworfen sind. Die guten und die bösen Geister stehen und lauern von ferne hinter ihren Wolken und sehen das schöne, oder blutige Werk in den Händen dieser Arbeiter, die selten mehr Schuld haben, als der Wahnwitzige, der es nicht durch eigne Verbrechen und Ausschweifungen ward. Man kennt schon mehrere der höllischen Revolutionsgeister, die in den blutigen Jahren 1792 und 1793 in Paris spielten, man wird vielleicht noch mehrere aus dem Dunkel herausziehen, wann in dem Laufe der Jahre die Zunge ihr angebohrnes Recht wieder bekömmt, was sie in den ersten Stürmen nie hat. Aber es war nicht bloß der Pöbel und das kleine Volk von Paris, das sich von diesen blutigen Dämonen verführen und schrecken ließ. Aus allen Klassen mischten sich Menschen in diesen unreinen Strom, der bald mit Leichen blutig floß; aus allen Klassen erlaubten Menschen, die mit dem Kopfe und den Armen steuern helfen konnten und sollten, aus einer unbegreiflichen Sorglosigkeit und Feigheit einer Rotte von Bö-

sewichtern, ungestraft ihr entsetzliches Henkeramt fortzusetzen. Man weiß die Auftritte zu Versailles und in Paris, wobei die Fischweiber und ihr Anhang eine so große Rolle spielten, man weiß die Septembernächte und den zehnten August, ewig denkwürdige Tage der Anarchie und der Volkswuth. Aber war denn bei diesen Begebenheiten der Pariser Pöbel der einzige Handelnde? Traten nicht die Truppen, ja selbst die Garden des Königs zum Theil mit hinzu? Eiferten nicht wohlhabende und angesehene Bürger mit um die Ehre, für die Freiheit und Konstitution, wovon man noch solche hohe Hoffnungen nährte, selbst in diesem unedlen Kampfe ihr Blut zu vergießen? Rief nicht die antikönigliche Parthei, oder vielmehr einige schwarze Teufel dieser Parthei, die Föderirten aus dem Süden Frankreichs herbei, die Marseiller und Avignones Bluthunde? und jagten diese nicht alle rechtliche und wohlmeinende Bürger sogleich von dem Schauplatze, die sich feige entwaffnen ließen, um ihre Köpfe dieser blutigen Rotte und ihren Guillotinen Preis zu geben, da sie durch vereinte Kraft sie gleich anfangs hätten erdrücken sollen? Zu diesen blutgierigen Bestien und zu denen, die Paris schon hatte, gesellte sich nun alles Böse und Schlechte aus dem weiten Reiche und aus der großen Volksmenge von Paris, wo neben der größten Bildung auch die größte Verderbniß herrschte. Diesen schändlichen Auskehricht der Nation gewöhnte man sich von nun an in und außer Frankreich den Pariser Pöbel zu nennen, doch nur halblaut, denn diese hatten ja die Macht und kündigten sich täglich mit der Posaunenstimme des Lebens und des Todes als das souveräne Volk von Frankreich an, auf welchem alle Herrlichkeit der Nation, und alles Glück der Welt ruhe. Die Schmach der Schandthaten und des bösen Gerüchts dieser Zeit, das ganz Paris trifft, sollte man also nicht auf das kleine Volk allein werfen. Die meisten seiner Klasse litten und zitterten dabei eben nicht weniger,

als die andern reichen und guten Bürger, und man sollte also nicht Einem beilegen, was alle litten und sündigten. Mancher ehrliche und fromme Mann — es ist doch gut, daß es noch solche stille und fromme Menschen giebt — in meinem Vaterlande und in andern Ländern stellt sich noch so manches vor und meint so manches, was doch nicht gerade so ist. Er meint, die Nation müsse auf ihren Gesichtern und in Mienen und Gebehrden das Blut und die Wuth mit starken Malen gezeichnet tragen, welche die gebildetste und aufgeklärteste Nation Europens einige Jahre geschändet haben. Er meint, täglich und stündlich müsse man hier einem Kopfabschneider, dort einem Blutsäufer und Herzenausreißer, hier einem Henker der Septembernächte, dort einem Priester der republikanischen Hochzeiten begegnen; aber er meint nur so im frommen Sinne, weil er das menschliche Schicksal nicht kennt, noch kennen will. In seine meisten Vergehungen und Verbrechen wird zur Ehre der Menschheit und zugleich zur Beurkundung ihrer Schwäche der Mensch durch die unbegreifliche Ate hineingerissen, von welcher die weisen Alten vieles zu sagen wußten, die aber nach ihrem schönen Zeitalter der Dichtung und menschlichen Entzifferung des großen Schicksals vergessen ist. Wir sind alle fehlerhaft und sündlich, aber gottlob! bei den meisten von uns ist es ein Fieberwahn, ein Rausch, der uns unvermeidlich und unentfliehbar zu ziehen scheint. Wir sind doch mehr Thoren und Wahnsinnige, als Bösewichter und Schurken, die planmäßig und absichtlich das Böse einfädeln und weben. Man weiß, wie alles aus dem Menschen zu machen ist; wie er sich zu allem gewöhnen kann, wie er, ich mögte es behaupten, zuletzt einen Menschenkopf, wie einen Mohnkopf, abhauen kann, ohne eben etwas Schlimmes dabei zu denken. Nicht alle sind schuldig, die schlimme Dinge thun; wer sich bewußt ist, daß sie schlimm sind, und sie doch thut, nur der ist ein Bösewicht und nur dessen Zunge muß das Böse,

womit er täglich Umgang pflegt, zeichnen. Man sieht es wahrlich den jetzigen Parisern, weder den ordentlichen Bürgern, noch den haus- und geldlosen nicht an, daß vor einigen Jahren auf allen Plätzen und Gassen Blut geflossen ist, daß mancher von ihnen vielleicht das Blut mit vergießen geholfen hat. Alles ist wieder in dem gewöhnlichen Tritt, wenn man einzelne Brauseköpfe und Bösewichter ausnimmt, alles ist wieder eben so leichtsinnig, oft eben so albern und spielend mit großen und kleinen Dingen, als es nur je vorher gewesen ist; alles jagt wieder nach seinem Stückchen Brod, und wann es dieses erjagt hat, nach einem kleinen Vergnügen auch für sein Bedürfniß. Denn wie könnte ein Pariser ohne seine tägliche Unterhaltung leben? Die Revolution hat vielleicht mehr Stille und Glanzlosigkeit in Paris gebracht, aber wahrlich keinen türkischen und trüben Anstrich in den französischen Karakter. Es sind, wenn man will, uns Teutschen noch dieselben Kinder mit allen ihren kleinen schuldigen und unschuldigen Spielen, noch dieselben liebenswürdigen Affen, die sie nur je gewesen sind, und wir müssen ihnen noch eben die langsamen, schwerfälligen und selbst beim Spielen ernsthaften Thiere scheinen, die wir ihnen immer waren. Also weg mit allen schlimmen und entehrenden Vorstellungen von den kleinen Leuten in Paris! Sie haben mit den großen zugleich gesündigt und verbrochen, auch unter ihnen sind Tiger und Ungeheuer gewesen; aber viel böses Blut mit vielem guten zugleich hat das Schwert der Brüder und der Fremden abgezapft, und anderes darf doch so ganz ungestraft nicht mehr aufsprudeln.

Es giebt unter dem kleinen Volke in Paris zwei sehr auszeichnend von einander unterschiedene Klassen, eine gröbere und eine feinere, von denen die letzte zugleich diejenigen in sich schließt, die man mit Recht Pöbel nennt. In jeder Sprache ist es durch eine heilige Uebereinkunft sanirt, nur diejenigen Menschen Pöbel zu nennen, die keinen

bestimmten und nützlichen Erwerb haben und treiben, die von losen Künsten der Verführung, der Gaukelei, und des Betrugs leben, die mit einer unverschämten Armuth und Faulheit prahlen, welcher ein bischen Industrie doch die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen weiß; die Tagelöhner, Knechte und Arbeitsleute hingegen, welche leider in den meisten Ländern das Schicksal haben, die ärmsten zu seyn, würde jeder sich schämen, Pöbel zu nennen, da sie unstreitig die nützlichsten und verdienteſten Glieder des Staats sind; deswegen giebt es auch in kleinen Städten und auf dem Lande keinen Pöbel. Solche Menschen des Landes und der kleinen Städte giebt es selbst in den Ringmauern von Paris; der eigentliche Pöbel mit einer Menge nützlicher Leute der untersten Klasse hält sich nur im Mittelpunkte des Gewimmels und der Verderbtheit auf. In Paſſy und Chaillot, in den Vorstädten Montmartre, St. Anton, St. Marcel ꝛc. wohnen viele Tausende, die nach der Stadt Paris nur in Geschäften und an Festtagen einmal eine Reise machen, in ihrem täglichen Leben ihr aber gar nicht anzugehören scheinen. Alle diese Gegenden waren auch vormals Dörfer, die nur allmälig mit dem wachsenden Koloß zusammengewachsen und endlich, unter Calonnes Ministerium durch Eine gemeinschaftliche Mauer aufs engste mit ihm verbunden sind. In diesen dörflichen Außengegenden der Stadt geht alles stiller und ländlicher her. Hier ißt man noch um zwölf Uhr zu Mittag und um sieben, acht Uhr zu Abend; hier singen noch fromme Stimmen den Abendsegen und ein frommes Schlaflied, wenn dort alle Theater und Kaffehäuser und Hallen vom wilden und taumelvollen Gebrause und Gesause der Freude hallen und klingen; hier thun sich schon die Lichter aus, wenn sie dort erst angezündet werden; hier wird mit der Sonne schon manche Hausthüre und manche Werkstätte geöffnet, wenn dort viele Tausende sich kaum zum ersten Schlaf nach einer durchschwärmten und durchtobten Nacht niederlegen;

hier geht noch manches vierzehnjährige Mädchen in Unschuld, das in dem schnelleren Umlauf der Menschentreibenden Maschine schon aufgerieben seyn und vielleicht weiter ins Hospital St. Ludwig und der Kapuziner geliefert worden seyn würde. Hier findet man nach Art der Wiener Vorstädte innerhalb der Linien ganze mit Getreide besäete Felder, große Kohl-Blumen- und Krautpflanzungen, geräumige Baumgärten und Klostergärten, deren alte Bewohner aus den entheiligten und trauernden Mauern ausgewandert sind, die jetzt öde mit zerschlagenen Fenstern da stehen und Käuze und Fledermäuse in die leeren Zellen lassen. Hier wohnen eine Menge Ackerleute, Gärtner, Tagelöhner und Fabrikanten und Manufakturisten, deren Werkstätten an diesen wohlfeileren und weniger bedrängten Stellen angelegt sind. Die Krämer, Höker, Gastwirthe und Handwerker, die sich hier gesetzt haben, stehen alle viele Stufen tiefer, als die in dem rechten Paris, obgleich sie herrliche Aufschriften und Aushängeschilde mit allen Franzosen gemein haben. Es ist ein angenehmer Kontrast, wenn man so von den Thuilerien nach dem Montmartre versetzt wird. Da kommen stille und fleißige Menschen abendlich von den Feldern, aus den Gärten und Werkstätten zu Hause, grüßen die bekannten Nachbaren und sprechen mit ihnen bei'm Vorübergehen, lassen sich von einem vorüberfahrenden und stillhaltenden Städter als eine neue Mähr erzählen, was vor drei, vier Tagen auf dem Pont neuf und um das Palais Egalité vorfiel und Paris schon längst vergessen hat, gehen in ein Bierhaus und lesen bei einem Gläschen andächtig ein Zeitungsblatt, das zwei Tage alt ist, und schwatzen nun endlich nach heißer Tagesarbeit auch ein Wörtchen über die Angelegenheiten der Nation, die keinen so nahe angehen, als diese Bürger, deren Kinder durch keine goldne Gaben und hochansehnliche Vettern der Konskription entgehen konnten. Nur an Feiertagen ist hier Lärm und Freude. Viele freilich wandern dann von

hier aus, um einmal das Leben auf den Boulevards, den elisäischen Feldern, um die Seine und Thuilerien zu genießen. Dagegen kommen aus dem Mittelpunkte der Stadt in Fiakern und zu Fuße desto mehrere zu einigen Gärten und Wirthshäusern dieser Gegenden, um, wie sie sagen, der Landluft und des Landlebens einmal froh zu werden. Da läßt sich der wohlanstehliche pariser Bürger einmal herab, in einer sogenannten Dorfschenke sein Mittagsmal einzunehmen und einem bäurischen Balle huldreich beizuwohnen. Er fühlt sich drei Köpfe höher und neun Köpfe klüger, als diese guten Leute, die seinen neuesten Lügen vom Palais royal, seinen Theateranekdoten, seinen witzigen Einfällen über die Regierung mit Erstaunen horchen, seine Titusköpfige theure Hälfte verwundernd ansehen und die Schnellfüßigkeit seines eilfjährigen Söhnleins bei'm Tanzen rühmen. Die zum Theil recht netten, aber fast ländlichen Gärten sind dann offen. Man spaziert, man jagt sich herum, spielt Kugel- und Kegelspiel und so läuft der fröhliche Tag aus. — Doch die guten Leute dieser Außenseiten der Stadt gehören eigentlich nicht zu dem kleinen Volke, von welchem ich hier schreiben will, zu dem kleinen Volke von Paris, welches mit der ganzen Lebensweise und Tagesweise der reichern Welt aufs engste verbunden ist, von dieser reicheren Welt lebt und durch mancherlei Annäherungen und Verschmelzungen sehr genau mit ihr verbunden ist. Es sind meistens ganz andre Menschen, Landleute und Kleinstädter, die nur geographisch und politisch zu Paris gehören, und denen man es nur an einzelnen versteckteren Zügen ablauschen kann, daß sie einen entfernten Zusammenhang mit dem größeren Lebenswirbel der großen Stadt haben.

Ich wende mich also zum kleinen Volke des Mittelpunktes von Paris, den ich mehrmals oben schon bestimmt habe, und sage davon noch einige Worte. Manches ist auch von diesem untersten Völkchen bei Gelegenheit schon

gesagt

gesagt und wird unten noch gesagt werden. Man erwarte hier also keine ermüdende Vollständigkeit, die Wiederhohlungen veranlassen und mich zwingen würde, Manches, das in einem passenden Gemählde ganz schicklich auf seinem Platze steht, etwas unbequem hieher zu zerren und lebenlos und todt ohne die Licht und Schatten gebenden Umgebungen hinzustellen. Der Geist der Vollständigkeit und Ordnung, der unsrer Nation rühmlich eigen ist, wird oft ein Fehler, wo es nicht auf ein trockenes System und eine Reihenfolge mehrerer in einander greifender Glieder ankömmt. Man kann uns noch immer das Nicht zu viel hinmahlen, weil wir oft vor lauter Vollständigkeit nie den Faden abzureißen und das Gewebe zu schließen verstehen.

Auch in der Region des rechten leibhaftigen Paris, worin ich mich jetzt befinde, giebt es unter dieser Klasse erstaunliche Stufen der Beschäftigungen und Erwerbzweige und der daher entspringenden Bildung und Darstellung. Ein Trödler, ein Hundearzt, ein Schieber des beweglichen Hauses der Göttin Kloacina hat natürlich einen weit feineren Ton, als der Wasserträger und der, den der Engländer Goldfinder nennt und der sein schmutziges Gewerbe nur bei Nacht treiben kann. Der niedrige Gauner und Gaukler und Bänkeprophet ist natürlich in dieser alles abschleifenden und wegschleifenden Stadt viel glatter und schlüpfriger, als der Fiaker, der seine Pferde striegeln, und als der Kärrner, der immer um sich stoßen und aus dem Wege! schreien muß. Man weiß, wie vieles brodlose und faule und ausgestreifte und ausgekehrte Gesindel in so einen schrecklichen und schleußlichen Menschenkloak zusammenfließt, als Paris ist; man weiß, wie es selbst der besten und wachsamsten Polizei unmöglich ist, eine Stadt, wo beinahe eine Million Menschen sich zusammen bewegt, von solchem heillosen Gesindel zu reinigen. Alles dieses Gesindel geht so frei mit unter dem großen Haufen, es hat kei-

nen Willen, zu arbeiten, und doch das Bedürfniß, zu leben; es muß also auf Mittel sinnen, wie es seine Blöße decken, ein Obdach gewinnen und essen und trinken mag, wenn es auch die größte Mäßigkeit gelernt hat. Man kann von dieser kleinen Menschenordnung wenigstens ein Drittheil rechnen, die des Morgens bei'm Erwachen keinen Pfennig in der Tasche haben, noch wissen, woher sie den Tag einen nehmen sollen, und ihr himmlischer Vater ernähret sie doch. Ich rede hier nicht von den Spitzbuben und Gaunern, die oft lange mit leeren Taschen und noch leererem Magen auf die Gelegenheit lauern müssen, die nicht alle Tage kömmt; nicht von den Glücksrittern vom Blumenfelde, die von einem Tage zum andern durch ihre goldnen Hoffnungen sich äffen lassen, und, ohne ein Spitzbuben zu seyn, durch ihr ephemerisches und zum Spielwerk Anderer herabgewürdigtes Leben gerade keine viel bessere Miene machen, als jene: nein, ich spreche von solchen, die freilich nicht arbeiten mögen, daß es Schultern und Beine müde macht, die aber durch kleine Dienste und Geschicklichkeiten doch ehrlich ihr leichtes Leben hinzubringen suchen. Es stellt sich z. B. einer an der Straßenecke eines berühmten Platzes oder an einem Durchgange bloß mit seinen zwei Füßen und Augen hin und thut, als thue er dort weiter nichts, als so da zu stehen. Aber er ist bei seiner scheinbaren Gleichmüthigkeit wie eine Falke, der seinen Raub nicht aus den Augen läßt, auch wenn er bloß auf den Wolken zu spielen scheint. Kaum wird er jemand gewahr, der durch seine fremde Miene, oder Kleidung, durch ein Paar große umherguckende Augen, durch öfteres Stillstehen und Lesen der Aufschriften der Straßenecken einen Fremden, oder Ausländer verräth, so macht er sich artig an ihn; und ist jener nicht schon gegen solche freundschaftliche Angriffe durch Erfahrung bewährt, so müßte es sonderbar zugehen, wenn dieser Aufpasser ihm in der Nähe nicht irgend eine Rarität zu zeigen, ihm etwas nach-

zuweisen, zu erzählen und vorzulügen wüßte, wofür man doch wenigstens so einen artigen Begleiter, der schon verräth, wo ihn der Schuh drückt, einen halben, oder ganzen Franken bezahlen muß. Ein Andrer, (oder eine Andre) wählt sich gleichfalls einen frequenten Ort und stellt sich, als verkaufe er seidne Strümpfe, Fächer und dergleichen, worin aber sein kleinstes Gewerbe besteht. Kaum erblickt er einen Vorübergehenden mit einem Löchlein im Strumpfe, kaum ein Dämchen, der ein Band, oder eine Fristrung am Kleide los ist, so fährt er mit höflichen Verbeugungen an das kranke Bein und Kleid und nähet und steckt es schnell zurecht; kaum wird er eines Flecks am Strumpfe, einer Kalk- oder Puderstelle am Aermel gewahr, so ist er mit einem Fleckkügelchen und einer Bürste bei der Hand, und reibt und bürstet so mitleidig und mit solchen Schmeicheleien der schönen, durch solchen Mangel entstellten Person, welche er unter Händen hat, daß man ihm allein für seine süßen Worte schon etwas geben muß. Hier stehen einige Träger, ihre Instrumente auf dem Nakken, dort halten einige Schiebkarren geduldig auf ihrem Posten und erwarten, daß jemand sie in Thätigkeit setze. Hier hat einer seinen Schemel mit dem Wachsfläschchen und den Bürsten hingepflanzt und ruft die bestäubten Schuhe und Stiefeln an, dort steht ein Katzenverschneider aus, der auf buntem Papier ein kleines Gemählde der Operation zeigt. Kurz die Summe der kleinen Geschäfte und Fertigkeiten ist unzählig, wodurch diese Art Menschen sich ihr spärliches Brod verdienen. Ich werde bei der Schilderung des Lebens und Treibens auf den Boulevards mehr davon zu sprechen Gelegenheit haben.

In dem Besitze der feineren und zierlichern Geschäfte, die dieser Menschenklasse anheim zu fallen pflegen, sind in der Regel eingebohrne Franzosen; andere Verrichtungen und Arbeiten, die etwas einträglicher, aber viel gemeiner und schmutziger und stinkender sind, haben Ausländer an

sich gerissen. Die Gebirgsvölker scheinen mit der Bergmaus die Lust des Wanderns gemein zu haben, oder vielmehr zwingt sie oft die Noth und Armuth ihrer Heimath, einen Theil ihrer Jugendjahre, oder auch die schönere Hälfte des Jahres, wo die Tage lang sind, draußen bei Fremden zuzubringen und nachher das Erworbene im Schooße ihrer Familie zu verzehren. Es sind also vorzüglich Bergbewohner sowohl aus Teutschland und Italien, als aus Frankreich selbst, welche in der Hauptstadt ihr Heil versuchen. Es ist wunderbar, wie der Mensch sich bei einem festen Vorsatze, bei einem unverrückten Hinblick auf ein gewiß zu erreichendes Ziel halten kann. Diese ehrlichen und fleißigen und sparsamen Menschen, die in der Entfernung eine kleine eigne Hütte, ein liebes Weib und liebe Kinder sehen, arbeiten dafür mit dem unabläßigsten Fleiße und der seltensten Anstrengung fünf, zehn, ja funfzehn Jahre, leben eingezogen und sparsam, versagen sich alle Vergnügungen, die irgend etwas kosten, oder von diesem Ziele abziehen, und bleiben unter dem verworfensten und liederlichsten Gesindel, unter den Beispielen der Schande und Verruchtheit, mit welchen sie täglich umgeben sind, oft Jahre lang rein und unschuldig, immer die fröhliche Zeit berechnend, wo sie mit der kleinen ersparten Habe wieder die vaterländischen Berge und Thäler sehen werden. Auch selbst ihr Aeußeres behaupten diese eingewanderten Zugvögel meistentheils, und man kann sie nicht bloß an ihrem Dialekt von den eingebohrnen Parisern ihrer Kaste unterscheiden. Vorzüglich wandern viele Savoyarden, Graubündtner, Bergschweitzer, Lothringer, Mümpelgarder, Auvergner ꝛc. ein, die sich in manche der schwereren Geschäfte theilen; doch haben manche von ihnen auch leichten und windigen Erwerb, wie es auch wohl nicht anders seyn kann. Feuer und Wasser, Kloake, Laternen, Pümpen, Botschaften gehören diesen Fremden meistens so an, daß sie ein Monopol darüber sich zu erringen gewußt haben und nicht

leicht einen Eingebohrnen unter sich recht aufkommen lassen. Manche dieser Zweige sind so wichtig und einträglich, daß sie mehr als einmal die Unzufriedenheit und das Murren über die Bürger von Paris veranlaßt haben, daß diese gleichgültig in den Händen der Fremden sehen, wovon ein Theil der eigenen Kinder der Stadt leben könnte. Es scheint unter diesen verschiedenen Landsmannschaften gleichsam eine Uebereinkunft Statt zu finden, einander nicht ins Handwerk zu greifen, und jede beobachtet die Gränzlinien, welche die Gewohnheit und Verjährung nun einmal gezogen haben. Dies bleibt nicht bloß bei dem ganzen Haufen stehen, sondern breitet sich selbst auf jeden Einzelnen aus. Jeder weiß das Posto, das er einmal eingenommen hat, und den Zirkel, innerhalb welchem er zaubern kann; und wehe ihm, wenn er einmal weiter geht! Sollten auch Tage hingehen, wo ihm keine Kunde zuläuft und kein Sol in die Tasche fällt, sollte er auch mit blöden Augen ansehen müssen, wie sein nächster Nachbar den ganzen Tag schert und hürset und verkauft, er mukset und weicht nicht von seinem Posten, lockt nicht und schreit nicht eher an, als bis das Wild in sein Gehäge hinein streift: ein Point d'Honneur des Lumpengesindels, das im schönsten Zusammenhange mit dem Karakter und der Denkungsart der Nation steht, und das, wo es ist, selbst dem Bettler noch etwas Menschliches läßt.

Unter diesen Menschen beschäftigen die Pumpen ihre Säuberung und Reparatur, das Aufgraben der Gassen und das Reinigen und Legen der Wasserröhren und Kanäle, eine große Menge, zumal da sie im Besitz sind, fast alle Häuser täglich mit dem nöthigen Wasser zu versorgen. Weil aber zu solchen Arbeiten breite Oswaldshände und starke Schultern gehören, und sie nicht jedes leichten Springers und hüpfenden Faullenzers Sache sind, auch Mancher seine feinen Hände und tanzgelehrten Füßchen zu verderben fürchtet, so sind die vierschrötigsten und rüstigsten Leiber in ihrem

als die andern reichen und guten Bürger, und man sollte also nicht Einem beilegen, was alle litten und sündigten. Mancher ehrliche und fromme Mann — es ist doch gut, daß es noch solche stille und fromme Menschen giebt — in meinem Vaterlande und in andern Ländern stellt sich noch so manches vor und meint so manches, was doch nicht gerade so ist. Er meint, die Nation müsse auf ihren Gesichtern und in Mienen und Gebehrden das Blut und die Wuth mit starken Malen gezeichnet tragen, welche die gebildetste und aufgeklärteste Nation Europens einige Jahre geschändet haben. Er meint, täglich und stündlich müsse man hier einem Kopfabschneider, dort einem Blutsäufer und Herzenausreißer, hier einem Henker der Septembernächte, dort einem Priester der republikanischen Hochzeiten begegnen; aber er meint nur so im frommen Sinne, weil er das menschliche Schicksal nicht kennt, noch kennen will. In seine meisten Vergehungen und Verbrechen wird zur Ehre der Menschheit und zugleich zur Beurkundung ihrer Schwäche der Mensch durch die unbegreifliche Ate hineingerissen, von welcher die weisen Alten vieles zu sagen wußten, die aber nach ihrem schönen Zeitalter der Dichtung und menschlichen Entzifferung des großen Schicksals vergessen ist. Wir sind alle fehlerhaft und sündlich, aber gottlob! bei den meisten von uns ist es ein Fieberwahn, ein Rausch, der uns unvermeidlich und unentfliehbar zu ziehen scheint. Wir sind doch mehr Thoren und Wahnsinnige, als Bösewichter und Schurken, die planmäßig und absichtlich das Böse einfädeln und weben. Man weiß, wie alles aus dem Menschen zu machen ist; wie er sich zu allem gewöhnen kann, wie er, ich mögte es behaupten, zuletzt einen Menschenkopf, wie einen Mohnkopf, abhauen kann, ohne eben etwas Schlimmes dabei zu denken. Nicht alle sind schuldig, die schlimme Dinge thun; wer sich bewußt ist, daß sie schlimm sind, und sie doch thut, nur der ist ein Bösewicht und nur dessen Zunge muß das Böse,

womit er täglich Umgang pflegt, zeichnen. Man sieht es wahrlich den jetzigen Parisern, weder den ordentlichen Bürgern, noch den haus- und geldlosen nicht an, daß vor einigen Jahren auf allen Plätzen und Gassen Blut geflossen ist, daß mancher von ihnen vielleicht das Blut mit vergießen geholfen hat. Alles ist wieder in dem gewöhnlichen Tritt, wenn man einzelne Brauseköpfe und Bösewichter ausnimmt, alles ist wieder eben so leichtsinnig, oft eben so albern und spielend mit großen und kleinen Dingen, als es nur je vorher gewesen ist; alles jagt wieder nach seinem Stückchen Brod, und wann es dieses erjagt hat, nach einem kleinen Vergnügen auch für sein Bedürfniß. Denn wie könnte ein Pariser ohne seine tägliche Unterhaltung leben? Die Revolution hat vielleicht mehr Stille und Glanzlosigkeit in Paris gebracht, aber wahrlich keinen tükkischen und trüben Anstrich in den französischen Karakter. Es sind, wenn man will, uns Teutschen noch dieselben Kinder mit allen ihren kleinen schuldigen und unschuldigen Spielen, noch dieselben liebenswürdigen Affen, die sie nur je gewesen sind, und wir müssen ihnen noch eben die langsamen, schwerfälligen und selbst beim Spielen ernsthaften Thiere scheinen, die wir ihnen immer waren. Also weg mit allen schlimmen und entehrenden Vorstellungen von den kleinen Leuten in Paris! Sie haben mit den großen zugleich gesündigt und verbrochen, auch unter ihnen sind Tiger und Ungeheuer gewesen; aber viel böses Blut mit vielem guten zugleich hat das Schwert der Brüder und der Fremden abgezapft, und anderes darf doch so ganz ungestraft nicht mehr aufsprudeln.

Es giebt unter dem kleinen Volke in Paris zwei sehr auszeichnend von einander unterschiedene Klassen, eine gröbere und eine feinere, von denen die letzte zugleich diejenigen in sich schließt, die man mit Recht Pöbel nennt. In jeder Sprache ist es durch eine heilige Uebereinkunft sanctirt, nur diejenigen Menschen Pöbel zu nennen, die keinen

bestimmten und nützlichen Erwerb haben und treiben, die von losen Künsten der Verführung, der Gaukelei, und des Betrugs leben, die mit einer unverschämten Armuth und Faulheit prahlen, welcher ein bischen Industrie doch die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen weiß; die Tagelöhner, Knechte und Arbeitsleute hingegen, welche leider in den meisten Ländern das Schicksal haben, die ärmsten zu seyn, würde jeder sich schämen, Pöbel zu nennen, da sie unstreitig die nützlichsten und verdientesten Glieder des Staats sind; deswegen giebt es auch in kleinen Städten und auf dem Lande keinen Pöbel. Solche Menschen des Landes und der kleinen Städte giebt es selbst in den Ringmauern von Paris; der eigentliche Pöbel mit einer Menge nützlicher Leute der untersten Klasse hält sich nur im Mittelpunkte des Gewimmels und der Verderbtheit auf. In Passi und Chaillot, in den Vorstädten Montmartre, St. Anton, St. Marcel ꝛc. wohnen viele Tausende, die nach der Stadt Paris nur in Geschäften und an Festtagen einmal eine Reise machen, in ihrem täglichen Leben ihr aber gar nicht anzugehören scheinen. Alle diese Gegenden waren auch vormals Dörfer, die nur allmälig mit dem wachsenden Koloß zusammengewachsen und endlich, unter Calonnes Ministerium durch Eine gemeinschaftliche Mauer aufs engste mit ihm verbunden sind. In diesen dörflichen Außengegenden der Stadt geht alles stiller und ländlicher her. Hier ißt man noch um zwölf Uhr zu Mittag und um sieben, acht Uhr zu Abend; hier singen noch fromme Stimmen den Abendsegen und ein frommes Schlaflied, wenn dort alle Theater und Kaffehäuser und Hallen vom wilden und taumelvollen Gebrause und Gesause der Freude hallen und klingen; hier thun sich schon die Lichter aus, wenn sie dort erst angezündet werden; hier wird mit der Sonne schon manche Hausthüre und manche Werkstätte geöffnet, wenn dort viele Tausende sich kaum zum ersten Schlaf nach einer durchschwärmten und durchtobten Nacht niederlegen;

hier geht noch manches vierzehnjährige Mädchen in Unschuld, das in dem schnelleren Umlauf der Menschentreibenden Maschine schon aufgerieben seyn und vielleicht weiter ins Hospital St. Ludwig und der Kapuziner geliefert worden seyn würde. Hier findet man nach Art der Wiener Vorstädte innerhalb der Linien ganze mit Getreide besäete Felder, große Kohl- Blumen- und Krautpflanzungen, geräumige Baumgärten und Klostergärten, deren alte Bewohner aus den entheiligten und trauernden Mauern ausgewandert sind, die jetzt öde mit zerschlagenen Fenstern da stehen und Käuze und Fledermäuse in die leeren Zellen lassen. Hier wohnen eine Menge Ackerleute, Gärtner, Taglöhner und Fabrikanten und Manufakturisten, deren Werkstätten an diesen wohlfeileren und weniger beengten Stellen angelegt sind. Die Krämer, Höker, Gastwirthe und Handwerker, die sich hier gesetzt haben, stehen alle viele Stufen tiefer, als die in dem rechten Paris, obgleich sie herrliche Aufschriften und Aushängeschilde mit allen Franzosen gemein haben. Es ist ein angenehmer Kontrast, wenn man so von den Thuilerien nach dem Montmartre versetzt wird. Da kommen stille und fleißige Menschen abendlich von den Feldern, aus den Gärten und Werkstätten zu Hause, grüßen die bekannten Nachbaren und sprechen mit ihnen bei'm Vorübergehen, lassen sich von einem vorüberfahrenden und stillhaltenden Städter als eine neue Mähe erzählen, was vor drei, vier Tagen auf dem Pont neuf und um das Palais Egalité vorfiel und Paris schon längst vergessen hat, gehen in ein Vierhaus und lesen bei einem Gläschen andächtig ein Zeitungsblatt, das zwei Tage alt ist, und schwatzen nun endlich nach heißer Tagesarbeit auch ein Wörtchen über die Angelegenheiten der Nation, die keinen so nahe angehen, als diese Bürger, deren Kinder durch keine goldne Gaben und hochansehnliche Vettern der Konskription entgehen konnten. Nur an Feiertagen ist hier Lärm und Freude. Viele freilich wandern dann von

hier aus, um einmal das Leben auf den Boulevards, den eliseischen Feldern, um die Seine und Thuilerien zu genießen. Dagegen kommen aus dem Mittelpunkte der Stadt in Fiakern und zu Fuße desto mehrere zu einigen Gärten und Wirthshäusern dieser Gegenden, um, wie sie sagen, der Landluft und des Landlebens einmal froh zu werden. Da läßt sich der wohlansehnliche pariser Bürger einmal herab, in einer sogenannten Dorfschenke sein Mittagsmal einzunehmen und einem bäurischen Balle huldreich beizuwohnen. Er fühlt sich drei Köpfe höher und neun Köpfe klüger, als diese guten Leute, die seinen neuesten Lügen vom Palais royal, seinen Theateranekdoten, seinen witzigen Einfällen über die Regierung mit Erstaunen horchen, seine Titusköpfige theure Hälfte verwundernd ansehen und die Schnellfüßigkeit seines eilfjährigen Söhnleins bei'm Tanzen rühmen. Die zum Theil recht netten, aber fast ländlichen Gärten sind dann offen. Man spaziert, man jagt sich herum, spielt Kugel- und Kegelspiel und so läuft der fröhliche Tag aus. — Doch die guten Leute dieser Außenseiten der Stadt gehören eigentlich nicht zu dem kleinen Volke, von welchem ich hier schreiben will, zu dem kleinen Volke von Paris, welches mit der ganzen Lebensweise und Tagesweise der reichern Welt aufs engste verbunden ist, von dieser reicheren Welt lebt und durch mancherlei Annäherungen und Verschmelzungen sehr genau mit ihr verbunden ist. Es sind meistens ganz andre Menschen, Landleute und Kleinstädter, die nur geographisch und politisch zu Paris gehören, und denen man es nur an einzelnen versteckteren Zügen ablauschen kann, daß sie einen entfernten Zusammenhang mit dem größeren Lebenswirbel der großen Stadt haben.

Ich wende mich also zum kleinen Volke des Mittelpunktes von Paris, den ich mehrmals oben schon bestimmt habe, und sage davon noch einige Worte. Manches ist auch von diesem untersten Völkchen bei Gelegenheit schon

gesagt

gesagt und wird unten noch gesagt werden. Man erwarte hier also keine ermüdende Vollständigkeit, die Wiederhohlungen veranlassen und mich zwingen würde, Manches, das in einem passenden Gemählde ganz schicklich auf seinem Platze steht, etwas unbequem hieher zu zerren und lebenlos und todt ohne die Licht und Schatten gebenden Umgebungen hinzustellen. Der Geist der Vollständigkeit und Ordnung, der unsrer Nation rühmlich eigen ist, wird oft ein Fehler, wo es nicht auf ein trockenes System und eine Reihenfolge mehrerer in einander greifender Glieder ankömmt. Man kann uns noch immer das Nicht zu viel hinmahlen, weil wir oft vor lauter Vollständigkeit nie den Faden abzureißen und das Gewebe zu schließen verstehen.

Auch in der Region des rechten leibhaftigen Paris, worin ich mich jetzt befinde, giebt es unter dieser Klasse erstaunliche Stufen der Beschäftigungen und Erwerbzweige und der daher entspringenden Bildung und Darstellung. Ein Trödler, ein Hundearzt, ein Schieber des beweglichen Hauses der Göttin Kloacina hat natürlich einen weit feineren Ton, als der Wasserträger und der, den der Engländer Goldfinder nennt und der sein schmutziges Gewerbe nur bei Nacht treiben kann. Der niedrige Gauner und Gaukler und Bänkeprophet ist natürlich in dieser alles abschleifenden und wegschleifenden Stadt viel glatter und schlüpfriger, als der Fiaker, der seine Pferde striegeln, und als der Kärrner, der immer um sich stoßen und aus dem Wege! schreien muß. Man weiß, wie vieles brodlose und faule und ausgestreifte und ausgekehrte Gesindel in so einen schrecklichen und schleußlichen Menschenkloak zusammenfließt, als Paris ist; man weiß, wie es selbst der besten und wachsamsten Polizei unmöglich ist, eine Stadt, wo beinahe eine Million Menschen sich zusammen bewegt, von solchem heillosen Gesindel zu reinigen. Alles dieses Gesindel geht so frei mit unter dem großen Haufen, es hat kei-

nen Willen, zu arbeiten, und doch das Bedürfniß, zu leben; es muß also auf Mittel sinnen, wie es seine Blöße decken, ein Obdach gewinnen und essen und trinken mag, wenn es auch die größte Mäßigkeit gelernt hat. Man kann von dieser kleinen Menschenordnung wenigstens ein Drittheil rechnen, die des Morgens bei'm Erwachen keinen Pfennig in der Tasche haben, noch wissen, woher sie den Tag einen nehmen sollen, und ihr himmlischer Vater ernähret sie doch. Ich rede hier nicht von den Spitzbuben und Gaunern, die oft lange mit leeren Taschen und noch leererem Magen auf die Gelegenheit lauern müssen, die nicht alle Tage kömmt; nicht von den Glücksrittern vom Blumenfelde, die von einem Tage zum andern durch ihre goldnen Hoffnungen sich äffen lassen, und, ohne eben Spitzbuben zu seyn, durch ihr ephemerisches und zum Spielwerk Anderer herabgewürdigtes Leben gerade keine viel bessere Miene machen, als jene: nein, ich spreche von solchen, die freilich nicht arbeiten mögen, daß es Schultern und Beine müde macht, die aber durch kleine Dienste und Geschicklichkeiten doch ehrlich ihr leichtes Leben hinzubringen suchen. Es stellt sich z. B. einer an der Straßenecke eines berühmten Platzes oder an einem Durchgange bloß mit seinen zwei Füßen und Augen hin und thut, als thue er dort weiter nichts, als so da zu stehen. Aber er ist bei seiner scheinbaren Gleichmüthigkeit wie eine Falke, der seinen Raub nicht aus den Augen läßt, auch wenn er bloß auf den Wolken zu spielen scheint. Kaum wird er jemand gewahr, der durch seine fremde Miene, oder Kleidung, durch ein Paar große umherguckende Augen, durch öfteres Stillstehen und Lesen der Aufschriften der Straßenecken einen Fremden, oder Ausländer verräth, so macht er sich artig an ihn; und ist jener nicht schon gegen solche freundschaftliche Angriffe durch Erfahrung bewährt, so müßte es sonderbar zugehen, wenn dieser Aufpasser ihm in der Nähe nicht irgend eine Rarität zu zeigen, ihm etwas nach-

zuweisen, zu erzählen und vorzulügen wüßte, wofür man doch wenigstens so einen artigen Begleiter, der schon verräth, wo ihn der Schuh drückt, einen halben, oder ganzen Franken bezahlen muß. Ein Andrer, (oder eine Andre) wählt sich gleichfalls einen frequenten Ort und stellt sich, als verkaufe er seidne Strümpfe, Fächer und dergleichen, worin aber sein kleinstes Gewerbe besteht. Kaum erblickt er einen Vorübergehenden mit einem Löchlein im Strumpfe, kaum ein Dämchen, der ein Band, oder eine Frisirung am Kleide los ist, so fährt er mit höflichen Verbeugungen an das kranke Bein und Kleid und nähet und steckt es schnell zurecht; kaum wird er eines Flecks am Strumpfe, einer Kalk- oder Puderstelle am Aermel gewahr, so ist er mit einem Fleckkügelchen und einer Bürste bei der Hand, und reibt und bürstet so mitleidig und mit solchen Schmeicheleien der schönen, durch solchen Mangel entstellten Person, welche er unter Händen hat, daß man ihm allein für seine süßen Worte schon etwas geben muß. Hier stehen einige Träger, ihre Instrumente auf dem Nakken, dort halten einige Schiebkarren geduldig auf ihrem Posten und erwarten, daß jemand sie in Thätigkeit setze. Hier hat einer seinen Schemel mit dem Wachsfläschchen und den Bürsten hingepflanzt und ruft die bestäubten Schuhe und Stiefeln an, dort steht ein Katzenverschneider aus, der auf buntem Papier ein kleines Gemählde der Operation zeigt. Kurz die Summe der kleinen Geschäfte und Fertigkeiten ist unzählig, wodurch diese Art Menschen sich ihr spärliches Brod verdienen. Ich werde bei der Schilderung des Lebens und Treibens auf den Boulevards mehr davon zu sprechen Gelegenheit haben.

In dem Besitze der feineren und zierlichern Geschäfte, die dieser Menschenklasse anheim zu fallen pflegen, sind in der Regel eingebohrne Franzosen; andere Verrichtungen und Arbeiten, die etwas einträglicher, aber viel gemeiner und schmutziger und stinkender sind, haben Ausländer an

sich gerissen. Die Gebirgsvölker scheinen mit der Bergmaus die Lust des Wanderns gemein zu haben, oder vielmehr zwingt sie oft die Noth und Armuth ihrer Heimath, einen Theil ihrer Jugendjahre, oder auch die schönere Hälfte des Jahres, wo die Tage lang sind, draußen bei Fremden zuzubringen und nachher das Erworbene im Schooße ihrer Familie zu verzehren. Es sind also vorzüglich Bergbewohner sowohl aus Teutschland und Italien, als aus Frankreich selbst, welche in der Hauptstadt ihr Heil versuchen. Es ist wunderbar, wie der Mensch sich bei einem festen Vorsatze, bei einem unverrückten Hinblick auf ein gewiß zu erreichendes Ziel halten kann. Diese ehrlichen und fleißigen und sparsamen Menschen, die in der Entfernung eine kleine eigne Hütte, ein liebes Weib und liebe Kinder sehen, arbeiten dafür mit dem unablässigsten Fleiße und der seltensten Anstrengung fünf, zehn, ja funfzehn Jahre, leben eingezogen und sparsam, versagen sich alle Vergnügungen, die irgend etwas kosten, oder von diesem Ziele abziehen, und bleiben unter dem verworfensten und liederlichsten Gesindel, unter den Beispielen der Schande und Verruchtheit, mit welchen sie täglich umgeben sind, oft Jahre lang rein und unschuldig, immer die fröhliche Zeit berechnend, wo sie mit der kleinen ersparten Habe wieder die vaterländischen Berge und Thäler sehen werden. Auch selbst ihr Aeußeres behaupten diese eingewanderten Zugvögel meistentheils, und man kann sie nicht bloß an ihrem Dialekt von den eingebohrnen Parisern ihrer Kaste unterscheiden. Vorzüglich wandern viele Savoyarden, Graubündtner, Bergschweitzer, Lothringer, Mümpelgarder, Auvergner ꝛc. ein, die sich in manche der schwereren Geschäfte theilen; doch haben manche von ihnen auch leichten und windigen Erwerb, wie es auch wohl nicht anders seyn kann. Feuer und Wasser, Kloake, Laternen, Pümpen, Botschaften gehören diesen Fremden meistens so an, daß sie ein Monopol darüber sich zu erringen gewußt haben und nicht

leicht einen Eingebohrnen unter sich recht aufkommen lassen. Manche dieser Zweige sind so wichtig und einträglich, daß sie mehr als einmal die Unzufriedenheit und das Murren über die Bürger von Paris veranlaßt haben, daß diese gleichgültig in den Händen der Fremden sehen, wovon ein Theil der eigenen Kinder der Stadt leben könnte. Es scheint unter diesen verschiedenen Landsmannschaften gleichsam eine Uebereinkunft Statt zu finden, einander nicht ins Handwerk zu greifen, und jede beobachtet die Gränzlinien, welche die Gewohnheit und Verjährung nun einmal gezogen haben. Dies bleibt nicht bloß bei dem ganzen Haufen stehen, sondern breitet sich selbst auf jeden Einzelnen aus. Jeder weiß das Posto, das er einmal eingenommen hat, und den Zirkel, innerhalb welchem er zaubern kann; und wehe ihm, wenn er einmal weiter geht! Sollten auch Tage hingehen, wo ihm keine Kunde zuläuft und kein Sol in die Tasche fällt, sollte er auch mit blöden Augen ansehen müssen, wie sein nächster Nachbar den ganzen Tag schert und hürstet und verkauft, er mukset und weicht nicht von seinem Posten, lockt nicht und schreit nicht eher an, als bis das Wild in sein Gehäge hinein streift: ein Point d'Honneur des Lumpengesindels, das im schönsten Zusammenhange mit dem Karakter und der Denkungsart der Nation steht, und das, wo es ist, selbst dem Bettler noch etwas Menschliches läßt.

Unter diesen Menschen beschäftigen die Pumpen ihre Säuberung und Reparatur, das Aufgraben der Gassen und das Reinigen und Legen der Wasserröhren und Kanäle, eine große Meyge, zumal da sie im Besitz sind, fast alle Häuser täglich mit dem nöthigen Wasser zu versorgen. Weil aber zu solchen Arbeiten breite Oswaldshände und starke Schultern gehören, und sie nicht jedes leichten Springers und hüpfenden Faullenzers Sache sind, auch Mancher seine feinen Hände und tanzgelehrten Füßchen zu verderben fürchtet, so sind die vierschrötigsten und rüstigsten Leiber in ihrem

einträglichsten Besitz. Die meisten sind Auvergner, auch manche Lothringer und Schweitzer, und man kennt sie nur unter dem gemeinschaftlichen Namen Wasserträger. Wenn man bedenkt, daß sie auf ihren Schultern den meisten Häusern der Stadt ihr Wasser zutragen, so schließt man leicht auf ihre Zahl, und auf die Derbheit ihrer Leiber; denn ein schwacher Rücken würde sich unter den großen Eimern und den langen Stangen bald beugen. Diese Gattung ist in dem Rufe, plump und grob zu seyn, und keinem leicht aus dem Wege zu gehen. Sie sind nun einmal gezwungen, bei dem Wassertragen nicht viel auszuweichen, und Manchen mit den Bäumen etwas unsanft von sich abzuschieben, und der Umgang mit dem nassen Elemente hat es überall an sich, die Leute etwas mürrisch und ungefällig zu machen. Aber bei diesem Rufe, der ihnen kein Unrecht thun mag, haben sie noch den, treue und ehrliche Bürger zu seyn. Sie haben den Geist unter sich, jedes räudige Schaaf, das sich eine unehrliche Handlung zu Schulden kommen läßt, sogleich unter sich abzustrafen, und auf immer aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Auch vertraut man so einem Wasserträger sein Haus und sein Habe und Gut zu bewachen an, und es ist fast beispiellos, daß er je solches Vertrauen misbrauchte. Man rühmt es auch allgemein, daß diese fleißigen und nützlichen Menschen bei den wüthenden Stürmen der Revolution keine Rolle gespielt, sondern meistens still zugesehen haben. Sollte der Umgang mit dem Wasser wirklich so viel Abkühlendes haben? oder läßt eine beständige Arbeitsamkeit den Menschen weniger leicht aus dem gewöhnlichen Gleise schweifen?

Das Pariser Wasser ist während des Sommers schlecht, und im Winter und Frühlinge kaum mittelmäßig. Die also rechte Wassertrinker sind, lassen es sich aus einzelnen Brunnen der höher liegenden Vorstädte, und aus dem berühmten Brunnen von Passi bringen, um welchen ganz nette Bäder mit einem hübschen Garten angelegt sind, die

aber wenig besucht werden. Indessen macht auch das Verkaufen und Umtragen des Trinkwassers auf den Straßen für einen ganzen Haufen Menschen keinen unbedeutenden Nahrungszweig aus. Wo eine Menge Volks versammelt ist, auf den Boulevards, dem Revolutionsplatze, bei öffentlichen Festen, laufen Hunderte mit dem Ausruf: Vendés! Qui veut boire? herum, und Mancher läßt sich ein Glas lauwarmen und umgeschütteten Wassers von schmierigen Händen einschenken. Gewöhnlich sind es alte, schwächliche und gebrechliche Männer und Weiber, die diesen nicht uneinträglichen Handel treiben, mit einer Waare, die ihnen nichts kostet, als das Hohlen, einige Rückenschmerzen, und einen etwas früher abgeschabten Rock. Das Gefäß, worin sie es tragen, ist aus verzinntem Blech verfertigt, meistens in Cylinderform, zuweilen etwas viereckigt; es hat in der Regel an drei und drittehalb Fuß Länge, bei einer Breite von sechs bis acht Zoll, und hängt auf dem Rücken, wie ein blinkender und oben verschlossener Köcher. Unten geht aus diesem Köcher, dessen lauer und schlaffer Inhalt nie Liebesgluthen entzünden wird, oft ein kleinerer Cylinder einige Zoll lang, woran eine Schraube oder ein Hahn zum Zapfen befestigt ist. Sobald einer dem Schreier stillsteht, dreht er auf, füllt sein Glas, das er aus einer lumpigen Tasche hohlt, und empfängt dafür seinen Centime, (ein Fünftel von einem Sol;) halben und ganzen Sol, je nachdem die durstigen Kunden bezahlen. Mir ist diese Art, sich einschenken zu lassen, immer so ekelhaft gewesen, daß ich nicht begreife, wie man sich nicht lieber zu Tantalus Pein hinandürstet, als solches Wasser aus solchem Fasse und solchen Händen sich einschenken zu lassen. Wenn die Hitze des Tages und Jahres am größten ist, giebt es die meisten Trinker. Nun denke man sich den halbausgeschenkten Köcher auf dem Rücken, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, die das Metall halb glühend machen; dieses lauwarme Wasser drinnen, das nie die erquickende Kühle eines

Quellenwassers gehabt hat, so in dem heißen Köcher umgeschüttelt und zum Schäumen gebracht, und das die verschmachteten Lippen hinabgegossen. Diese unkriegerischen Köcherträger haben bei allem dem noch manche Künste, sich Absatz zu verschaffen. Sie rufen laut aus, daß sie diese und jene kühlende Essenz in ihrem Wasser aufgelöst, daß sie das und jenes hineingegossen haben, ihm einen lieblichen Geschmack zu geben, daß sie es mit eigenen Händen als trinkbaren Nektar der Nymphen aus dem Gesundbrunnen zu Passi aufgefüllt haben, und was der Worte mehr sind. Es hilft doch, denn die Leute drängen sich oft um diesen abscheulichen Trank.

Aber nicht bloß in Köchern und Cylindern wird auf allen Märkten und Gassen Wasser feil geboten. Auch unter Zelten und hinter Tischen stehen alte Weiber, die Weißbrod, Kuchen und Früchte verkaufen, damit aus. Ich glaubte anfangs, die Menge gefüllter Gläser und Flaschen auf den Tischen enthielten Branntweine und Liköre, und ließ das noch als ein gutes Mittel gegen den Sonnen- und Magenstich gelten; aber bald riß mich die Erfahrung aus meinem Irrthum. Es waren nemlich auf den Tischen alle möglichen Farben in den Flaschen, roth, blau, gelb, und ich dachte, dies sei ein Zuguß, womit die Liköre abgezogen seyen, wie z. B. Kirschen, Pflaumen, Pomeranzen. Aber es ist nichts, als gefärbtes Wasser, worin sie ein wenig Süßholz, Safran und einigen Himbeer- und Johannisbeerensaft zerlassen, ohne daß das Wasser davon einen anziehenderen und lieblicheren Geschmack bekäme. Unter dem Tische stehen gewöhnlich ein Paar volle Eimer, woraus die Flaschen gefüllt und alsdann neu gefärbt werden. Zu diesem Färben zwingt sie wohl nicht so wohl der Geschmack der Pariser, als die Nothwendigkeit, die trübe und schmutzige Farbe des Seinewassers den Augen ein wenig zu verbergen.

Auch zu den Laternen und deren Besorgung ist eine eigne Klasse von Menschen bestimmt, und auch dieses schmutzige Geschäft ist größtentheils in den Händen der Ausländer, die ich oben genannt habe. Wer kennt nicht die berühmten Laternenpfähle mit ihren galgenartigen Armen, woran die Lampen gehängt werden? Doch ist in manchen Gassen die Mode, daß an höheren Pfählen Stricke befestigt sind, die von einem Pfahle zum andern queer über die Gassen laufen, und in der Mitte der Gasse das Lämpchen in der Luft tragen.

Eine eigne Art sind die unzählige Menge Savoyarden, die sich hier aufhalten, mehrere Jahre ein unansehnliches und unschreibbares Gewerbe treiben, und doch selten ganz leer und nackt wieder in die arme Heimath zurückgehen. Jetzt, da ganz Savoyen mit zur französischen Republik geschlagen ist, haben sie hier noch mehr Recht, als ächte Bürger des Landes, wie vormals. So sehr sie durch ihr treues und gefälliges Betragen sich die Liebe der bessern Bürger zu erwerben wissen, so verhaßt sind sie meistens den Pariserm die mit ihnen auf derselben Schnur stehen. Diese nennen sie nur Juden, weil sie gegen ihre Arbeitsamkeit, Industrie und Sparsamkeit nicht aufkommen können. Man glaubt auch gar nicht, wie viele Wege sich diese zum Gelde der Reicheren zu öffnen, und wie sie aus Nichts Etwas zu machen wissen, die schwerste Kunst, wie die gewöhnlichste des menschlichen Lebens, von dem Bettler unten, bis zum Thronenbesitzer oben hinauf gezählt. Die Väter, die hier vormals ihre Laufbahn nicht unglücklich gemacht haben, senden im vierzehnten und funfzehnten Jahre von den kahlen Bergen ihre Söhne hieher, die oft zuerst mit einem Leyerkasten und einem Murmelthiere auf den Schauplatz treten. Zu allem brauchbar, lassen sich die Savoyarden zu allem brauchen, und wissen dabei doch klug genug den Charakter der Ehrlichkeit und Treue zu bewahren. Mit unbedeutenden Geschäften, mit kleinen Dien-

sten und Geschicklichkeiten, ohne ein ordentliches Gewerbe und Handwerk zu treiben, wissen sie ihr kleines tägliches Brod zu erjagen. Der eine bürstet es, von den Schuhen anderer Leute, der andre spielt es mit Murmelthieren, Hunden und Hasen aus ihrer Tasche, der dritte erspionirt, der vierte erläuft es sich als Bote. Beiläufig gesagt, dieses Amt der Unterhändler und Boten soll sehr in ihren Händen seyn, und man weiß wohl, daß es den nährt, der es treu und klug zu treiben versteht. Sie haben, weil die Dieberei unter ihnen sehr selten ist, und weil sie immer Kleinigkeiten herumzutragen und zu verschachern haben, in alle Häuser einen ungehinderten Eintritt, und können gefährliche Botschaften ohne allen Verdacht mit der größten Leichtigkeit herumtragen. Wer also etwas ausspioniren und wissen will, der trägt es einem Savoyarden auf, und bringt es sicher heraus und erfährt es, wenn es irgend ausspionirbar und erfahrbar ist. Wer kleine Liebesangelegenheiten auf den Händen, und ein flüsterndes Wörtchen und diebisches Liebesbriefchen an jemand zu bestellen hat, der übergebe es den Ohren und Händen eines Savoyardenbuben, und wenn alle Thore und Thüren Thürme der Damen und alle Augen und Ohren Argusische Wächter und Spionen sind, er sprengt und betrügt sie. Das wichtigste und größte Geheimniß, die verwickeltste Geschichte ist bei diesen Menschen gut aufgehoben, und was sie etwa einmal in der That nicht wirklich machen können, das verderben sie doch nie durch Indiskretion und Untreue. Und bei allen diesen Geschäften von so mancherlei Art, und zum Theil mit so niedrigen Dingen umgehend, werden sie selten zu Helfershelfern von eigentlichen Schurken, zu Kupplern, Anlockern für Spieler ꝛc. erniedrigt.

Der eingebohrne Pariser ist eitel, und bei aller Mäßigkeit in den kleinen Flittern und Verzierungen des Lebens üppig und verschwenderisch, so daß gewöhnlich heute zerrinnt, was er heute gewinnt; er lebt lustig und gut,

wenn er was Gutes verdient hat, putzt sich, macht einen Spaziergang, einen Tanz in einer Schenke oder einem Garten; aber die meisten Fremden dieser untersten Ordnung leben unglaublich sparsam und genügsam. Wenn sie nur zu ebener Erde, oder in einem Keller ein Loch haben, wo sie einkriechen und die müden Glieder durch Schlaf erquikken und unter Obdach bringen können, so sind sie sich zufrieden. Was haben sie auch viel unter dem Dache zu thun, da ihre meiste Arbeit im Freien ist? Ja viele von ihnen leben ein rechtes Leben der neapolitanischen Lazaroni, obgleich kein so faules. Die nemlich nur den Sommer hier zu bleiben, und mit der schlimmen Jahrszeit wieder heimzugehen denken, sehen sich zum Theil nicht einmal nach einer Schlafstelle um, oder andre, die auch hier bleiben, ersparen doch im Sommer die Miethe. Da das Omnia mea mecum porto von ihrem Kittel und ihren wenigen Sols gilt, so wird jede Halle, jede Bank, jeder Eckstein, hinter welchem sie vor den Wagenrädern geborgen sind, ihnen ein sicheres Bette. Wie viele habe ich oft nach Mitternacht so ruhig und warm schlafen gefunden, und oft beneidet! Keine Sorge des Geitzhalses macht ihren steinernen Pfühl ihnen hart, kein rasselnder Wagen schreckt die Müden auf, keine Wohllust peinigt sie mit lüsternen Träumen; die Mäßigen, deren Wünsche selten zu Wasser werden, haben selbst die Zeit noch hinter Jahre hinausgesetzt, wo sie lieben, und auf einem weicheren Lager in den Armen eines Weibes entschlafen dürfen. Leicht und wohlfeil, wie ihr Schlaf, ist auch ihre tägliche Speise. Eine Fleischsuppe, ein Stück Braten um einige Sols finden sie zu der Hauptmahlzeit bei jedem Garkoch, und essen brav Brod, Kraut und Grün dazu, und trinken schlechten Wein und wohlfeiles Bier. Leichter wird Frühstück und Abendbrod abgemacht. Wenn es hoch kömmt, so gehen sie in einen Keller und essen ein Butterbrod und eine Wurst, oder Käse und Brod, und trinken ein Schlückchen dazu; oder sie essen

zu dem Wein und Wasser, den sie in einer Flasche mit sich herumtragen, Brod mit Salat und Zwiebeln und Knoblauch und Gurken, die sie entweder in das Brod einreiben, und so als Leckerbissen verzehren, oder mit einigen Körnern Salz bestreut, dazu essen. Dabei sind sie zufrieden und frohes Muthes, und singen bei ihrem Knoblauchbrod und ihrem gewässerten Wein lustiger, als der Teutsche, wenn er Magen und Gehirn mit fetten Bissen und gutem Wein und Bier gefüllt hat.

Nicht besser und fetter leben diejenigen dieser Klasse, die gerade in Paris nicht reich werden, sondern, wie die Reichsten, der Jugend geniessen und sich freuen wollen. Um die kleinen Vergnügungen, welche sie mit Recht für den Hauptzweck des kurzen Lebens halten, bestreiten zu können, müssen sie oft noch mehr darben, und der Kehle und dem Magen mehr versagen, als diejenigen, die ihr Fach darauf gemacht haben, einmal mit einem Kapitälchen aus Paris zu ziehen. Sie wollen gegen sechs Uhr Abends, wo der Schmutz und Staub der Arbeit abgeschüttelt wird und die Instrumente ihres Gewerbes bei Seite gelegt werden, mit der besseren Welt doch in einer etwas glatteren Haut erscheinen. Da muß ein netterer Rock angezogen werden, die Füße, die mit einem Feinsliebchen noch zu irgend einem Gelage und Balle wollen, müssen ein Paar seidene und baumwollene Strümpfe und Schuhe mit blitzenden Schnallen bekleiden, das Haar muß gekämmt und gepudert, ein bischen Pomade und wohlriechendes Oel muß eingestrichen und aufgesprützt werden, um jede Spur des schwitzigen und unreinen Tages zu verwischen. Ist es Dekadi, oder ein anderer Feiertag, so muß man eine Promenade nach Près St. Gervais, Charenton, Marly, St. Cloud, Meudon ꝛc. in einem Fiaker, oder zu Boote auf der Seine machen — denn wer könnte an einem solchen Tage mit seiner Gesellin und Tänzerin zu Fuße gehen? — und die Gesellschaft unterhalten und traktiren; man muß

sich dabei wie ein Gentleman aufführen, sich ein Ansehen geben und ein wenig in die Brust werfen, und das kostet Geld. Wie mancher hungert hier drei, vier Tage, um den fünften einmal zierlicher leben und sich auch einmal fühlen zu können; das kann nicht so leicht ein anderes Volk, obgleich es schade ist, daß es das nicht kann. Wie Mancher springt hier in krausfrisirten Haaren und seidenen Strümpfen herum, wie Mancher schimmert und blitzt an seinem Leibe vom Haupt zu den Füßen, der ein schlimmeres Glokkenspiel des Hungers, als das des jüngsten Gerichts, in seinen Eingeweiden klingen hört! Es ist die Armuth mit dem schönen Schein, worin die Franzosen es vielleicht so weit bringen können, daß sie sich selbst glückselig täuschen. Doch immer tausendmal besser, als die Armuth, die unverschämt mit ihrer Blöße und ihren Lumpen den Leuten vor die Augen tritt.

Ich habe oft die Feinheit und Täuscherei dieses liebenswürdigen Volks verlacht, womit sie einander ganz unbefangen und doch wissentlich entgegen kommen. Sie sind ewige Schauspieler, ich nehme die untersten und kleinsten nicht aus. Ich sage, ich habe anfangs gelacht; aber ich habe damit aufgehört, auch hierin einen Zug edlerer Bildung zu finden und einer Schonung, die immer die erste gesellige Tugend bleiben wird. Die Gartenihaber und Schenkwirthe empfangen mit gleicher Artigkeit den, der aus einem prächtigen Phaëton, und aus einem langsam heranrudernden Boote steigt, sie bringen gleich freundlich und schnell, was zwei Sols und zwei Franken kostet, danken gleich verbindlich dem, der ihnen einen Sol, und dem, der ein Sechsfrankenstück giebt. So behandeln sich die Leute dieses Standes auch unter einander. Der Führer und Traktirer bietet seinem Genossen, oder Genossin alles mögliche Leckere und Kostbare mit dem größten Eifer an; diese aber werden nie etwas fordern, was die Börse des gütigen Freundes beängstigt, doch werden sie es sich nie

merken lassen, daß sie es aus so einer Rücksicht nicht nehmen. Eben so sind auch der Ton und die Sitten im Umgange, bei der Tafel, beim Tanze, bei dem Zusammentreffen mit einander. Alles ist Freundlichkeit und Höflichkeit; niemand auch dieses Pöbels wagt es zu vergessen, daß die Nation seit Jahrhunderten durch den Geist der Urbanität und Galanterie in ganz Europa berühmt gewesen ist. Man begegnet einander mit dem möglichsten Anstande und der größten Wichtigkeit, wie man sie nur von der feineren Welt zu kopiren gewußt hat. Jeder Haube, sei es die garstigste Hure, gebührt die erste Stelle, das erste Essen, die Achtung und Schonung, die man dem schwächeren Geschlechte schuldig ist. Man trinkt, man lacht, tanzt, singt und hüpft, aber selten wird es ein so wildes und kannibalisches Toben und Rasen der Freude, wie man leider im heiligen römischen Reiche teutscher Nation oft in Gesellschaften sieht, die sich die bessern nennen. Dieses kleine Volk hat seine eignen Lieblingsörter, die es am fleißigsten besucht, seine Gärten, Tanzböden, Schenken, Keller und Kaffehäuser. Ich würde aber zu klein werden, wenn ich es durch alle diese mit den verschiedenen möglichen und wirklichen Rollen durchlaufen lassen wollte. Beiläufig wird auch davon noch Einiges vorkommen, und Einiges am rechten Orte ist immer besser, als Vieles am unrechten von allen Ecken zusammengehohlt.

70711951